WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.8

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
ARTIBUS
DOMARE

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das deutsche Jägerbuch.

Von C. W. Allers und Ludwig Ganghofer.

Zweite Auflage.

Mit 152 Illustrationen nach Originalzeichnungen von C. W. Allers, worunter 10 Kunstbeilagen.

223 Seiten Text von Ludwig Ganghofer.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 20 Mark.

Das „Deutsche Jägerbuch" führt hinein in das wechselreiche, frischfröhliche Weidwerktreiben. Packend schildert kein Geringerer als Ludwig Ganghofer, der Schriftsteller und Jäger von Ruf, die hohe und niedere Jagd in der erhabenen Welt der Alpen wie im Flachlande. Jedes Kapitel ist eigentlich eine humor- und gemütvolle Jagdgeschichte, in die der sachliche Kern in glücklicher Weise hineingewoben wurde. Das alles ist geschmückt mit bald heiteren, bald stimmungsvollen Bildern von Allers, frisch nach dem Leben. Wer möchte nicht dieses Seite für Seite genußreiche Buch immer wieder von neuem gern zur Hand nehmen! Das „Deutsche Jägerbuch" sollte in der Bibliothek keines Jägers oder Jagdfreundes fehlen. Wir empfehlen es als prächtiges Geschenkwerk von bleibendem Werte.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths Gesammelte Werke.

Illustriert von Fritz Bergen.

Vollständig in 10 Bänden broschiert oder elegant gebunden.
Broschiert jeder Band 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Die stete Nachfrage nach den gemütvollen Schriften der gefeierten Verfasserin bewies längst, wie nahe sie in ihren Erzählungen, Schilderungen und Beobachtungen dem Empfinden und Denken unseres Volkes kommt. Man hat sie einen Apostel der Zufriedenheit genannt. Die Art, wie sie bald mit erquickendem Humor, bald mit tiefem Ernst ihre Mission, vor allem am Frauengemüt erfüllt, wird niemals veralten, ihr die Herzen jeder Zeit gewinnen.

Band 1: Bilder und Geschichten aus Schwaben. 1. Teil. Genrebilder aus einer kleinen Stadt. — Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie. — Die alten Häuser von K. — Schwäbische Pfarrhäuser. — Heiratsgeschichten.

Band 2: Bilder und Geschichten aus Schwaben. 2. Teil. Gestalten aus der Alltagswelt. — Krumme und gerade Lebenswege. — Hagestolze. — Vom Dorf.

Band 3: Aus dem Frauenleben. 1. Teil. Ein sonnenloses Leben. — Morgen, Mittag und Abend. — Die Verschmähte. — Unabhängigkeit. — Der erste Ehezwist.

Band 4: Aus dem Frauenleben. 2. Teil. Die Lehrjahre der zwei Schwestern. — Mädchenbriefe. — Lebensglück. — Ein Herbsttag bei Weinsberg. — Tote Treue.

Band 5: Lebensrätsel. Klosterfräulein. — Liebeszauber. — Mußte es so sein? — Eine dunkle Familiengeschichte. — Drei Feste.

Band 6: Die Heimat der Frau. Heimkehr. — Verfehlte Wahl. — Daheim.

Band 7: Im Tageslicht. Frauengalerie. — Vor dem letzten Haus. — Herr Wegler und seine Frau. — Wiedersehen. — Eugenie.

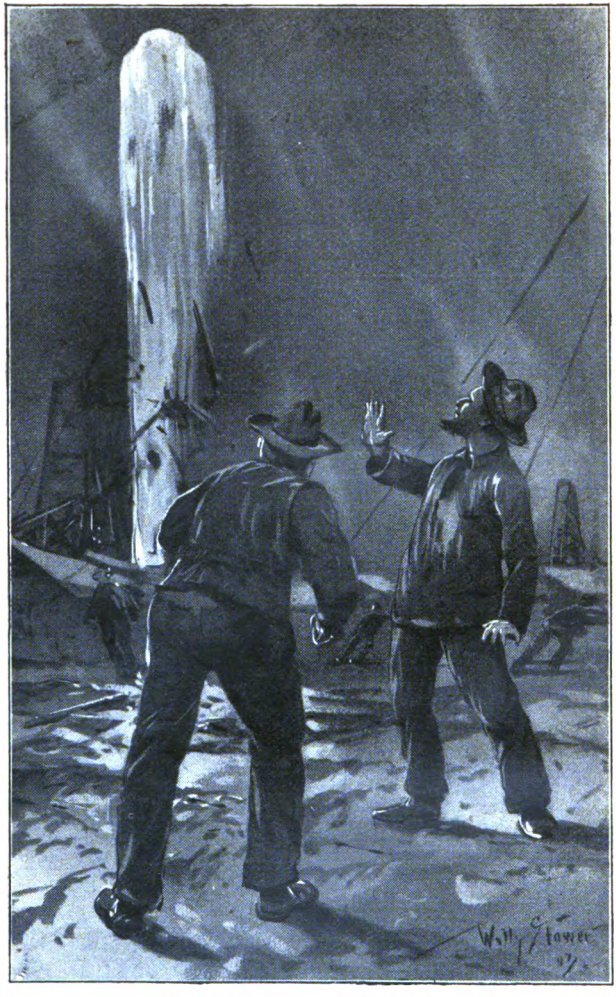
Band 8: Zur Dämmerstunde. Alte Liebe rostet nicht. — Eine Schulmeisterfamilie. — Zwei Namensschwestern. — Dem Abgrunde zu. — Im Sanitätsverein.

Band 9: Auguste. — Beim Lampenlicht. Auguste. — Margaretens Sylvesterabend. — Die drei Schwestern, oder Der Herr behütet die Einfältigen. — Onkel Gottliebs Jugendliebe. — Großvaters Brautwerbung. — Zweimal verkauft.

Band 10: Perlen aus dem Sande. Aus trüben Wassern. — Die Schule der Demut. — Marie und Maria. — Taube Blüten.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Erst das Geschäft!“ von Ulrich Myers. (S.
Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Achter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, ds
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schiffbruch. Roman von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) 7

Erst das Geschäft! Aus den Erinnerungen eines Ingenieurs. Von Ulrich Myers 55
Mit Illustrationen von Willy Stöwer.

Fürsten auf der Jagd. Eine Weidmannsskizze. Von Hans Petersen 70
Mit 8 Illustrationen.

Auf der Sandbank. Novelle von A. Noël 91

Im Altmühltal. Ein Streifzug von W. Helmuth . . . 149
Mit 9 Illustrationen.

Eingefangen. Eine tragisch-komische Geschichte. Von A. Theinert 165

Die Finger als Verräter. Skizze aus dem kriminalistischen Erkennungsdienst. Von H. Wolfram 181
Mit 11 Illustrationen.

Die Welteisenbahn. Ein Zukunftsbild von D. B. Warren 194
Mit einer Karte.

Mannigfaltiges:

Der Koffer des Toten 204

Neue Erfindungen:

I. Elektrisches Taschenfeuerzeug 208
Mit Illustration.

II. Wasserstandsschutzvorrichtung mit Spiegel . . 209
Mit Illustration.

Seite

Ein toller Streich 210
Ameisenjagende Spinnen 212
Kronenschicksale 214
Der Kältepol der Erde 215
Mit Illustration.
Italienische Schildbürger 217
Das Getreidehospital 218
Die sämtlichen Eisenbahnstationen Europas 223
Ein Menschenfreund 224
Sittenbilder aus Korea 225
Mit 2 Illustrationen.
Das Brummeisen 228
Ein Heringsteich 230
Kaffernchirurgie 231
Das Wachgespenst 232
Ein verhängnisvoller Windstoss 234
Eine seltsame Bratpfanne 237
Hundezucht in der Mandschurei 238
Toilettensorgen 238
Kostbarer Tee 239
Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert 240

Schiffbruch.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dreizehntes Kapitel.

Markas Antwort, die wenige Tage ſpäter eintraf, befriedigte Aſta durchaus nicht. Der Rat, vor allen Dingen ihrem Mann, ihrem Haus zu leben, kam ihr ſpießbürgerlich und beſchränkt vor. Markas Behauptung, daß ſie nur dann mit ruhigem Gewiſſen an ihrem Flügel Erholung ſuche, wenn ſie ihren Haushalt beſorgt, Hanſel in der Schule, der geliebte Dichter in ſeiner ſtillen Studierſtube ſei, mochte vielleicht für jemand, der nicht weiter in ſeiner Kunſt kommen wollte, angängig ſein; wenn man aber noch mitten im Streben ſteckte, dann tat man recht, ſich alles Störende fernzuhalten, wie Haushaltsſorgen, Leuteärger, Geſelligkeit und die mancherlei Anſprüche, die ein Ehemann zu ſtellen beliebte.

Nach dieſem Grundſatz handelte Aſta. William mochte nach Hauſe kommen, wann er wollte — er hörte Aſta Übungen ſingen oder ſpielen. Mit fieberhaftem Eifer ſuchte ſie alles im letzten Jahr Verſäumte nach-

zuholen. Unterricht, der ihren Ansprüchen und Kenntnissen genügen konnte, gab es in Wilhelmshaven nicht. Sie mußte sich also allein weiterhelfen. Das stachelte ihren Ehrgeiz immer mehr an. Der Köchin verbot sie, sich mit Fragen wegen des Mittagessens an sie zu wenden. Natürlich nutzte die schlaue Person die Unerfahrenheit und Gleichgültigkeit der jungen Frau nach jeder Richtung hin aus. Ein schwunghafter Handel mit allen möglichen Lebensmitteln war bald im Gange. Das Hausmädchen strengte sich auch nicht weiter an. Der Bursche fand es viel vergnüglicher, seine Zeit mit Coursschneiden wie mit Silberputzen, Lampenreinigen und Parkettbürsten hinzubringen.

Normann merkte sehr bald, daß in seinem Hause nicht alles so stand, wie es wohl sollte. Wenn er auch Astas Jugend und Unerfahrenheit in Anrechnung brachte, ganz so staubig und nachlässig hätte es darum doch nicht in ihrer Häuslichkeit zu sein brauchen.

Nach einigen Wochen riß ihm die Geduld. Wie die meisten Herren, konnte auch er seine Dienstboten nicht anlernen, wenn sie faul waren, sondern sie nur hinauswerfen. Da Asta ihre Wirtschaftsbücher durchaus nicht führen wollte, so fing er an, selbst mit der Köchin abzurechnen, was natürlich zur Folge hatte, daß er ihre Unterschlagungen bemerkte und sie auf der Stelle entließ.

Nach einem schrecklichen Interregnum mehrerer untauglicher Persönlichkeiten gelang es endlich, ein freundlich-bescheidenes Wesen aufzutreiben, das ihrer eigenen Ansicht nach gut zu kochen verstand — wenigstens Hausmannskost. Auch dies erwies sich indessen als eine ungerechtfertigte Einbildung ihrerseits. Jens wurde abgelöst, da er das Courmachen zu intensiv zu betreiben begann. Das Hausmädchen litt seit seinem

Fortgehen an chronisch übler Laune. Der neue Bursche blieb, weil niemand ihn genügend anlernte, in den Anfangsstadien seines Dienstes hoffnungslos stecken.

Ein stets mangelhaft gekochtes Essen, schlecht brennende Lampen, staubige Zimmer sind auf die Dauer ein höchst unbehaglicher Zustand, vor allem für einen Menschen wie William, der von Natur pünktlich und akkurat in allem war. Er litt unter diesen Zuständen, noch mehr aber unter der sich täglich schärfer aufdrängenden Überzeugung, wie wenig Asta an ihn und sein Wohlbefinden dachte. Sie lebte völlig eingesponnen in ihre eigene Gedankenwelt neben ihm her. Seine erst sehr milden, später ernsteren Vorstellungen, sich etwas mehr um ihren Haushalt kümmern zu wollen, prallten völlig eindruckslos an ihr ab. „Es stört mich beim Üben," blieb stets ihre Entgegnung, mit der sie alle seine Auseinandersetzungen endgültig aus dem Felde zu schlagen glaubte.

„Dann mußt du eben etwas weniger üben," antwortete er endlich gereizt durch ihren passiven, unbesieglichen Widerstand. „Vor allen Dingen bist du meine Frau und hast deinen Haushalt in Ordnung zu halten. Du brauchst dich nicht mehr zur Künstlerin auszubilden."

„Das will ich aber — gerade das will ich!" antwortete sie trotzig. Ihr Gesicht glühte, ein triumphierendes Lächeln zuckte um den weichen Mund.

Ein andermal wieder ließ sie alle Vorwürfe schweigend über sich ergehen, um plötzlich die Hände an die Ohren zu legen und mit dem Fuß aufstampfend unter hervorbrechenden Tränen auszurufen: „Um Gottes willen, laß mich in Frieden! Ich lege dir ja auch nichts in den Weg."

Er versuchte, sie zu beruhigen, aber Asta blieb verstimmt.

„Du ahnst gar nicht, was du mir antust, wenn du mich mit solchen Dingen aufregst!“ war ihr beständiger Vorwurf.

Nur die große, tiefe Liebe, die er für sie fühlte, ließen ihn die Geduld finden, dies alles zu ertragen und auf die Zukunft, die sie noch zur Einsicht führen würde, zu vertrauen.

Mit den übrigen Offiziersfamilien wurde nur ein sehr oberflächlicher Verkehr unterhalten. Asta trat keiner der Damen näher. Unglücklicherweise war keine von ihnen hervorragend musikalisch. Asta fand sie daher alle langweilig, interesselos, in Küche und Kinderstube aufgehend. Williams Bitte, sich doch wenigstens bei ihnen Rat in Wirtschaftsfragen zu holen, fiel auf völlig unfruchtbaren Boden.

Mit den unverheirateten Herren glückte es besser. Die waren entzückt von der Schönheit der jungen Frau und kamen gern, wenn auch die kulinarischen Genüsse bei Normanns nicht besonders verlockend waren. Für gute Weine und rauchbare Zigarren sorgte der Hausherr, Asta aber sang, was stets Entzücken hervorrief, auch konnte sie sehr heiter und angeregt plaudern. William fand sogar die Unterhaltung zwischen ihr und den jungen Kameraden oft reichlich frei. Er wunderte sich darüber. Wo konnte Asta das gelernt haben? In Hollens Hause sicher nicht, und ihr Berliner Aufenthalt war doch wohl mit ernsten Studien ausgefüllt gewesen. Er machte ihr einige leise Andeutungen. Asta fand ihn natürlich pedantisch. Wenn man von Liebe sang, konnte man auch darüber reden, also über den Inhalt der Lieder oder der gelesenen Bücher sprechen. Unterhaltungen über die Kunst konnten nicht mit demselben Maß gemessen werden wie gewöhnliche Gespräche. Die Kunst befreite und erlöste — das war ihr Zweck.

Jeder andere Beruf verflachte oder machte einseitig und beschränkt.

Wie einseitig sie selbst wurde durch ihr ausschließliches Interesse für Musik, das erwog sie nie. Rücksichtslos, ohne rechts oder links zu sehen, ging sie auf ihr Ziel zu. Daher konnten ihre Kunstinteressen nicht erweiternd und befreiend, sondern nur verengend auf sie wirken.

William versuchte immer wieder, sie etwas davon abzulenken, gemeinsame Interessen zwischen ihnen wachzurufen. Er fing an, des Abends vorzulesen. Er besaß eine reichhaltige Bibliothek, war ein begeisterter Goetheschwärmer, überhaupt klassisch gut vorgebildet. Er merkte aber bald, daß Asta wenig von dem hörte, was er las. Er versuchte es, die klassischen Bücher beiseite legend, mit Reisebeschreibungen, erzählte von seinen Fahrten. Derselbe negative Erfolg. Sie dachte entweder an etwas ganz anderes oder gähnte unaufhörlich verstohlen durch ihr zierliches Näschen. Fand er wirklich einmal ein Buch in ihren Händen, so war es gewiß die Biographie eines berühmten Musikers, Robert Schumanns-Jugendbriefe oder derartige Sachen, die gewissermaßen in ihr Fach schlugen.

Durch ihr Benehmen wurde ihm förmlich jede Musik verleidet. Es ärgerte ihn, sie beständig üben zu hören. Die ungeduldigen Bemerkungen, die er oft nicht unterdrücken konnte, hatten zwar zur Folge, daß Asta ihr Spiel abbrach, wenn er nach Hause kam, um es aber natürlich, sowie er fort war, wieder anzufangen. Die Überzeugung, daß sie daher seine Anwesenheit meist als lästigen Zwang empfand, tat ihm weh, er konnte sich ihrer aber nicht erwehren. . . .

Da erblühte ihm die Hoffnung, daß es kleinen, zarteren Händen wie den seinen gelingen möchte, sie

vom Flügel fort und mehr dem wirklichen Leben zuzuführen. Die Aussicht auf die Geburt eines Kindes erfüllte ihn mit hohem Glück. Asta aber schien nur unter dem Zwang zu leiden, den ihr die Schonung ihrer Gesundheit auferlegte. Sie klagte beständig, wie sie nun in ihren Studien zurückkommen müsse.

Manchmal kam sie William förmlich behext vor. Als ob er sich mit dem Blüthnerschen Flügel einen Dämon ins Haus genommen hätte, der alles Glück verzehre. . . .

Bald nach Weihnachten wurde das Kindchen geboren. Es war aber so schwach, daß es seine Geburt nur um wenige Minuten überlebte.

Asta war zu krank, um viel zu empfinden. Es zuckte wie Weinen um ihren Mund, als man ihr sagte, daß das Kind nicht am Leben geblieben sei. Sie äußerte aber keinen Wunsch, es noch einmal zu sehen. Man trug es fort, legte es in den kleinen Sarg und begrub es, ohne daß sie etwas davon bemerkte.

Als sie endlich wieder aufstehen durfte, war ihre erste und einzige Sorge, ob ihre Stimme auch nicht gelitten habe. Mit glückstrahlenden Augen kam sie auf William zu. „Ich habe eben gesungen."

„Gesungen? Jetzt schon, Asta?"

Der Tod des Kindes, der ihm so bitter schmerzlich war, schien sie kaum zu berühren. Sie mißverstand daher auch seine Frage. „O, das schadet mir nichts. Meine Stimme ist stärker geworden. Nach jeder langen Pause scheint sie schöner zu werden. Jedes Erlebnis kommt im Klang, in der Tiefe des Ausdrucks zur Geltung."

„Ist dir der Tod unseres Kindes nur ein Mittel, um besser zu singen?" fragte er mit mühsam unterdrückter Empörung.

„So darf man es nicht auffassen. Aber für eine Künstlerin ist jedes „Erleben" doppelt. Man erlebt es als Mensch und benutzt es als Künstlerin. Verstehst du das?"

„Nein!" Seine Stimme klang hart. „Nein, das verstehe ich nicht. Es kommt mir nur herzlos, unnatürlich, unweiblich vor."

„Du bist eben keine Künstlernatur."

„Nein, nur ein alltäglicher Mensch!" gab er herbe zurück. „Alltäglich in meinen Bedürfnissen und Anforderungen. Ich wünschte, ein Mädchen zu heiraten, das eine gute Frau und Mutter sein würde — kein Kunstgenie."

Sie antwortete nicht. An dem hochmütigen Emporziehen ihrer Oberlippe war es nicht schwer, die unterdrückte Antwort zu erraten.

Der Riß zwischen ihnen wurde täglich tiefer. Es gab keine Brücke, die seine Anschauungen und ihre krausen Ideen verbunden hätte.

Das Leben ging weiter wie bisher: Unbehaglichkeit im Hause, verschiedene Ansichten in allem und jedem. Daß seine Leidenschaft gegenüber ihrer Schönheit oft hell aufflammte, änderte an der innerlichen Entfremdung nichts.

Ottos Besuch, der zu den Weihnachtsferien angemeldet war, hatte Astas Krankheit wegen unterbleiben müssen. Jetzt hatten sie schon seit längerer Zeit nichts von Hollens gehört. Ellens letzter Brief klang wie immer sehr niedergedrückt. Mit jedem Jahr, das die Entscheidung über Ottos einstigen Beruf näher brachte, verschärften sich die Konflikte zwischen seinen Wünschen und dem Verbot des Vaters. Trostlos war es auch dort — auch dort schien keine Einigung möglich zu sein.

Asta erholte sich schneller, als der Arzt erwartet hatte. Sie bestand darauf, noch die letzten Gesellschaften der Saison mitzumachen. Sie schien auf einmal von einer fieberhaften Ungeduld verzehrt zu werden, Beifall zu erringen, zu sehen, wie ihr Gesang auf die Zuhörer wirke. William gab ihren Bitten nach. Die Rolle des Tyrannen, die Astas Unvernunft ihm manchmal aufzwang, lag ihm eigentlich gar nicht. So nahmen sie denn, trotzdem seit dem Tode des Kindes erst wenige Wochen verstrichen waren, die Einladung zu einer großen Abendgesellschaft bei dem Hafenkommandanten, Herrn v. Bergen, an. Asta übte den ganzen Morgen, da sie sicher glaubte, zum Singen aufgefordert zu werden. Auch ihre Toilette kostete viel Zeit und Überlegung. Ihre schönen Konzerttoiletten aus Berlin ließen sich durch geringe Änderungen modernisieren. . . .

William sah Asta zu Hause nur in dem langen dunklen Abendmantel, der ihre Gestalt vollkommen verhüllte. Er erschrak fast über ihre blendende, anspruchsvolle Schönheit, als ihr der Diener im Hausflur bei Bergens den Umhang abnahm, und sie in ihrem maisgelben Damastkleid, mit kostbaren echten Spitzen garniert, vor ihm stand. Das satte, leuchtende Gelb wirkte wundervoll zu ihrem zarten Teint, den goldblonden, hochfrisierten Haaren. Wie schön war der Ansatz des Halses, die Linien des Nackens, der Arme! Die peinliche Empfindung über den reichlich tiefen Ausschnitt des Kleides konnte die Freude an ihrer Schönheit nicht völlig unterdrücken.

Dieses unangenehme Gefühl steigerte sich aber, als er das Befremden bemerkte, mit dem die übrige Gesellschaft die kostbare Toilette musterte. Die meisten anderen Damen waren in hohen hellen oder dunklen Seidenkleidern erschienen. Der Wirtin und ihren drei

unschönen, heiratsfähigen Töchtern schien die strahlend schöne junge Frau geradezu unangenehm zu sein. Ihre Begrüßung fiel recht kühl aus, als ob sie sich wunderten, daß Asta die Einladung angenommen habe. William ärgerte diese Taktlosigkeit, obgleich er ja ursprünglich die gleiche Empfindung gehabt hatte.

„Meiner Frau ist eine kleine Zerstreuung nach dem einsamen Winter dringend nötig," wies er alle weiteren Bemerkungen kurz zurück.

Asta setzte sich, nachdem sie die übrigen Damen begrüßt hatte, auf einen Eckdiwan, den bald alle jungen unverheirateten Offiziere umstanden. Leutnant zur See v. Liers, der eben von einem mehrjährigen Kommando aus Berlin zurückgekehrt war, schien seine Blicke nicht von ihr losreißen zu können. Er verwickelte die junge Frau sofort in eine lebhafte Unterhaltung, der auch das Souper kein Ende machte, denn Liers wußte sich geschickt an Astas Seite zu bringen.

William saß seiner Frau schräg gegenüber. Er führte die älteste Tochter des Hauses. Zwischen ihren gleichgültigen, banalen Fragen hindurch horchte er unwillkürlich auf das, was Asta und ihr Tischnachbar sprachen, hin. Er konnte aber nur einzelne unzusammenhängende Sätze verstehen. Sie schienen von Berlin zu reden. Liers mußte musikalisch sein, oder jedenfalls so tun, um sich in ein gutes Licht zu setzen. Die Worte „Philharmonie, Bechsteinsaal, Quartettabende" schwirrten durcheinander. Astas Wangen glühten, ihre Augen glänzten wie blaue Saphire. Das weiche, girrende Lachen ihrer süßen Stimme tönte aus dem Summen der übrigen Reden deutlich heraus. William sah die bewundernden Blicke, die Liers auf die reizende Gestalt seiner jungen Frau warf. Eine brennende, quälende Eifersucht stieg in ihm auf.

Der Braten und die dazu gehörige Plage, das Kompott, wurden herumgereicht. Die Lohndiener schenkten die Gläser voll. In einer momentan eintretenden Stille hörten alle Gäste ganz deutlich, wie Herr v. Liers fragte: „Gnädige Frau, ich muß Ihr Bild in Berlin bei Schulte gesehen haben. In einem weißen Kleid, Veilchen in den Händen, von Professor Bengal gemalt."

„Ja, Bengal hat mich gemalt," antwortete Asta.

„Unter dem Bild stand — ich entsinne mich dessen genau — Porträt der Konzertsängerin Asta v. Hollen. Waren Sie das, gnädige Frau?"

„Das war ich."

Nicht nur William, auch die übrigen horchten jetzt gespannt.

„Haben Sie wirklich schon öffentlich gesungen, Frau v. Normann?" wandte sich die Hausfrau an Asta. Dem Ton der Frage hörte man die Mißbilligung deutlich an.

„Einen Winter lang in Berlin, auch ein paarmal in München." Asta hob kaum die Wimpern, sie drehte ihr Gesicht gleich wieder Herrn v. Liers zu. „Sie haben mich also gleich erkannt, ich habe mich nicht verändert?" fragte sie naiv.

„Aber, gnädige Frau, verändert? Zum Vorteil höchstens, wenn das möglich wäre. Also Sie sind „das Veilchen", das Original des entzückenden Veilchenbildes, die Sängerin, von der damals ganz Berlin schwärmte!"

„Waren Sie in einem meiner Konzerte?"

„Gewiß. Man bekam aber kaum einen Platz. Ganz hinten mußte ich stehen, konnte fast nichts sehen, nur hören. Es war aber himmlisch, göttlich schön!"

„Wenn Mengersky spielte — ja." Astas Brust hob ein tiefer Seufzer. „Hat er diesen Winter wieder in Berlin gespielt?"

„Ich glaube nicht. Soviel ich weiß, will er erst im Frühling kommen."

„William!" Asta sah plötzlich auf, ihrem Mann in die Augen. Sein Blick lag sehr ernst auf ihr. „Ich will im Frühling nach Berlin. Ich muß einmal wieder ein Konzert hören."

„Vielleicht selber eines geben?" fragte Frau v. Bergen spitz.

„Meine Frau wird natürlich nie wieder öffentlich singen," entgegnete William ruhig.

Asta warf den Kopf zurück. „Ich will aber jedenfalls Musik hören. Ich verschmachte danach."

„Das wird sich finden." Seine Antwort klang kühl ablehnend, fast streng.

Liers warf Asta einen mitleidigen Blick zu. Sie errötete unwillig über die schroffe Antwort ihres Mannes. Nur mit Mühe hielt sie eine trotzige Bemerkung zurück.

„Gnädige Frau werden nachher etwas singen?" bat Liers. „Das Veilchenlied — bitte, bitte!"

„Nein, das nicht. Das kann ich nie wieder singen. Aber ein anderes Lied sollen Sie hören, wenn es Ihnen Freude macht."

„Ob es mir Freude macht!" Liers verriet sein Entzücken so deutlich, daß einige der Anwesenden unwillkürlich lächelten.

William wurde immer ärgerlicher. Er fand die Huldigungen dreist, Astas Benehmen kokett, ihre Toilette herausfordernd. Am liebsten wäre er sofort nach dem Essen aufgebrochen, aber er wollte kein Aufsehen erregen, darum sprach er scheinbar ruhig mit seiner Dame weiter.

„Wenn Frau v. Bergen es erlaubt, will ich gern singen," hörte er Asta sagen.

Die Hausfrau lächelte etwas gezwungen. Sie

wußte, daß der Gesang, ob gut, ob schlecht, einen Sturm des Entzückens entfesseln würde, weil die Sängerin so hübsch war. Sie ließ aber dann ihre älteste Tochter die Lichter am Piano entzünden. Die zweite erbot sich zur Begleitung.

„Es singt sich in der Tat viel besser, wenn man steht," meinte Asta. Als sie aber das holperige Spiel der jungen Dame hörte, verzichtete sie auf die angebotene Hilfe.

„Das Ständchen von Brahms könnte — und möchte ich auch nicht begleiten." Fräulein v. Bergen warf einen empörten Blick auf das Notenblatt und stand vom Klaviersessel auf.

Asta spielte selbst diese wundervolle, drangvoll-stürmisch bittende Melodie, die eigentlich viel zu schade ist für die Worte des Liedes. Asta sang es entzückend. Die Stimme des bald heftig fordernden, dann flehend bettelnden Buben, des kühl sich versagenden Mädchens wurden überaus fein und wirkungsvoll herausgehoben.

Die Schlußworte: „Gute Nacht, mein Bub, gute Nacht . . ." klangen wie ein spöttisches Kichern, man hörte förmlich den Fensterladen klappen, sah das zornig enttäuschte, heiße Gesicht des abziehenden Burschen.

Alle Herren klatschten eifrig. Die Damen blieben etwas zurückhaltend, obgleich sie nicht umhin konnten, die schöne Stimme und den vollendeten Vortrag zu bewundern.

„Vollkommen Konzertsängerin — raffiniert in Toilette und Wahl der Lieder!"

William hörte die Worte deutlich. Das Blut stieg ihm in die Stirn. Er ging mit ein paar raschen Schritten auf das Piano zu und hielt Astas Hand, die zwischen den Noten suchte, fest. „Hör auf zu singen, es greift dich an," bat er.

„Gar nicht, je mehr ich singe, desto freier wird meine Stimme."

„Ich wünsche es aber nicht, daß du weitersingst," wiederholte er nachdrücklich. „Wenigstens nicht solche Lieder wie das eben gesungene."

Sie versuchte sich freizumachen. Der Druck seiner Hand tat fast weh. Er ließ sie los und trat einen Schritt zurück.

Herr v. Liers stellte sich hinter den Klaviersessel. „Gnädigste Frau, noch ein Lied!" bettelte er.

Asta warf die Notenblätter durcheinander. „Mein Mann mag es nicht, wenn ich singe. Er hat es mir eben verboten."

„Ihren Gesang liebt er nicht? Kann das wahr sein? Solch ein Barbar! ... Herr v. Normann, verteidigen Sie sich doch gegen solche Anschuldigung!"

William fühlte sich peinlich berührt von Astas Anklage. Des jungen Kameraden Stellung und Worte sahen beinahe so aus, als ob er die junge Frau gegen die Roheiten des Gatten beschützen müsse.

„Bitte, ich hindere dich nicht, wenn du singen willst," sagte er kühl. „Die Wahl deiner Lieder erschien mir nur nicht ganz geschmackvoll."

„Das weiß der Künstler selbst am besten, was er wählen muß," ereiferte sich Liers. „Ratschläge stören nur. Nicht wahr, gnädige Frau?"

„Ja. Bitte, geh ins Nebenzimmer, William, wenn ich wirklich noch singen soll. Es hindert mich, wenn du in meiner Nähe bleibst."

Liers lachte kurz auf. William setzte sich, ohne zu antworten, zu den Herren ins Rauchzimmer. Er wollte nicht zeigen, wie schmerzlich Astas Worte ihn berührten.

Bei Bier und Zigarren unterhielten die Herren sich lebhaft über maritime Angelegenheiten. Der Neu-

bau mehrerer Kriegsschiffe, der heute bekannt gewordene Untergang eines großen Handelsdampfers bildeten die Themen. Erst als Asta anfing zu singen, dämpften alle ihre Stimmen. William konnte durch die Tür seine Frau sehen. Sie stand am Klavier. Liers begleitete. Er schien also doch ausübend musikalisch zu sein. William zuckte zusammen, als Asta die weiche, träumerische Melodie eines Wiegenliedes anstimmte. Wie konnte sie das singen? Mußte ihre Stimme nicht versagen, in Tränen ersticken, wenn sie an das kleine Grab draußen auf dem einsamen Kirchhof dachte, in dem ihr Kind schlief?

Ihr reizendes Gesicht mit dem süßen Lächeln, den sanften Augen kam ihm plötzlich wie eine gemalte Maske vor. Was lag hinter diesen schönen, geliebten Zügen? Eine kleine, enge Seele, herzlose Kälte! Er hätte zu ihr hinstürzen und sie anschreien mögen: „Wach doch auf aus deinem Wahn — du jagst einem Trugbild nach, versäumst das Leben, jedes Glück, weil du nach Schatten greifst, die ewig aus der Hand gleiten!“ Er gab seinem Stuhl einen Ruck, um Asta nicht mehr zu sehen. Er fühlte, daß ihn der Rest seiner Selbstbeherrschung sonst verlassen mußte. Durch absichtlich lautes Sprechen suchte er den Gesang zu übertönen. Er konnte dies Wiegenlied nicht aushalten. Ein Wiegenlied von den Lippen einer jungen Mutter, der man vor kurzem ihr Kind begraben hatte, die es aus Eitelkeit sang, um mit ihrem Talent zu glänzen!

Die Kameraden merkten seine Verstimmung deutlich. Niemand wunderte sich, als er früher wie die übrigen mit Asta aufbrach. Der noch schonungsbedürftige Zustand der jungen Frau mußte als stichhaltiger Vorwand herhalten. Die meisten aber glaubten den wahren Grund zu erraten.

„Ich wette, es gibt heute abend noch eine kleine Auseinandersetzung nicht sehr freundschaftlicher Art," meinte Frau v. Bergen hämisch, als das junge Paar den Salon verlassen hatte.

Die anderen Damen verteidigten Asta. Sie war ja noch sehr jung, in Künstlerkreisen dachte man anders über viele Dinge, dort wäre ihre Toilette, ihr Gesang gewiß nur bewundert worden. Sie würde sich mit der Zeit in die veränderten Verhältnisse finden und lernen, was hier für üblich und schicklich galt.

Die Hausfrau bestritt es. „Bei einer Dame, die öffentlich aufgetreten ist, ist das undenkbar."

„Lieber Gott, sie hat in der Philharmonie und in der Singakademie ein paarmal gesungen, wie Liers sagt. Du tust, als wenn Frau v. Normann in einem Tingeltangel aufgetreten wäre," rief Herr v. Bergen ärgerlich. Er konnte die scharfen Urteile seiner Frau nicht leiden und übernahm stets die Verteidigung der Angegriffenen.

Die Stimmung der Gesellschaft, deren Ansichten sich in zwei Parteien teilten, wurde unbehaglich. Man trennte sich bald. — —

William sprach während der Heimfahrt nichts. Asta saß, in ihren Mantel gehüllt, unbeweglich in ihrer Ecke.

Manchmal kam es ihm vor, als ob ein unterdrücktes Schluchzen sie schüttle. Sie hielt aber den Kopf so hartnäckig nach der anderen Seite gewandt, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Der Gedanke, daß sie weine, sich vielleicht vor einer Aussprache mit ihm fürchte, brach seinem Zorn sofort die Spitze ab. Er wollte ihr einige beruhigende Worte sagen, aber der Wagen hielt soeben vor ihrem Hause still.

Asta ließ ihren Mantel auf einen Stuhl im Korridor gleiten und ging ihrem Mann voran in sein Zimmer. Die Lampe brannte auf dem Tisch.

In dem hellen Licht sah William, daß Astas Augen trocken waren, aber ihr Gesicht vor Aufregung zuckte. Sie stand vor ihm in ihrer ganzen bezaubernden Schönheit.

Er legte seine Hand auf ihre kühle, weiße Schulter. „Geh zu Bett, Asta, du bist müde. Schlaf ganz ruhig. Ich will heute abend nichts sagen. Morgen, wenn wir beide ruhiger sind, wollen wir uns aussprechen. So kann es unmöglich weitergehen."

„Nein — das kann es auch nicht." Sie trat ein paar Schritte zurück. Seine Hand glitt von ihrer Schulter herab. „Ich will es nicht länger ertragen."

„Was kannst du nicht länger ertragen?" fragte er scharf.

Sie hob den Kopf. „Du glaubst, du allein bist zu beklagen?" fragte sie bitter. „Ich bin keine gute Hausfrau, das weiß ich wohl. Ich habe es dir aber gleich gesagt, daß ich das nie werden könnte und wollte.... Aber was lege ich dir sonst in den Weg? Du kannst tun und lassen, was dir beliebt. Kommen, gehen, verreisen ... wann würde ich überhaupt auch nur darum fragen?"

„Weil es dir vermutlich ganz gleichgültig ist."

„Ach, dann laß es dir doch auch gleichgültig sein, was ich tue!" brach sie los. Die Worte überstürzten sich, als wenn sie sich gar nicht rasch genug von der angesammelten Bitterkeit befreien könnte. „Kümmere dich doch nicht um mich, laß mich auch meinen Weg gehen!"

„Ich dächte, ich stellte nicht viele Anforderungen an dich, Asta."

„Doch, du stellst sie. Entweder ausdrücklich mit tadelnden Worten oder durch schweigende Mißbilligung. Das reizt mich, verstimmt mich, nimmt mir jeden Aufschwung, jede Versenkung in meine Kunst. Ich kann — ich will das nicht länger ertragen!"

„Du lebst ja schon fast ausschließlich für deine Musik. Ich weiß wirklich nicht, wie du noch mehr Zeit darauf verwenden könntest."

„Die Zeit allein ist es nicht, die ich nötig habe. Hätte ich Ruhe, Seelenruhe, störtest du mich nicht beständig, ich könnte in der halben Zeit das Doppelte leisten."

„Ich habe dir schon oft gesagt, Asta, du vernachlässigst alle deine Pflichten, um deiner Leidenschaft für Musik zu folgen. Das ist ein Unrecht, das du mir und dir antust. Glaubst du, daß dein Benehmen mich nicht auch stört und verstimmt? Wie kann ich Freudigkeit und Ruhe behalten, die in meinem Beruf so dringend nötig sind, wenn ich immer die häuslichen Nöte, die künstlerischen Launen meiner Frau berücksichtigen muß?"

„Zum Rekruten drillen ist es doch gleichgültig, in welcher Laune man ist."

„Meinst du? Das beweist wieder, wie oberflächlich du in allem urteilst, was nicht mit deiner Kunst zusammenhängt. Wir Offiziere bedürfen sehr der inneren Ruhe und Sammlung. Unser Verhalten ist stets beeinflussend im guten und im bösen Sinn, unsere Reizbarkeit kann schlimme, weitreichende Folgen haben. Das hast du doch an deinem Bruder gesehen."

„Bitte, laß mich fort," bat sie, ohne seinen Einwand im geringsten zu beachten. „Ich mache dich nicht glücklich und bin selber unglücklich."

„Dich fortlassen! Was soll das heißen?"

„Ich würde für mich allein so wenig gebrauchen.

In einer einfachen Berliner Pension ist das Leben billig."

„Du willst dich von mir trennen, nachdem wir kaum ein Jahr verheiratet sind, wenige Wochen nach dem Tode unseres Kindes! Ist dir denn nichts heilig?"

„Meine Kunst ist mir heilig," rief sie außer sich, „alles andere tritt dagegen zurück."

„Meine Rechte nicht. Den Plan gib auf. Ich trenne mich nicht von dir. Dieser Wahnsinn wird vorübergehen."

„Dir mag es vielleicht wie Wahnsinn erscheinen, mir ist es Lebensbedingung."

„Asta, warum hast du mich geheiratet? Du warst völlig frei — niemand zwang dich."

„Doch, du zwangst mich. Du und Ellen."

„Ich und Ellen? Wieso denn?"

„Du hast ja damals Ellen das Geld gegeben. Ihr habt mich betrogen, eingefangen. Gekauft hast du mich! Du mußtest doch wissen, daß ich dir das Geld nicht zurückzahlen konnte."

„So also faßtest du das auf?" fragte er empört. Eine jähe Röte stieg in seine Stirn. Die Adern an den Schläfen liefen auf. Der Atem kam in kurzen Stößen durch die zornig bebenden Lippen. „Für so roh hältst du mich, solcher Berechnung fähig! An das elende Geld hab' ich nie mehr gedacht. Schäm dich, Asta!"

„Ich habe gar keine Ursache, mich zu schämen."

„Ich denke doch. Warum hast du es mir verheimlicht, daß du in Berlin öffentlich gesungen hast? Angenehm ist das nicht für mich, es erst vor fremden Menschen zu erfahren."

„Jawohl, ich habe gesungen, bin bewundert, gefeiert worden. Du konntest mein Bild in jedem Photo-

graphenladen, in allen Zeitschriften sehen. Bengal malte mich."

„Zu Reklamezwecken?"

Sie zuckte die Achseln. „Welch ein Leben war das! Und jetzt . . ." Ihre Stimme brach.

„Bist du denn wirklich so unglücklich bei mir, Asta?" fragte er milder. „Kind — ich habe doch nur den einen Wunsch, dich glücklich zu machen."

„Jawohl — unglücklich, elend bin ich! Was für ein Jahr liegt hinter mir! Immer sich krank fühlen, unwohl sein, herabgestimmt, nervös! . . . Und dabei noch Vorwürfe hören, sich wie ein Kind ausschelten lassen müssen, wenn im Hause nicht alles in Ordnung ist! Ich kann das nicht länger aushalten. Ich hasse es, verheiratet zu sein — ja, ich hasse es. Nie ist man sein eigen — es ist zu fürchterlich!"

Die Vorstellungen, die er ihr noch machen wollte, stockten auf seinen Lippen. Sie senkte unwillkürlich die Wimpern vor dem ernsten Blick, mit dem er sie ansah. Dann, einer unbezwinglichen Aufwallung nachgebend, zog er sie in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich.

Sie machte sich heftig los. „Laß mich! . . . Ich sag' es ja, du behandelst mich wie eine gekaufte Sklavin, die sich küssen, schelten und wieder küssen lassen muß."

Er ließ sie so plötzlich los, daß sie schwankte.

„Geh schlafen!" sagte er mit völlig verändertem Gesichtsausdruck. „Du sollst über keine Zärtlichkeit mehr zu klagen haben. Deine anderen Vorwürfe sind sinnlos."

Sie nahm die Schleppe ihres Kleides auf und ging, ohne zu antworten, hinaus.

Er blieb in seinem Stuhl sitzen — die ganze Nacht hindurch. Die Lampe rang mit dem Verlöschen. Ein häßlicher Qualm erfüllte die Luft.

Hinter den weißen Fenstervorhängen dämmerte ein blaßgrauer, kühler Morgen herauf.

Vierzehntes Kapitel.

„Otto ist seinen Eltern fortgelaufen." William hielt ein Telegramm in der Hand.

„Was? Wer ist fortgelaufen?" fragte Asta überrascht aufsehend. Es war ungewöhnlich, daß ihr Mann zu dieser Zeit in ihr Zimmer kam. Seit ihrer erregten Aussprache an jenem Abend zog er sich ganz von ihr zurück. Sie konnte tun und treiben, was sie wollte, ohne daß er einen Einwand erhob, sie sah ihn oft nur bei den Mahlzeiten. Er ging ganz in seinem Dienst auf, arbeitete, schrieb oder las in seiner Stube.

Da eine hartnäckige Heiserkeit Asta am Singen verhinderte, empfand sie es augenblicklich wieder sehr peinlich, daß er sie so viel allein ließ, sich so wenig um sie kümmerte. Ihr war zu Mute, als hätte sie plötzlich etwas durchaus zum Leben Notwendiges verloren — sie wußte nicht recht, was — aber die frostige Kälte, die sie statt der gewohnten, oft als lästig empfundenen warmen Zärtlichkeit umgab, erregte ihr entschieden unbehagliche Empfindungen.

Statt jeder Antwort hielt William ihr das Telegramm hin. „Otto seit zwei Tagen verschwunden. Fürchten, daß er sich als Schiffsjunge bei Handelsschiffen meldet. Bitten in Wilhelmshaven nachzuforschen. Fahre selbst nach Hamburg, Bremen, Lübeck. Hollen."

Asta sah erschrocken auf. „Wie schrecklich! Der arme Junge!" Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Was mag ihn nur dazu gebracht haben?"

„Die törichte Liebe seiner Mutter, die ihn in allem bestärkte gegen den Willen des Vaters," antwortete William.

„Wie hart du bist! Wenn er nun seinem inneren Drang durchaus folgen mußte?"

„Das Wort „Pflicht" steht wohl nicht in deinem Lexikon? — An Hollens Stelle würde ich dem Jungen die Lust vertreiben, sich so etwas noch einmal einfallen zu lassen." Er machte eine leicht verständliche Handbewegung.

Asta war empört. „Einen dreizehnjährigen Jungen kann man doch nicht wie ein kleines Kind schlagen."

„Wenn er sich wie ein solches benimmt — sicher. Aber Hollen war immer zu weich. Sowie er den Jungen wieder hat, ist alles vergessen."

„Hätte er ihn nur erst! Wie wird Ellen sich ängstigen!"

„Das hat sie selbst verschuldet. — Ich gehe jetzt nach dem Hafen. Auf allen Schiffen soll nachgeforscht werden, ob jemand etwas von dem dummen Jungen gesehen hat. Ich telegraphiere nach Kiel an den Hafenkommandanten."

Mit kurzem Gruß ging er hinaus. Asta sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Eigentlich imponierte ihr seine straffe Energie. Ausnahmsweise dachte sie einmal über ihren Mann und nicht nur über ihre Musik nach.

Lässig zog sie den Faden durch die Stickerei. Bei jedem Klingeln fuhr sie empor, beständig hoffte sie auf Nachricht von Otto. . . .

Vorläufig führten Williams Erkundigungen zu keinem Resultat. Am Abend lief ein verzweifelter Brief von Ellen ein, Otto habe heimlich in der Nacht vom Sonntag zum Montag das Haus verlassen und

auf einem zurückgelassenen Zettel nur flüchtig geschrieben, er wolle sich als Schiffsjunge verdingen. Dies Leben hielte er nicht aus. Der Vater ließe ihn ja doch nicht Marineoffizier werden, also müsse er versuchen, auf eigene Hand aufs Meer zu kommen.

„Asta, ich bin schuld an diesem Unglück," ging der Brief weiter. „Hätte ich Otto nicht in der Widersetzlichkeit gegen seinen Vater bestärkt, seinen Gedanken und Wünschen Vorschub geleistet, vielleicht wäre alles anders gekommen. Er hätte sich schließlich eingelebt, in einem anderen Beruf Zufriedenheit gefunden. Was soll ich nun anfangen? Wenn wir das Kind nicht finden, wenn Otto wirklich diesen tollen Plan ausführt — von vornherein ist dann sein Leben verfehlt. Durch meine Schuld hauptsächlich — dagegen hilft kein Ohrenverstopfen und Augenzuhalten."

Asta gab William den Brief. Er zuckte die Achseln. „Hoffentlich kommt ihre Einsicht nicht zu spät. Ich habe um Urlaub gebeten und fahre nach Kiel. Ich werde an Hollen telegraphieren, daß wir uns in Hamburg treffen und zusammen suchen wollen."

Asta sah dankbar zu ihm auf. „Wie gut du bist!"

Er runzelte die Stirn. „Vielleicht hab' ich auch wieder die geheime böse Absicht dabei, euch alle durch Dankbarkeit unter meinen Willen zu zwingen."

Sie verstand sehr wohl, worauf er anspielte. „So habe ich es doch nicht gemeint," murmelte sie.

„Nicht? Nun, es klang aber so."

„Willst du mir meine ungerechten Worte von jenem Abend nicht verzeihen?" bat sie leise.

Er sah ernst auf sie herunter. „Verzeihen — ja, gern. Ob ich sie vergessen kann, weiß ich nicht. Asta, ehe man solche Beschuldigung ausspricht, muß man sich sehr klar darüber sein, ob der andere sie auch wirklich

verdient hat. Deine Worte mußten notwendig unser Verhältnis zueinander ändern."

Asta wußte nichts darauf zu antworten. Sie schluckte mühsam die aufsteigenden Tränen herunter.

Er schien ihre Aufregung nicht zu sehen oder nicht beachten zu wollen. —

Am Nachmittag reiste er ab. Asta hielt ihm mit einem schüchternen Lächeln ihren Mund hin, aber er küßte nur flüchtig ihre Hand.

Diese kühle Haltung von ihm ärgerte sie unbeschreiblich und verwandelte ihr reuiges Schuldgefühl sofort in das einer unverdient erlittenen Kränkung.

Sehr verstimmt blieb sie am Fenster ihres Salons sitzen und sah auf das Getriebe am Hafen herunter.

Das Zimmer lag im Hochparterre, jeder Vorübergehende war deutlich zu erkennen.

Eine schmale Jungengestalt, die lange Zeit dicht am Wasser entlang schlenderte und dem Hinaufwinden der Fässer auf die Schiffe zusah, fiel ihr auf. Etwas in der Haltung des dunkellockigen Kopfes erinnerte sie an Otto.

Als der Junge sich mehr den Häusern zuwandte, erkannte sie ihn deutlich. Ihr Herzschlag setzte fast aus vor freudigem Schreck. Ohne sich zu besinnen — ohne Hut und Mantel lief sie aus dem Hause die Straße hinunter. Gottlob, der Junge stand noch auf demselben Platz! Sie legte ihm von hinten die Hand auf die Schulter.

Der Junge fuhr herum. Als er Asta erkannte, verwandelte sich sein erschrockener Ausdruck blitzschnell.

„Tante — du! ... Zu dir wollt' ich kommen. Ich traute mich nur nicht recht."

„Otto — Liebling!" Asta legte beide Arme um die schmalen Schultern ihres Neffen. „Komm mit

mir ins Haus. Ich bin ganz allein. William ſucht dich in Kiel und dein armer Vater —"

Sie konnte nicht weiterſprechen. Sie ſah nur bittend in Ottos Geſicht.

„Wie blaß du biſt! Du haſt gewiß lange nichts gegeſſen?"

„Seit geſtern früh nichts mehr, Tante."

„Aber Herzensjunge, warum denn nicht?"

„Ich hatte kein Geld mehr. Ich dachte, man würde mich in Hamburg gleich als Schiffsjungen annehmen. Aber ohne ſchriftliche Erlaubnis vom Vater oder Vormund wollte kein Kapitän ſich darauf einlaſſen. Da bin ich mit meinem letzten Geld hierher gefahren. Ich dachte, Tante Aſta gibt mir ſchon etwas."

„Vor allem mußt du ordentlich eſſen und dich ausruhen."

Otto ließ ſich von ihr ins Haus führen, Hunger und Müdigkeit machten ihn fügſam.

Aſta wußte gar nicht, was ſie ihm alles vorſetzen ſollte. Wein, kaltes Fleiſch, Eier waren ſchnell bereit. Otto fiel mit Heißhunger über die Speiſen her. Als er endlich ſatt war, packte Aſta ihn auf ihr Sofa. Eine bleierne Müdigkeit zog ihm die Augenlider ſofort herunter. Noch halb im Einſchlafen faßte er nach ihrer Hand. „Wie gut du zu mir biſt, Tante!"

Aſta küßte ſeine Stirne. Sie blieb lange neben ihm ſtehen und ſah ihn an. Schlafend hatte er noch ganz ſein Kindergeſicht. Das lockige Haar hing etwas wirr in die Stirn, die Wangen färbten ſich roſig, der trotzige Zug um die halboffenen Lippen verſchwand und machte einem friedlichen Ausdruck Platz.

Wie Ellen ihn liebte! Wie ſtolz ſie auf dies ſtarke, blühende Kind war! Es mußte eine ſchwere Aufgabe ſein, einen Sohn zu erziehen — ſchwer, aber ſchön.

Alles andere trat dagegen zurück. Sie, Asta, war wohl zu schwach, zu ausgefüllt von anderen Dingen — sie verdiente dies Glück gar nicht! ...

Tränen liefen plötzlich unaufhaltsam über ihr Gesicht. Sie hatte ihr Kind nur mit Schmerzen geboren, um es gleich wieder zu verlieren. Was war sie? Eine kinderlose Mutter, ein Unding — ein Nichts. Nicht einmal eine rechte Frau! Denn auch die Liebe ihres Mannes entglitt ihr, sie hatte nicht verstanden, sie festzuhalten.

Eine grenzenlose Sehnsucht nach dem kleinen Grabe da draußen auf dem Friedhofe erfaßte sie plötzlich. Sie war noch nie hingegangen, sie wußte nicht, wo es lag, ob ein Kreuzchen die Stelle bezeichnete, ob nicht.

Bis jetzt hatte sie jede Erinnerung daran gewaltsam zurückgedrängt. Der Schmerz konnte nichts ändern, und seelische Qualen und Erregungen schadeten der Stimme.

Sie hatte ihr Kind, sie hatte den berechtigten Schmerz um sein kleines verlorenes Leben verstoßen, um ihrem Götzen zu dienen!

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte sie diese Erkenntnis. Heiße Tränen fielen auf das Gesicht des schlafenden Knaben.

Otto hob den Arm. „Mutti!“ sagte er halb im Traum, dann drehte er sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Asta schlich geräuschlos zur Tür, sie mußte Ellen aus ihren Sorgen reißen. Sie telegraphierte ihr die Freudenbotschaft, an Kurt und William ebenfalls.

Otto schlief so fest, daß der Bursche ihn ins Bett trug, ihn mit Astas Hilfe auszog, ohne daß er wach wurde.

Armer Junge! Was mochte er in den drei Tagen, in denen er herumirrte, gelitten haben!

William kam spät in der Nacht zurück. Er war zwar auch sehr erleichtert über Ottos Auffindung, sah aber die ganze Geschichte nicht in dem rosigen Versöhnungslicht wie Asta. Sie konnte ihn nicht zu dem Versprechen bewegen, dem Knaben keine Vorwürfe zu machen.

Otto war etwas unbehaglich zu Mut, als Asta ihn am anderen Morgen weckte und ihm mitteilte, Onkel William sei zurückgekehrt und wolle ihn sehen. Mit Bitten und Zureden brachte sie ihn endlich dazu, mit ihr in dessen Zimmer zu kommen. Sie selbst ging dann in ihren Salon. Sie lehnte die Tür an, um im Notfall hilfreich eingreifen zu können. Durch die Spalte konnte sie William, der am Schreibtisch saß, sehen. Sein Gesichtsausdruck weissagte nichts Gutes.

Otto kam mit zögernden Schritten zu ihm heran.

Ein paar Sekunden war tiefe Stille. Die leise gesprochenen Worte Ottos konnte Asta nicht verstehen, ihr Herz schlug zu ängstlich, nur aus Williams Antwort erriet sie den Sinn.

„Natürlich habe ich es deinen Eltern mitgeteilt. Glaubst du, wir wollten sie noch länger in Angst und Sorge um dich lassen? Verdienen tust du es zwar nicht, daß sie sich so um dich grämen. Schämst du dich nicht, heimlich fortzulaufen? Dein Vater sollte dich ruhig Schiffsjunge werden lassen, da würde man dir mit einem Tauende die dummen Gedanken bald herausprügeln."

„Das ließe ich mir nicht gefallen!" fuhr Otto auf.

„Man würde dich wohl nicht erst um Erlaubnis fragen, sondern ungefragt das nachholen, was bei deiner Erziehung versäumt wurde. Das wäre auch ganz die geeignete Kur für dich."

„Onkel William, wie kannst du das sagen! Ich

wollte, ich mußte das Meer wiedersehen. Ich hielt es nicht länger aus. Ich hatte einen Streit mit Vater, er will absolut nicht erlauben, daß ich Marineoffizier werde. Da lief ich eben davon, um auf eigene Hand aufs Schiff zu kommen."

„Damit zeigtest du nur, wie recht dein Vater hat. Nein, mein Junge, zum Marineoffizier paßt niemand, der nicht gehorchen kann. Da müßtest du dich erst ganz ändern, ehe davon die Rede sein könnte. Du willst deinen Vater auf diese Weise zwingen? Bezwinge lieber dich selbst und deinen störrischen Trotz, lerne erst was Ordentliches. Bei uns wird eine vielseitige Bildung gefordert, ungebildete Tollköpfe können wir am wenigsten brauchen."

Ottos Lippen zuckten. Beschämt sah er zu William auf, dann schnell wieder zu Boden. Etwas in dem scheu bittenden und doch auch wieder trotzigen Blick erinnerte William plötzlich an Asta. Dieselbe Art, bei einer Meinungsverschiedenheit ihn rasch anzusehen, dann wieder die Wimpern zu senken. Er konnte plötzlich begreifen, wie man einem Kinde alles verzeihen kann, nur weil es der Frau, die man liebt, ähnlich ist.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Er legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. „Das war ein schlimmer Streich von dir," sagte er milder. „Aber du hast dir das wohl nicht klar gemacht, wie tief du deine Eltern damit verwunden mußtest."

„Es ist so schrecklich zu Hause," sagte Otto leise. „Vater ist immer für sich in seiner Stube — Mutter unglücklich und verstimmt."

„Es wird am besten sein, du kommst in ein Kadettenkorps — nach Plön vielleicht. Ich werde mit deinem Vater reden."

„Ach, Onkel William!" Otto warf beide Arme um

Normanns Hals, auch wieder ganz in Astas zärtlich schmeichelnder Art, wenn sie etwas durchsetzen wollte. „Wenn das ginge! In Plön ist das Meer nahe — und man kann auch vom Kadettenkorps aus bei der Marine eintreten, nicht wahr?"

William lächelte. „Das hat noch Zeit. Wenn du sehr vernünftig wirst, wollen wir weiter darüber reden."

Das galt Otto so gut wie ein sicheres Versprechen. „Hurra — hurra!" Mit lautem Jubelruf stürmte er zu Asta herein, um ihr die Freudenbotschaft zu melden. —

Am Nachmittag gingen sie alle drei einträchtig spazieren. Otto war nicht vom Hafen und den Schiffen fortzubringen. William mußte ihm alles erklären. Seltsamerweise hörte auch Asta aufmerksamer wie sonst zu. Normann freute sich an den aufgeweckten Fragen des Jungen, er beschloß, Hollen zuzureden, Otto seinen Weg gehen zu lassen. Bei der ausgesprochenen Geistesrichtung und Neigung schien es hart, ihn gewaltsam in andere Bahnen lenken zu wollen.

Als sie nach Hause zurückkehrten, fanden sie Hollen, der seit einer halben Stunde angekommen war, sie erwartend.

Asta erschrak, als sie sein vergrämtes Gesicht sah. Die Angst der letzten Tage ließ deutliche Spuren darauf zurück.

Otto ging langsam auf seinen Vater zu. „Vater, verzeih mir!" bat er ganz leise.

Hollen strich ihm über das Haar. „Es ist alles gut, mein Junge," sagte er weich — weiter nichts.

Asta und William gingen ins Nebenzimmer, um die beiden allein zu lassen.

„Wie ich es dachte," meinte William lächelnd. „Kein Vorwurf, keine Strafe, er hat den Jungen wieder, damit ist alles gut."

Asta ging ans Fenster. Bei Williams Worten wandte sie sich nach ihm zurück, in ihren Augen standen Tränen. „Ein Verzeihen ohne viele Worte, ohne Vorwürfe — das ist schön!“ sagte sie leise. „Das demütigt den Bereuenden nicht, drückt ihn nicht in den Staub, sondern nimmt ihm nur die Last von der Seele.“

Ihre Worte frappierten ihn, aber ehe er noch nach dem tieferen Sinn derselben fragen konnte, ging sie schon an ihm vorüber, zur Tür hinaus.

Hollens Güte zerknirschte Otto viel mehr, wie harte Worte und Strafen es vermocht hätten. Er versprach in einer Aufwallung leidenschaftlicher Reue, den Gedanken an den Marineoffizier aufgeben zu wollen.

Hollen lächelte über das Versprechen. „Ich kann's dem Jungen nicht verdenken, daß er durchaus wieder ans Meer will,“ sagte er zu Normann, nachdem Otto zu Bett geschickt worden war. „Als ich es gestern wiedersah, ging mir auch das Herz auf. Es kommt mir vor, als hätte ich, seit ich es verließ, in einem engen Gefängnis gesessen.“

„Könntest du dich entschließen, nach Kiel zu ziehen, Hollen? Der Platz eines Hafenkommandanten wird frei. Du bekommst ihn sicher, wenn du dich meldest. Kiel ist nicht weit von Plön. Gib Otto ins Kadettenkorps, die straffe Zucht dort ist ihm dringend nötig,“ riet William. „Ellen kann ihn alle Sonntage sehen. Ihr habt ein größeres Gehalt und könnt sorgenfrei leben. Wenn du mir erlauben willst, die Ausgaben für Ottos Erziehung mitzutragen, so —“

Hollen schüttelte den Kopf. „Nein — ich danke dir sehr, das bring' ich schon auf. Ich will mir die Sache mit dem Korps überlegen. Um die Stelle in Kiel bewerbe ich mich nicht, ich trete nicht wieder in

Dienſt. Das iſt vorbei. Ich verdiene jetzt mehr durch mein Schreiben, ich habe jetzt gute Verbindungen."

„Wie glücklich würde aber Ellen ſein, wieder am Meer zu leben," meinte Aſta. „Dir wird es freilich wohl ſchwer werden, Kurt?"

„Ja, ſehr ſchwer," ſagte er. „Ich habe aber in den furchtbaren Tagen, als ich mein Kind verloren glaubte, eingeſehen, daß es Egoismus war, meinen eigenen Enttäuſchungen, meinem Kummer ſo nachzugeben."

„Wird Ellen jetzt endlich einſehen, wie gut du biſt?" fragte Aſta. „Wird ſie dir das Leben freundlicher machen?"

„Sie iſt auch zur Erkenntnis gekommen, die arme Ellen! Ich kann ſie nicht hart beurteilen. Wenn du ihren Jammer, ihre Verzweiflung geſehen hätteſt, Aſta!"

„Wahrſcheinlich klagte ſie dich an, die Urſache von Ottos Verſchwinden zu ſein?"

„Nein — nur ſich ſelbſt. Und Selbſtvorwürfe ſind die unerträglichſten, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Ellen würde ruhig in unſerem jetzigen Wohnort bleiben, ſie will nur Otto glücklich wiſſen. Darum kann ich ihr auch nicht böſe ſein. Sie iſt eine gute Mutter, jedes Opfers für ihr Kind fähig. Aber ſeit ich das Meer wiedergeſehen habe, zieht es mich in der Tat mit unwiderſtehlicher Gewalt, trotz aller Schmerzen, dahin. Wenn wir unſer Häuschen loswerden, ziehen wir vielleicht in irgend eine kleine Küſtenſtadt in Holſtein, nicht zu weit von Plön entfernt. Ich habe meine Arbeit am Schreibtiſch, Ellen ihre im Hauſe, und ſie wird jetzt auch Seelenruhe gewinnen, weil ſie Otto glücklich weiß. Ich denke, ſo ſteuern wir nach unſerem Schiffbruch doch noch in einen friedlichen Hafen."

Er reichte den Geschwistern beide Hände hin. „Nehmt meinen Dank für alles, was ihr dem Jungen an Liebe erwiesen habt — und noch erweisen wollt."

Kurt ging zeitig zu Bett. Am anderen Morgen ganz früh brach er mit Otto wieder auf, es trieb ihn, nach Hause zu kommen.

Ellen empfing sie in einer seltsam weichen Stimmung. Sie küßte Otto ohne weitere Vorwürfe. Als Kurt ihr die Zukunftspläne mitteilte, sagte sie nicht viel. Sie nahm seine Hand und hielt sie fest in ihren beiden, ohne zu sprechen.

Er beugte sich über sie und küßte sie. Er wußte, er hatte nicht nur sein Kind, auch die Liebe seiner Frau wiedergefunden.

Fünfzehntes Kapitel.

Normann wurde zu einer etwa drei Monate dauernden Manöverübung kommandiert. Asta konnte ihre freudige Überraschung nicht ganz verbergen, als er es ihr mitteilte.

Er bezwang den zornigen Schmerz, der ihn bei dieser Wahrnehmung durchzuckte. „Willst du allein hier bleiben oder zu deinen Geschwistern gehen?" fragte er. „Du siehst dann Otto noch vor seiner Abreise nach Plön und kannst Ellen beim Einrichten der neuen Wohnung helfen."

„Ich habe gar keine Lust, zu Kurt zu reisen. Er und Ellen leben jetzt ganz friedlich miteinander, ich könnte nur stören. Mein Anblick müßte Ellen all die harten Urteile, die sie in meinem Beisein über Kurt fällte, zurückrufen. Das muß erst alles ein bißchen in Vergessenheit geraten. Otto werde ich in den Ferien noch oft genug bei uns sehen."

„Wie du willst. — Wird es dir aber nicht zu einsam hier sein?“

„Ich möchte Marka in Marburg besuchen. Ich habe es ihr so lange schon versprochen. Im Mai sind wundervolle Konzerte in Berlin angekündigt, vielleicht fährt sie mit mir hin.“

„Gut — ich habe nichts dagegen. Vorausgesetzt, daß du natürlich nicht daran denkst, selber öffentlich singen zu wollen. Das ist ganz ausgeschlossen.“

Asta drehte den Kopf zur Seite, damit er den Ausdruck ihres Gesichtes nicht sah. Wenn er erst unerreichbar weit auf dem Meere schwamm, konnte sie in Berlin tun, was ihr beliebte.

„Hast du mich verstanden, Asta?“

„Ja doch! Sonst noch Befehle?“

„Du scheinst meine Abreise kaum erwarten zu können?“

Sie antwortete nur durch ein Achselzucken.

„Nun, vielleicht ist diese Trennung ganz gut,“ fuhr er ernst fort. „Wenn ich nur hoffen dürfte, daß du dich ein wenig auf das Wiedersehen freust; wenn ich dich ruhiger allein lassen könnte! — Asta, wenn du ahntest, wie schwer es ist, fortgehen zu müssen mit dieser Angst im Herzen!“

Sie antwortete nicht. Sie befand sich in viel zu ungeduldiger Erwartungsstimmung, um auf seine Klagen näher eingehen zu mögen.

Mit einem erleichterten Gefühl drückte sie am Morgen seiner Abreise den Kopf wieder in ihr Kissen. Drei Monate lang würde niemand Ansprüche an sie stellen, sie konnte tun und lassen, was ihr beliebte, brauchte weder ernste noch zärtliche Vorwürfe mitanzuhören über ihre Unordnung, ihren Mangel an Liebe und so weiter. Ja, selbst die lästigen Haushaltssorgen fielen von ihr ab. Sie würde bei Marka, dann in einer

Berliner Pension die Zeit verbringen, Konzerte hören, alte Bekannte aufsuchen, Bengals, Herrn Rosengart, den einst so Verabscheuten. Ob er sie nicht sofort bat, ein Konzert zu geben? Wenn sie es täte — unter ihrem Mädchennamen natürlich! Vielleicht würde William es nie erfahren.

Und würde sie Mengersky in Berlin treffen?

Sie legte beide Hände vors Gesicht. Sie wollte ihn nur spielen hören, noch einmal dem silbernen Geigenton lauschen, ihm vorsingen und ihm die Worte abzwingen: „Ich habe mich geirrt — Sie sind doch eine Künstlerin!“

Dann konnte sie ruhig in ihr Haus zurückkehren und versuchen, William eine bessere Frau zu sein. Wenn sie das erreicht hatte, dann legte sich vielleicht die ewige innere Unruhe, das Fieber des Ehrgeizes, das sie verzehrte.

Sie zahlte ihren Leuten Lohn und Kostgeld aus, ließ die kostbaren Möbel zudecken, vor allem den Flügel, und reiste mit solch einem Gefühl der Erleichterung ab, wie ein Kind, das die großen Ferien vor sich sieht.

Asta freute sich sehr, daß Marka sie schon auf dem Bahnhof erwartete.

„Mein Mann und Hansel wollten nicht mitkommen,“ sagte Marka nach einer herzlichen Umarmung. „Sie finden es feierlicher, dich vor dem Hause mit Blumensträußen zu begrüßen.“

Asta drückte nur schweigend Markas Hand. Der Anblick des wohlbekannten Gesichts überwältigte sie durch die auf sie einstürmenden Erinnerungen. Sie glaubte wieder klare Höhenluft zu atmen, das Glockenläuten der Herden auf den Bergabhängen zu hören, die schlanke Gestalt Mengerskys in seinem weißen Anzug den schmalen Bergpfad herunterkommen zu sehen,

schon von weitem den Hut schwenkend. Ein schluchzender Seufzer hob ihre Brust. „Marka, was ist seitdem alles geschehen!“

Marka nahm teilnehmend ihre Hand. „Arme kleine Seele!“ sagte sie mitleidig, denn sie glaubte, Asta denke an ihr verlorenes Kindchen.

Die Fahrt durch die saubere, freundliche Stadt erheiterte Asta. In den Vorgärten der Häuser grünte und blühte alles, auf dem Marktplatz sammelten sich die Mägde um den alten Ziehbrunnen. Sie holten das Trinkwasser in blank gescheuerten Eimern. Das mutete ganz mittelalterlich an, paßte aber gut zu dem verträumten Städtchen mit seinen weiß angestrichenen Häusern und grünen Läden vor den Fenstern.

„Wir wohnen ein bißchen weit draußen,“ meinte Marka. „Hansel schadet der Schulweg nichts, und Hermann hat dort mehr Ruhe zum Arbeiten. Übrigens, liebe Asta, du wirst sehr überrascht sein: Fräulein Ries ist bei mir.“

„Himmel, die auch?“ Asta mußte lachen. „Du legst wohl ein Spital für gescheiterte Existenzen an? Eine verunglückte Konzertsängerin und eine ausgeschriebene Schriftstellerin!“

Marka lächelte. „Ich hoffe, daß die liebe verunglückte Sängerin sich bald von mir überzeugen läßt, daß sie eigentlich eine sehr glückliche junge Frau ist.... Über die Ries wirst du dich freuen. Sie späht nicht mehr nach Romanstoffen umher, sondern lebt frisch und fröhlich in der Wirklichkeit, schreibt meinem Mann Manuskripte ab, liest Korrekturbogen, hilft Hansel bei seinen Schularbeiten und macht sich so nützlich, daß ich beinahe glaube, sie bleibt ganz bei uns.“

„Du hast dann mehr Zeit zum Üben,“ pflichtete Asta bei.

„Da sind wir.“ Marka nickte mit glückstrahlendem Gesicht Hansel zu, der ihr aus der offenen Haustür entgegensprang.

Asta nahm ihm den Blumenstrauß ab und küßte ihn.

Professor Reen führte sie ins Haus.

Asta wunderte sich, an die Eleganz ihrer eigenen Häuslichkeit gewöhnt, über die schmucklose Einrichtung. Einfarbig gestrichene Wände, blankgebohnte Dielen, auf denen die Sonnenstrahlen vergebens nach einem Stäubchen spürten.

Durch die weit offenen Fenster strömte milde Frühlingsluft herein. Die weißen Gardinen blähten sich im Winde, es roch nach Veilchen. In flachen Schalen schimmerten sie dunkellila zwischen lichtgrünen Blättern. Die einfach möblierten Zimmer reinigten sich leicht. Es lag eine wahre Feiertagsstille über ihnen.

In Markas Stube nahm der Flügel den meisten Platz ein, in Reens Studierzimmer der große, offene, dicht ans Fenster gerückte Schreibtisch. Durch die breite Glasscheibe sah man in den Garten hinein, auf blühende Obstbäume und grüne Sträucher. Die zartgeschwungenen Linien der Berge begrenzten den Horizont, zwischen dem Garten und den Bergen wogten seidengrüne Gerstenfelder.

Hohe Büchergestelle ragten bis zur Decke hinauf, die Platte des Schreibtisches war mit Manuskriptpapier bedeckt. Dicht vor dem Schreibtisch, leicht mit der Hand zu erreichen, standen Goethes und Schopenhauers Werke auf einem kleinen Brett.

„Meine getreuesten Helfer!“ sagte Reen lächelnd. Er strich über die Deckel der Bücher wie über die Hand eines lieben Freundes. Asta schwieg etwas beklommen still. Sie sah zum ersten Male in die Werkstatt eines Dichters hinein, dessen große, stille Stim-

mungen über den ganzen Raum schwebten und ihm eine erhabene Ruhe verliehen.

„Stört Markas Üben Sie nicht, Herr Professor? Durch die Tür muß ja jeder Ton deutlich zu hören sein," meinte sie endlich.

„Sie stört mich nie!" versicherte Reen. Er legte den Arm um Markas Taille. Sie sah mit glänzenden Augen zu ihm auf.

„Du mußt doch aber üben, Marka," ereiferte sich Asta.

„Tue ich auch, wenn mein Mann in der Bibliothek liest. Ich brauche doch nicht gerade Fingerübungen zu spielen, wenn er schreibt. Abends spiele ich oft stundenlang. Hansel schläft dabei ein, und mein lieber Dichter sagt, er schreibe gern dabei. Unsere Seelen reden dann in verschiedener Art ihre Sprache — und verstehen sich doch."

„Ich bebe dann — entglimme in allzu rascher Glut,
Mein Herz und deine Stimme versteh'n sich gar zu gut ..."

sang Asta mit leichtem Spott. Ihr wurde aber recht weh ums Herz. Wie anders war es in ihrer Ehe! Aber freilich, hier verstanden eben zwei Künstlernaturen einander, da mußte das Zusammenleben harmonisch sein.

„Das wird ein Genuß heute abend!" sagte Reen mit seiner milden Heiterkeit. „Marka spielt — Sie singen, gnädige Frau — es fehlt nur noch Mengerskys Geige, dann wäre das schöne Partenkirchner Trio wieder da."

„Ja — die Geigenstimme fehlt," wiederholte Asta leise.

„Gut, wir feiern heute abend ein Fest," stimmte Marka bei. „Ich habe zwar meinen Kuchen erst für

morgen mittag gebacken, aber man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Was man gehabt hat, kann einem keiner wegnehmen. Essen wir ihn also lieber schon heute. Rheinwein ist kalt gestellt, mein Roastbeef sieht prachtvoll rosig, der mürbe Teig schön bräunlich aus. Ich decke mit Fräulein Ries auf der Veranda den Tisch, es ist warm genug, um draußen zu sitzen."

Hansel jubelte laut Beifall. Er lief geschickt auf den Händen durchs Zimmer, während Marka seine Beinchen in die Hände nahm und ihn so „Schubkarre fuhr". Reen sah lachend, Asta verwundert zu. Markas aus dem innersten Herzen quellende Fröhlichkeit hatte etwas Erquickendes.

„Komm, ich will dir dein Zimmer zeigen, Asta. Hansel, lauf und bitte Tante Ries herzukommen."

Fräulein Ries begegnete ihnen auf der schmalen Treppe, die zu den Logierstübchen führte. Asta fand sie sehr vorteilhaft verändert, stärker geworden, die Züge ausgeglichener; statt des spähenden Kneifers trug sie eine rechtliche Brille, durch die die Blicke nicht mehr unruhig suchend, sondern ganz behaglich in die Welt sahen.

„Das ist hübsch, daß Sie auch dies kleine Eldorado aufsuchen, Frau v. Normann! Ich habe das Häuschen „Quisisana" getauft. Hier ist ein Jungbrunnen für müde Seelen. Unsere liebe Marka ist ein Seelendoktor, trotzdem oder vielleicht gerade, weil sie hart mit sich ist und es auch mit anderen sein kann."

„Hart nicht, aber auch nicht weichlich," sagte Marka. „Ich liebe stramme Naturen, die sich nicht gleich widerstandslos knicken lassen. Mitleiden will ich nicht, aber mithelfen, so viel ich kann. Den Jammer anderer mitbejammern tue ich nicht. Warum will keiner mehr eine Last tragen? Unsere Erleichterungen sind es, die wir am härtesten büßen müssen."

„Allen, die um Sie sind, helfen Sie allein durch Ihr Beispiel, Frau Marka.“

„Rieschen, keine Lobhymnen! Sie wissen, das kann ich nicht vertragen. Wollen Sie sich nützlich machen? Ja? Dann helfen Sie dieser verwöhnten kleinen Dame beim Auspacken. Ich sehe nach dem Abendbrot. — Gefällt dir dein Stübchen, Asta?“

„Ach so sehr, alles so sauber und einfach! Weißgestrichene Möbel, Mullvorhänge, ein paar Blumen.... Wir belasten unser Leben mit so viel Unnötigem. Nichts wie Ärger hat man von all dem Kram in den Stuben, den vielen unausstehlichen Dienstboten. Mir ist das alles so gräßlich über, in meinem Hause ist nie Ordnung, es geht alles drüber und drunter.“

„Dann werde ich dich hier hübsch anlernen, mein gutes Kind. Früh kannst du Kaffee kochen, Mittags mir in der Küche helfen — sonst wird am Abend nicht musiziert.“

Asta verzog den Mund. „Ich möchte dich spielen hören und dir vorsingen — weiter nichts.“

„Gut. Wenn du hungrig bist, spiele ich dir ein Chopinsches Nokturno vor. Ob du wohl davon satt wirst? — Nein? Nun also, dann verlang das auch nicht von deinem Mann. Alles zu seiner Zeit. Wenn ich müde und hungrig vom Dienst käme, früge ich auch nichts nach dem schönsten Gesang.“

„Du bist sehr prosaisch geworden, Marka. Stört dich das nicht in deiner Kunst?“

„Nein, nur Unordnung im Hause würde mich stören.... Jetzt aber Schluß — Fortsetzung folgt — morgen und folgende Tage.“

Marka zog die Tür hinter sich zu. Sie hörten sie ein Lied trällern. Auf der Veranda klapperte das Mädchen verheißungsvoll mit Tellern und Messern.

„Sie ist einzig.“ Gertrud Ries wischte sich die Augen. „Ganz einzig. Sie lebt nur für ihren Mann und das Kind. Freilich, Reen ist ein herrlicher Mensch. Seit ich seine Bücher gelesen habe, mag ich keine Feder mehr anrühren, meine Romane kommen mir, mit seinen Sachen verglichen, wie Wassersuppen gegen starken Wein vor.“

„Wie kann aber nur Marka ihre Musik so vernachlässigen über gleichgültigen Dingen?“ Astas Gedanken wollten nicht von diesem Punkt fort.

Fräulein Ries hing mit bewundernden Ausrufen all die schönen Kleider in den Schrank. Der Koffer schien unergründlich zu sein.

„Sie vernachlässigt ihre Musik nicht, ihr Spiel kommt nur immer erst in zweiter Reihe. Erst der Mann, das Kind, das Haus. Sie sagte mir einmal so schön darüber: „Mir sind zwei kostbare Dinge anvertraut: ein Kinderherz und eine Dichterseele, die ich hüten und pflegen muß, damit sie keinen Schaden leiden.“ — Ist das nicht herrlich gesagt?“

„Früher hätten Sie sich das gewiß für Ihren Roman notiert, Fräulein Ries?“

Gertrud Ries ärgerte sich etwas. „Möglich,“ sagte sie kurz. „Früher schrieb ich das als schöne Phrase hin, jetzt mache ich es mir zu eigen und lebe danach — das ist besser.“

Asta seufzte. Wunderbar! Alle Menschen schienen hier einer Meinung zu sein: erst das Leben mit seinen Pflichten — dann erst die Kunst! Aber die ließ sich doch nicht so nebenher abtun!

Sie sagte etwas Ähnliches, als sie nachher alle beim Abendbrot unter der rot und weiß gestreiften Markise auf der Veranda saßen. Professor Reen hielt sein Glas Rheinwein gegen das Licht. Goldig funkelte

der Wein in dem schön geschliffenen Glase. In dem Gärtchen zirpten die Grillen. Über den blühenden Bäumen träumte die silberne Mondsichel.

„Sie achten die kleinen Genüsse des Lebens zu gering, gnädige Frau," sagte er mit seinem gutmütigen Lächeln. „Auch kleine Dinge können uns entzücken. Betrachten Sie sie, wenn Sie wollen, nur als Mittel zum Zweck. Kommen wir nicht alle in eine ganz anders behaglich-fröhliche Stimmung durch Markas gutes Essen, den Wein, das Grillenzirpen, den Blumenduft? Wenn ich nachher schreibe, würden solche wohlig-sanften Eindrücke vorherrschend mich beeinflussen. Nervenberuhigend legen sich meine Worte vielleicht dann später einmal einem unruhig zerfahrenen Leser aufs Herz. Da haben Sie Ursache und Wirkung. An dieser unzerreißbaren Kette läuft alles. Das an sich Unbedeutendste kann folgenschwer wirken. „Wenn ich einen Stein werfe, verändere ich den Schwerpunkt der Erde," sagt Carlyle. Verstehen Sie, was er damit meint?"

„Nicht ganz."

„Frau Asta, Sie sind ja auch musikalisch, Sie haben das Glück, in dieser Allerweltssprache reden zu können. Wenn Sie wüßten, wie mir das hilft bei meinem Schreiben, wenn Marka spielt, Sie würden dies herrliche Mittel auch benutzen, um Ihren Mann in gedrückten, mutlosen Stimmungen, die jeder in einem ernst genommenen Beruf durchzukämpfen hat, zu erfrischen und zu begeistern. Es ist nur gerecht, wenn ich sage: meine Frau hat durch ihr wundervolles Spiel das beste Teil an meinem Schaffen getan. Das ist wie ein Sichfassen treuer Hände solch Miteinanderarbeiten, -ringen und -streben."

„Ich will mich ja auch nur aus dem grauen All-

tag in meine Kunst retten," sagte Asta. „Das wird mir eben verwehrt, wenn sich der Alltag so breit machen soll."

„Er macht sich nur breit, wenn ihm nicht sein Recht wird," scherzte Marka. „Bei mir ist er ganz bescheiden. Sie trat hinter den Stuhl ihres Mannes und küßte seine Stirn und alle die erhabenen, beruhigenden und aufhellenden Gedanken darin, wie sie hinzusetzte.

Fräulein Ries kam in eine ganz begeisterte Stimmung. Der Abend war aber auch zu schön. Blütendüfte, weiche Luft, anregende Gespräche und eine Liebe, die alles vergoldete, was mit ihr in Berührung kam. Da sie nicht wußte, wie sie ihrer Freude Ausdruck geben sollte, häufte sie immer wieder Hansels Teller voller Kuchen.

Asta blieb sehr nachdenklich. Es atmete sich frei hier in dieser reinen Atmosphäre, wo alles von Größe, Ruhe und Sonnenlicht durchtränkt schien. Warum war es nur bei ihr zu Hause so anders, so zerfahren, so ungemütlich? Lag wirklich so viel an diesen kleinen, stets von ihr als zu geringfügig angesehenen Dingen? Mußte man die Prosa des Alltagslebens so wichtig nehmen? „Ich will bei Marka lernen, beides mehr in Einklang zu bringen," beschloß sie.

Auf Reens Bitten gingen sie dann in den Salon, in dem der Flügel stand.

Asta sang. Heitere Liebeslieder paßten nicht zu ihrer ernsten Stimmung, aber Schuberts wundervolles „An die Musik" fügte sich der angeschlagenen Grundmelodie ihrer Gespräche harmonisch ein.

Du holde Kunst! In wie viel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
Hast du mein Herz zu warmer Lieb entzunden,
Hast mich in eine bess're Welt entrückt.

Oft hat ein Seufzer, deiner Harf' entflossen,
Ein süßer, heiliger Akkord von dir
Den Himmel beff'rer Zeit mir erschlossen —
Du holde Kunst — ich danke dir dafür!"

„Wie schön war das!" sagte Reen leise. „Frau Asta — so konnten Sie in Partenkirchen noch nicht singen."

„Du holde Kunst — ich danke dir dafür!" wiederholte Marka innig. „Wie glücklich, wie unbeschreiblich reich sind wir alle drei. Der Künstler ist nicht nur Geschöpf, er fühlt auch Schöpferwonne."

„Zählst du mich jetzt auch zu den Künstlern?" fragte Asta hastig.

„Dies Lied hast du künstlerisch schön gesungen," antwortete Marka einfach.

„Wenn mir das noch ein anderer Mensch wiederholt," rief Asta halb schluchzend, „dann — ja dann will ich zufrieden nach Hause gehen, Kochen lernen und Wirtschaftsbücher nachrechnen."

„Was kann dir nur so viel an der Anerkennung fremder Menschen liegen?" Marka schüttelte den Kopf. „Das Beste hat man in sich, das kommt nie heraus."

Fräulein Ries brachte Hansel zu Bett. Reen, Marka und Asta blieben dann noch lange auf der Veranda sitzen. Es war so schön, zu beobachten, wie ein Stern nach dem anderen an dem dunklen Himmel auftauchte, all diese unermeßlichen, unfaßlichen Welten, die nur der geflügelten Phantasie des Dichters erreichbar sind, den kein Band, keine Schranke, kein Gesetz der Schwere bindet.

Sechzehntes Kapitel.

Vergebens bat Asta, Marka möge mit nach Berlin zu den Konzerten kommen.

„Ich kann meinen Mann und Hansel nicht verlassen," war ihre beständige Antwort auf alles Bitten und Drängen.

Asta fühlte sich immer etwas getroffen bei solcher Antwort. Der Standpunkt kam ihr unerreichbar vor. Sie gierte noch nach Ruhm, wenigstens nach dem Beifall eines einzigen Menschen! Der Gedanke, Mengerskys Bewunderung noch erringen zu müssen, saß wie ein Widerhaken in ihrem Herzen fest.

Sie wagte Marka nichts von der Hoffnung, Mengersky in Berlin zu treffen, zu sagen. Sie wußte, wie dringend diese dann von der Reise abraten würde, sie scheute sich, überhaupt nach Mengersky zu fragen. Wahrscheinlich wußte Marka auch nichts von ihm.

Trotz Markas und auch Reens herzlicher Bitten, länger bei ihnen bleiben zu wollen, setzte sie ihre Abreise auf Mitte Mai fest.

„Du hast noch lange nicht genug bei mir gelernt," behauptete Marka unzufrieden. „Du kannst zur Not eine anständige Tasse Kaffee oder Tee zuwege bringen, das befriedigt aber noch keinen Mann."

Marka hatte nämlich wirklich nicht nachgelassen, bis Asta ihr in der Küche half. Sie war viel geduldiger wie Ellen. Durch jahrelanges Klavierunterrichtgeben lernte sie „langmütiges Lehren". Asta war freilich wenig begabt für praktische Dinge und so grenzenlos zerstreut, daß all das Unglück, das sie anrichtete, eine ständige Quelle der Unterhaltung für Reen, Hansel und Gertrud Ries bildete. Marka, als direkt davon Betroffene, nahm die Sache tragischer. Immerhin ließ sich doch der Erfolg verzeichnen, daß Asta einsehen lernte, sie müsse sich in Zukunft mehr um ihren Haushalt kümmern. Über ihre Ehe sprach sie sehr wenig. Marka war zu taktvoll, um Fragen zu stellen, aus

Andeutungen Astas erriet sie ja den Sachverhalt ziemlich genau. Nur über die schlimmste Szene schwieg Asta hartnäckig. Bei ruhiger Überlegung wurde ihr die Ungerechtigkeit ihrer Beschuldigungen klar. William hatte es doch wohl gut gemeint, daß er das Geld gab für ihre Studien — ohne egoistische Hintergedanken. Sie konnte sich aber nicht entschließen, ihm das wenigstens brieflich zu gestehen. Augenblicklich war er auch wieder einmal unerreichbar. —

Marka umarmte die scheidende Freundin mit nassen Augen. „Du machst nichts wie Dummheiten dein Leben lang!" sagte sie halb weinend, halb lachend beim Abschied. „Aber trotzdem muß man dich lieben."

„Vielleicht gerade deshalb." Asta befand sich in übermütigster Laune, trotzdem auch ihr der Abschied nahe ging. „Wenn ich das meinem Mann schriebe, daß ich bei der berühmtesten Klaviervirtuosin — kochen lernen mußte!" Sie wandte sich an Reen. „Herr Professor, mein Mann las mir Abends manchmal vor — das langweilte mich. Aber wenn er Ihre Bücher wählt, da werd' ich schon aufpassen."

„Denken Sie, daß auch Ihre süßen Lieder jetzt mit drin sind," antwortete Reen herzlich. Er legte seinen Arm um Marka. Das Kind schmiegte sich zwischen beide ein. Über den dunklen Frauen-, den blonden Männer- und den hellen Knabenkopf huschten die goldenen Strahlen der Nachmittagssonne, die durch die Zweige der Bäume schien. Blätterschatten zitterten über die weiße Hauswand — alles Licht um das Häuschen herum, und drinnen Friede, Liebe, freudiges Schaffen und Streben. Astas weißes Tuch wehte noch lange zurück. Mit einem Seufzer steckte sie es endlich ein, als die Biegung des Weges das kleine Haus ihren Blicken entzog. Sie nahm ein Stückchen Gesundheit

und Frieden mit in die fiebernde, lärmende Weltstadt hinein, deren Mauern sie mit einbrechender Dunkelheit umfingen.

Ihre animierte Stimmung hielt in den ersten Tagen an. Die fremden Menschen in der Pension, meist Ausländer, amüsierten sie, wenn sie auch nicht den Wunsch hegte, ihnen näher zu treten.

In den belebten Straßen herumzubummeln, in irgend einer Konditorei Kaffee zu trinken, schien nach dem langen Kleinstadtleben sehr genußreich. Sie mußte nur bald die unangenehme Erfahrung machen, daß eine junge, elegant angezogene Dame in Berlin nicht gut vor Läden stehen, in Konditoreien sitzen kann, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Junge, auch ältere Herren sprachen sie zudringlich an, gingen hinter ihr her, belästigten sie auf jede Weise, bis sie schließlich so verängstigt war, daß sie nur noch in Droschken fuhr und höchstens eine kleine Damenkonditorei aufsuchen mochte.

Im Theater, in Konzerten war es nicht viel anders. Sie hatte das damals alles in Bengals Begleitung oder unter Mengerskys und Markas Schutz mitgemacht. Marka umgab eine gewisse unnahbare Hoheit, die jeden Zudringlichen abschreckte, während Astas süßes Gesicht mit den erschrockenen Augen, dem heißen Erröten unwiderstehlich anziehend wirkte. Zehnmal an einem Tage wünschte sie oft ihren Mann an ihre Seite. Auch das lange Stehen vor den Garderoben oder den Billettschaltern, das Warten an den Haltestellen, wenn eine vollbesetzte Straßenbahn nach der anderen siegesbewußt vorbeifuhr, war ihr höchst peinlich. Auch die Bedienung ihrer Jungfer, der Komfort des eigenen Haushalts fehlte. Aber das waren alles nur Nebensächlichkeiten — viel schmerzlicher überraschte es sie, daß Bengals, die sie entzückt über das Wiedersehen zu

finden hoffte, sich ziemlich lau und gleichgültig gegen sie benahmen. In Berlin lebt man rasch, Eindrücke haften nicht lange. Asta v. Hollen, der aufsteigende Stern am Kunsthimmel, den Bengals so gern protegierten, fiel durch ihre Heirat wie in eine Versenkung. Wen konnte die junge Frau des Leutnants v. Normann noch interessieren? Bengals protegierten längst eine andere aufstrebende Größe. Der Professor war als Porträtmaler jetzt erst recht Mode geworden, seit fast sämtliche Prinzessinnen sich von ihm malen ließen. Das Veilchenbild war, so viel er sich erinnern konnte, in die Hände eines Engländers übergegangen, der seiner Sammlung einen „Bengal" beifügen wollte.

Die Frau Professor schickte auf Astas Besuch hin eine Aufforderung zu ihrer nächsten Gesellschaft, der Asta auch folgte, weil sie hoffte, Mengersky dort zu treffen.

Die schönen Räume in der Tiergartenvilla waren wie einst voller interessanter Menschen, alles „Größen", die sich in irgend einer Weise von dem Durchschnitt der Menschheit unterschieden.

Die Musik schien aber nicht mehr in Bengals Salon die Hauptrolle zu spielen. Deklamationen aller Art, ein flott gespielter Einakter, den Frau Bengals gegenwärtiger Schützling, eine junge Schriftstellerin, geschrieben, wurde aufgeführt und maßlos beklatscht. Asta fand das Stück ziemlich geist- und sinnlos, vielleicht weil sie die vielen Lokalwitze und Anspielungen nicht verstand. Alles, wovon man jetzt sprach, war ihr fremd. Vergebens hoffte sie Mengerskys Künstlerkopf zwischen den Samtfalten der Portiere auftauchen zu sehen.

Endlich fand sie den Mut, Professor Bengal nach ihm zu fragen. Dieser kniff die Augen zusammen, wie

wenn er sich erst besinnen müßte. Asta kam das wie eine Affektation vor, sie begriff nicht mehr, was sie einst an dem geckenhaften Mann bewundert haben konnte.

„Mengersky ... ja, richtig, der arme Teufel! Gnädige Frau, haben Sie denn nichts von seinem Pech gehört?“ fragte Bengal endlich.

„Nein — nichts. Was ist denn mit ihm geschehen?“

„Sie haben gar nichts davon gelesen? Es ging doch durch alle Zeitungen.“

„Was denn nur?“

„Er machte eine Kunstreise nach Amerika. Man soll ganz toll dort gewesen sein, in Amerika ist ja immer alles gleich so massig.“

„Nun, und was geschah weiter?“

Bengal sah ihr die zitternde Aufregung an. Er lächelte. „Auf der Rückreise fiel er die Kajütentreppe herab und brach den rechten Arm. Bei der ungenügenden Behandlung kam es zu keiner Heilung.“

Asta war totenblaß. „Mein Gott — der Arme!“

„Schrecklich — nicht wahr?“ Bengals Ton klang ziemlich gleichgültig. „Es drohte schließlich eine Blutvergiftung. Aber eigensinnig, wie er ist, hat er sich den Arm nicht abnehmen lassen wollen, sondern fuhr unter wahnsinnigen Schmerzen von einem Arzt zum anderen. Natürlich nur mit demselben Resultat. Jeder sagte ihm: Tod durch Blutvergiftung — oder Amputation!“

Astas Lippen zuckten krampfhaft.

„Vor etwa acht Wochen hat man ihm den Arm abgenommen.“

„Haben Sie ihn gesehen, ihn aufgesucht?“

„Ja, das hab' ich getan.“ Bengal schien sehr mit sich selbst zufrieden zu sein über diese große Leistung.

„Damals lag er noch in der Klinik. Es war aber nichts mit ihm anzufangen, er schien völlig stumpfsinnig vor Verzweiflung zu sein.“

„Liegt er noch in der Klinik?“

„Nein — er lebt in einer kleinen Wohnung irgendwo in Charlottenburg. Meine Frau weiß die Adresse. Wir wollten immer wieder mal zu ihm, aber wie das so geht — man hat so viel anderes vor.“

„Wer ist denn bei ihm? Er ist doch sicher ganz hilflos. Was muß er leiden — körperlich und seelisch!“

„Ja, das ist das Wunderbarste. Denken Sie, wie er noch in der Klinik liegt, kommt ein altes häßliches Weib aus Polen angereist und behauptet, sie sei die Frau Mengerskys. Niemand wollte es ihr glauben, aber Mengersky selbst bestätigte es. Das hat er uns allen schön verschwiegen, diese heimliche Ehe — was? Na, schließlich ist's jetzt gut so. Die Alte soll gespart haben. Er behielt von all den erworbenen Summen kaum so viel übrig, um die Kosten der Operation und den Aufenthalt in der Klinik zu bezahlen. Sie soll ihn pflegen und päppeln wie ein kleines Kind. — Aber ein schreckliches Ende ist das doch, weiß Gott. Schnell — nehmen Sie ein Glas Champagner, gnädige Frau, Sie sehen ja ganz blaß aus!“

Asta schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht — ich brächte keinen Schluck herunter. Ich will Ihre Frau Gemahlin nach der Adresse fragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Erst das Geschäft!

Aus den Erinnerungen eines Ingenieurs.

Von Ulrich Myers.

Mit Illustrationen von Willy Stöwer.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1889 waren in Pennsylvanien, in Barrelsville, acht verschiedene Petroleumwerke in Tätigkeit. In der Tiefe von vierhundert Fuß hatte man reiche Petroleumquellen entdeckt, deren Inhalt mit Pumpwerken heraufgeholt wurde. Barrelsville war innerhalb eines Vierteljahres entstanden und zählte ungefähr zweihundert Häuser. Der Ort nannte sich Stadt, denn er hatte eine Kirche und drei Kneipen, stand aber nicht in gutem Geruch, wie das eigentlich selbstverständlich ist, denn die ganze Gegend roch so entsetzlich nach Petroleum, daß die Fremden, die zum ersten Male nach Barrelsville kamen, schier verzweifeln wollten. Aber man gewöhnt sich an alles, selbst an den Petroleumgeruch; schließlich merkt man ihn gar nicht mehr.

Einer der reichsten und bedeutendsten Quelleninhaber war Samuel Graham, der sein Landhaus in dem Nachbarorte Sharpsville hatte. Dort wohnte er mit seiner

Frau und seiner Tochter Florine. Frau Graham war stets krank, und Florine langweilte sich um so mehr, als es weder in Sharpsville noch in Barrelsville Konzerte, Theater, Gesellschaften noch Gelegenheit zum Flirt gab.

Graham hatte in letzter Zeit in einiger Entfernung von seinen Petroleumquellen eine Raffinerie angelegt, in welcher das Petroleum sofort von Unreinigkeiten befreit wurde. Da die Nebenprodukte ebenfalls guten Absatz fanden, machte er ein vorzügliches Geschäft. Schließlich verkauften ihm auch die anderen Grubenbesitzer ihr rohes Petroleum, so daß die Raffinerie beständig vergrößert werden mußte.

Als Leiter der Raffinerie hatte er sich einen jungen Yankee aus Connecticut kommen lassen, der seine Sache vortrefflich verstand und ein Geschäftsmann vom Scheitel bis zur Sohle war. Er hieß Harry Wallstone, war studierter Chemiker und nicht nur geschickt in seinem Fach, sondern auch ein guter Gesellschafter und Sportsman, daher ihn Graham auch in sein Haus zog, damit er den gelangweilten Damen die Zeit vertreibe. So waren Harry und Florine häufig beisammen, unterhielten sich sehr gut miteinander, und es war fast selbstverständlich, daß sie sich ineinander verliebten.

Graham merkte nichts davon, denn erstens ließ er überhaupt seine Tochter machen, was sie wollte, und zweitens hatte er stets den Kopf voller Geschäftssorgen.

Gerade jetzt hatte er großen geschäftlichen Ärger. In Barrelsville war plötzlich eine neue Firma erschienen, die dort Bohrversuche machte, und zwar die Firma Ashton & Barber. Sie hatte sich einen sogenannten Petroleumkundschafter mitgebracht, einen Geologen, der sich das Gelände genau ansah und dann erklärte, in ziemlicher Nähe der Raffinerie Grahams befänden sich unterirdische Petroleumlager. Graham und die anderen

Grubenbesitzer lachten, denn an jenen Stellen war wiederholt nach Petroleum gebohrt worden, ohne daß man solches fand. Das Petroleum liegt ja bekanntlich in Höhlungen eingeschlossen im Erdinnern, und diese schienen nicht über die Grenze der Raffinerie Grahams hinauszugehen. Aber Ashton & Barber hatten Geld; sie errichteten einen Bohrturm und bohrten. Als sie bis zur Tiefe von sechshundert Fuß gekommen waren, zeigten sich Spuren von petroleumhaltigem Wasser. Das machte Graham besorgt. Es drohte eine schwere Schädigung des ganzen Geschäfts in Barrelsville, wenn Ashton & Barber wirklich Erfolg hatten. Zudem hatte der Petroleumkundschafter behauptet, an der Stelle, wo gebohrt wurde, befände sich das größte Petroleumlager der ganzen Gegend. Es war also nicht gerade zur glücklichen Stunde, als Harry Wallstone bei Graham erschien, um seinen Heiratsantrag zu machen.

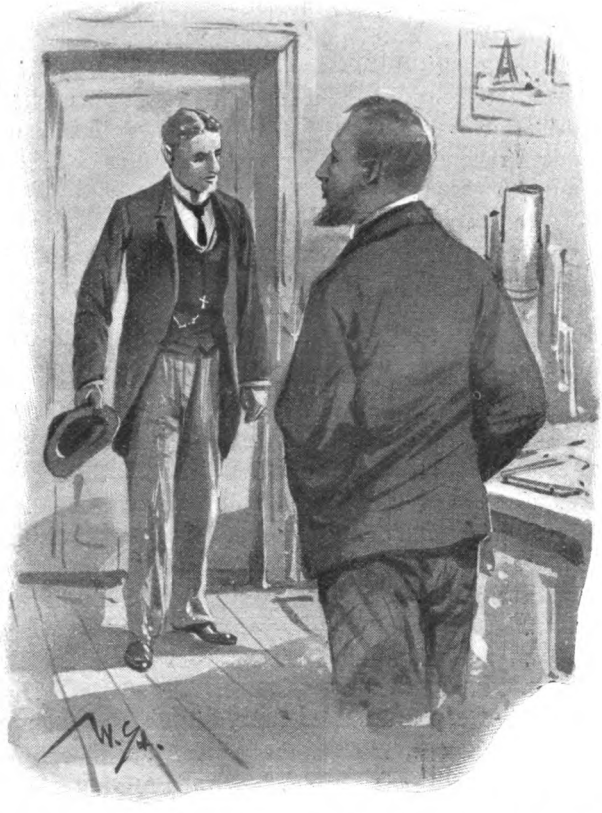
Graham schien jedoch weder erstaunt noch erzürnt.

„Setzen Sie sich," sagte er gemütlich, „nehmen Sie sich eine Zigarre und lassen Sie uns diese Angelegenheit mit Ruhe besprechen. Sie lieben also meine Tochter?"

„Ich habe," versetzte Harry, „Ihrer Tochter meine Liebe gestanden, und sie hat mir erklärt, daß sie mich wiederliebe. Naturgemäß wünschen wir jetzt, uns zu heiraten."

„Ganz natürlich, auch ist das für Sie kein schlechtes Geschäft. Ich würde das ebenso machen. Also lassen Sie uns die Angelegenheit ganz korrekt behandeln. Rund herausgesagt: Sie können meine Tochter nicht heiraten. Sie sind mir im allgemeinen ganz recht, sind ein tüchtiger Geschäftsmann, und es tut mir sehr leid, Sie abweisen zu müssen, aber in meinen Unternehmungen steckt das Kapital meines Freundes Goodwin, und es ist zwischen uns Vätern ausgemacht, daß Goodwins

Sohn Florine heiraten ſoll. Gebe ich Ihnen Florine, ſo zieht Goodwin ſein Kapital zurück, und ich bin ruiniert. Sie ſelbſt verfügen nicht über größeres Ka-



pital, wenn Ihre Arbeitskraft und Ihre Kenntniſſe auch wertvoll ſind. Sie ſehen alſo, die Sache geht nicht."

„Unter diesen Umständen sehe ich das ein," sagte Harry. „Ich bitte also um meine Entlassung."

„Die sollen Sie haben. Innerhalb acht Tagen werde ich für Sie einen Nachfolger beschafft haben, und dann können Sie gehen. Die Neigung zwischen Ihnen und Florine ist noch jung, Sie werden beide in kurzer Zeit vergessen. Sie glauben nicht, wie anders man denkt, wenn man sich aus den Augen kommt, und wenn erst ein Jahr verstrichen ist. Nochmals: Sie wären mir als Schwiegersohn willkommen gewesen, aber Goodwin hat auf meine Tochter das Vorrecht, und ich habe sein Kapital. Nicht wahr, die Angelegenheit ist auf die korrekteste Weise zwischen uns geregelt?"

„Vollkommen, Mister Graham."

Die Männer schüttelten sich die Hände, und Wallstone ging. Er sah ein, da war nichts zu machen. Graham hatte ganz recht. Es war zwar schmerzlich, aber wo das Geschäft in Frage kommt, muß man alles andere hintansetzen.

Ein lauter Krach schreckte ihn aus diesen Gedanken auf. Er schaute hinüber, von wo das Geräusch kam. Der Bohrturm der Firma Ashton & Barber war zum Teil eingestürzt, und ein gewaltiger Strahl von Petroleum schoß aus der Erde empor.*) Es mußte ein riesiges unterirdisches Petroleumbecken angebohrt worden sein, und die gespannten Gase trieben nun das Erdöl springbrunnenartig in die Luft.

So etwas war in Barrelsville noch nicht vorgekommen. Wie bereits erwähnt, verhielt sich das Petroleum, das man in den anderen, weniger tiefen Schächten gefunden hatte, durchaus ruhig in seinen unterirdischen Becken und mußte durch Pumpen heraufgezogen werden.

*) Siehe das Titelbild.

Vorrichtungen, um eine solche aus der Erde emporschießende Quelle zu fangen und einzufassen, um das Petroleum abzuleiten, waren daher nicht vorhanden, und so standen sowohl die Bohrarbeiter wie auch die Angestellten der Firma Ashton & Barber ganz ratlos dem Naturereignis gegenüber, das mit elementarer Gewalt sich vor ihren Augen vollzog.

Nach einer Stunde gab es bereits eine Petroleumüberschwemmung in der Umgebung des Bohrturms, und dann ergoß sich die dunkle Flüssigkeit wie ein Strom zwischen die Bohrtürme und Gebäude von Barrelsville. Aus den benachbarten Ortschaften wurde telegraphisch Hilfe herbeigerufen, aber alle Versuche, die Quelle zu fassen, mißlangen. Noch immer war die Gewalt der Gase so groß, daß jedes Rohr, das man in die Öffnung des Bohrlochs zu setzen suchte, herausgeschleudert wurde. In den Straßen stand das Erdöl drei Fuß hoch, und die Bewohner der Stadt begannen zu flüchten. Der Betrieb auf allen Pumpwerken mußte eingestellt werden.

Endlich am dritten Tage, nachdem Millionen Liter Petroleum aus dem Bohrloch ausgeströmt waren, ließ die Kraft der Gase nach. Es gelang einigen mutigen und tüchtigen Werkleuten, die Quelle abzufangen und in die Gewalt zu bekommen.

Damit war jedoch nur für die Firma Ashton & Barber etwas gewonnen, die Lage der Stadt aber nach wie vor außerordentlich gefährlich. Wehe, wenn nur ein einziger Unvorsichtiger ein brennendes Streichholz fortwarf! Dann fing das Petroleum Feuer, und Barrelsville mit seinen gesamten Einrichtungen wurde in wenigen Stunden ein Raub der Flammen. Besitzer und Arbeiter bildeten daher eine bewaffnete Truppe, welche Posten rings um die Petroleumüberschwemmung ausstellte, bis

man das Petroleum teils in Fässer gefüllt, teils durch einen Kanal in ein altes Flußbett geleitet hatte, wo man es aufstaute. Aber der Boden von Barrelsville war bis in die Tiefe von einem Meter mit Petroleum durchzogen, die Erdgeschosse der Holzhäuser mit Öl getränkt, und die furchtbarste Feuersgefahr dauerte fort.

— — — — — — — — — — — —

Harry war froh, als die acht Tage abgelaufen waren, er sein Gehalt von Graham empfing und er sich verabschieden konnte.

„Darf ich Ihrer Familie noch einen Abschiedsbesuch machen?" fragte er.

„Ich bitte Sie, das zu unterlassen," entgegnete Graham. „Meine Tochter weiß, daß Sie nicht ihr Gatte werden können. Ich habe ihr die Gründe auseinandergesetzt, und sie hat sich gefügt. Sie wird weder mit Ihnen flüchten noch sonstige Dummheiten machen, denn sie weiß, ich würde sie in solchem Falle enterben. Sie bleiben hoffentlich nicht mehr lange in der Gegend?"

„Ich gedenke mich nur noch einige Tage aufzuhalten, erkläre Ihnen jedoch, Mister Graham, daß ich einen Abschiedsbrief an Ihre Tochter schreiben werde."

„Meinetwegen, Mister Wallstone. Wie gesagt, es tut mir herzlich leid, daß Sie nicht mein Schwiegersohn werden können. Leben Sie wohl."

Es war am Tage nach der Entlassung Harrys, als in Sharpsville der Feuerruf erscholl. Also das Gefürchtete war eingetreten. Alles, was Arme hatte, eilte zur Hilfe herbei. Auch Harry.

In Barrelsville drüben brannte es. Die Spritzen und sonstigen Löschvorrichtungen von Sharpsville waren bald in Stand gesetzt, und die freiwillige Feuerwehr

machte sich nach Barrelsville auf den Weg. Als sie dort ankam, fand sie alles in größter Verwirrung. Sämtliche Häuser von Barrelsville waren aus Holz gebaut, bis zur Höhe von einem Meter hatten sie tagelang im Petroleum gestanden. In einem dieser hölzernen Häuser war durch die Unvorsichtigkeit der Insassen Feuer ausgebrochen, das an den petroleumgetränkten Pfosten und Balken reichliche Nahrung fand. Es konnte nicht unterdrückt werden, sprang auf das nächste Haus über, und nun wälzte sich die Flamme unaufhaltsam weiter; man sah bald ein, daß alle Löschversuche vergeblich waren. Es flammten ganze Häuserreihen auf einmal auf, und bald machte sich eine sehr eigentümliche Erscheinung bemerkbar. Durch die Hitze der Feuersbrunst entwickelten sich aus dem mit Petroleum getränkten Boden Gase, welche sich ebenfalls entzündeten. So wurde es möglich, daß Häuser, die ziemlich weit entfernt vom Brandherd lagen, plötzlich ebenfalls in Flammen aufgingen. Wie Irrlichter hüpften die Flammen, an den aufsteigenden Gasen des Erdbodens Nahrung findend, über das freie Feld.

Gegen Mittag wußte man, daß ganz Barrelsville verloren war. Die Leute mußten sich darauf beschränken, in den vom Brande am entferntesten liegenden Häusern das Besitztum der Bewohner zu bergen. Auch diese Mühe erwies sich bald als überflüssig, denn auch die im freien Felde stehenden Hütten entzündeten sich durch das aus dem Boden aufsteigende Gas.

Als es Abend wurde, hatte die Gefahr ihren Höhepunkt erreicht. Was man immer gefürchtet hatte, trat jetzt ein: das Feuer sprang auf einen der im Betrieb befindlichen Petroleumschächte über. Es erfaßte den Bohrturm, zerstörte alles Holzwerk, und schließlich fing ein riesiger Tank, ein Sammelbecken, das ungefähr

hunderttausend Fässer Petroleum enthielt, Feuer. Ein fürchterlicher schwarzer, dicker Qualm stieg bis zum Himmelsgewölbe empor und wurde dann vom Winde weitergetragen, auch den entlegeneren Ortschaften verkündend, daß ein gewaltiges Schadenfeuer ausgebrochen war. Dann explodierte ein zweiter Tank, und das brennende Petroleum ergoß sich zu der nächsten Bohranlage und setzte auch diese in Flammen. Als der Morgen kam, schien das Schicksal sämtlicher Petroleumschächte besiegelt. Man hatte versucht, Erdwälle aufzuwerfen, um dem Feuer Einhalt zu tun und das brennende Petroleum aufzuhalten, aber auch das Material, aus dem man die Wälle herstellte, der Sand, war vom Petroleum durchfeuchtet, und spielend überhüpften die Flammen den Erdwall und ergriffen die nächste Pumpanlage.

Die Eisenbahn brachte aus den benachbarten größeren Städten Berufsfeuerwehren zu Hilfe, aber die Petroleumgase spotteten jeder Bekämpfung.

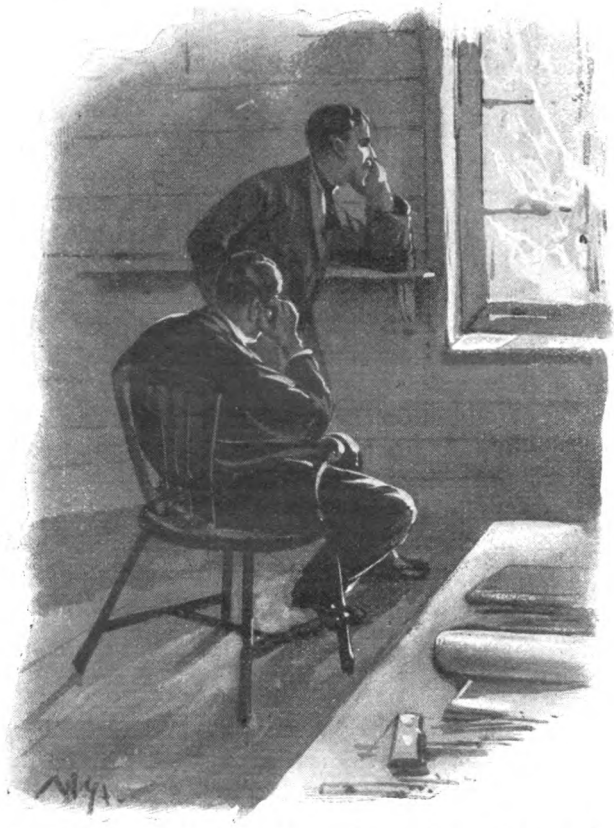
— — — — — — — — — — — —

Das Feuer hatte sich auch dem Werke Grahams genähert, und vor allem war die Raffinerieanlage mit ihren riesenhaften Zisternen, in denen Millionen von Litern Petroleum aufbewahrt wurden, aufs höchste gefährdet.

Graham saß verzweifelt in seinem Bureau. Bis zum nächsten Morgen war er ein Bettler, denn seine Anlage war nicht versichert, weil wegen der großen Feuersgefahr die Versicherungsgesellschaften für diese Petroleumwerke eine fast unerschwingliche Prämie verlangten. Alle Vorräte, alle Einrichtungen, alles, alles ging höchstwahrscheinlich in der Nacht verloren — sein eigenes Kapital und das seines Freundes Goodwin.

Spät am Nachmittage erschien dieser, welcher von

dem furchtbaren Brande in Barrelsville gehört hatte. Er ſchlug vor, den Brand mit Chemikalien zu bekämp-



fen. Dieſer Verſuch wurde auch gemacht, mißlang aber vollſtändig. Nur noch wenige Stunden Galgenfriſt hatten die geſamten Beſitztümer Goodwins und Grahams. Schon war die Hitze des herannahenden Feuers

so groß, daß man sich kaum noch in den hölzernen Gebäuden aufhalten konnte. Das Verhängnis war also nicht mehr abzuwenden.

Ganz geknickt saßen die beiden Teilhaber im Bureau, als plötzlich Harry eintrat.

„Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, meine Herren," sagte er. „Ich erfuhr, daß Mister Goodwin hier sei, und ich dachte, wir könnten miteinander ein Geschäft machen. In weniger als drei Stunden wird auch hier die ganze Anlage im Feuer stehen. Ihr Geld, Mister Graham und Mister Goodwin, geht verloren, Sie sind nicht versichert. Schade um die Anlage! Was bieten Sie mir, wenn ich dieses Feuer lösche?"

„Sie wollen das Feuer löschen?" fragte Goodwin verächtlich lachend.

Aber Graham ergriff diese letzte Hoffnung mit Begier. „Wie, Sie vermöchten das?" rief er aufspringend. „Dann nur schnell, schnell, es ist die höchste Zeit!"

„Nur ruhig, Mister Graham, das Geschäft vor allem. Was bieten Sie mir?"

„Was verlangen Sie, Mister Wallstone?"

„Sie können es sich denken, Mister Graham: die Hand Ihrer Tochter. Außerdem werde ich als Teilhaber in die Firma aufgenommen. Da Mister Goodwin gerade hier ist, können wir die Sache ja gemeinsam besprechen. Will Mister Goodwin sein Geld retten, so muß er sich eben verpflichten, meine Verheiratung mit Florine zu gestatten, ohne Ihnen das Kapital, mit dem er bei Ihnen Teilhaber ist, zu kündigen. Will er das nicht, dann wird er sein Geld verlieren, und Sie das Ihre. Ich setze Ihnen gewissermaßen die Pistole auf die Brust, Mister Graham, aber Geschäft ist Geschäft, Sie haben es mit mir nicht anders gemacht, und jetzt ist meine Chance günstig."

Goodwin und Graham besprachen sich einen Augenblick, dann sagte Goodwin: „Gut, Mister Wallstone, löschen Sie den Brand, und ich erkläre mich mit Ihren Bedingungen einverstanden. Auch Mister Graham gibt seine Zustimmung. Wir gestatten Ihnen, als Teilhaber in die Firma einzutreten. Retten Sie uns die ganze Anlage, und ein Viertel derselben soll Ihnen gehören und Ihren Geschäftsanteil bilden."

„Also abgemacht!" sagte Harry, nachdem ihm die beiden Werkbesitzer zum Zeichen der Bekräftigung ihrer Zusage die Hände gereicht hatten. „Ich bereite die Sache vor, inzwischen setzen Sie unseren Vertrag schriftlich auf. Sofort nach Unterzeichnung desselben beginnt meine Rettungstätigkeit. — Ist Feuer unter den Kesseln, Mister Graham?"

„Nein, wir haben es aus Furcht vor dem Brande gelöscht."

„Dann muß sofort Feuer gemacht werden. Wir müssen in dreiviertel Stunden, spätestens in einer Stunde Dampf haben. Es muß mit Rückständen aus der Petroleumraffinerie geheizt werden, damit wir ein tolles Feuer bekommen. Lassen Sie durch die Werkglocke die Arbeiter herbeirufen."

Zehn Minuten später flammten unter den Kesseln der Pumpenanlagen Grahams die Feuer auf, und da mit den Petroleumrückständen nicht gespart und durch diese eine außerordentlich starke und heiße Flamme erzeugt wurde, stieg der Dampfdruck in den Manometern schon nach kurzer Zeit. Unterdessen war der Vertrag unterzeichnet, und Harry ließ die großen Lederschläuche, welche sonst an die Pumpen angeschlossen waren, um das Petroleum in die Behälter zu leiten, zusammenkuppeln und bereit legen.

Eine Stunde darauf hatte er seine Vorbereitungen

beendet. Schon näherten sich einzelne Flammen, den Spuren des aus dem Erdreich quellenden Gases folgend, auch der Anlage Grahams. Noch konnte man einzelne kleine Flammen durch Ausschlagen mit nassen Tüchern, ja sogar durch Austreten beseitigen, aber ein Strom brennenden Petroleums kam jetzt von dem Nachbarwerk herangeflossen in der Breite von mindestens dreißig Meter, und diesem gegenüber gab es anscheinend keine Rettung.

Harry hatte die Beobachtung gemacht, daß brennendes Petroleum durch Luftentziehung gelöscht werden kann. Selbst das Aufschütten von Erde hilft nichts, wenn dieses ebenfalls mit Petroleum durchtränkt ist, denn wirft man die Erde in das Petroleum hinein, entwickeln sich sofort Gase, die wiederum weiterbrennen. Wenn aber leicht entzündbares, unraffiniertes Rohöl in einer kleinen metallenen Schale entzündet wird, so kann man die Flamme ausblasen. Jetzt, wo es sich um das Löschen im großen handelte, kam Harry der Gedanke, durch Anwendung des Dampfes das Löschwerk zu verrichten, und er hoffte, daß der Dampfstrahl die Flammen der Sauerstoffzuführung berauben und sie ausblasen werde.

Als der brennende Petroleumstrom sich so weit genähert hatte, daß man den Dampf aus den ledernen Schlauchleitungen hinauslassen konnte, wurden die nötigen Signale zum Kesselhaus gegeben, und mit lautem Fauchen und Brausen stürzte der Dampf aus den Schlauchleitungen heraus und dem Feuer entgegen. Zuerst schien der Versuch keinen Erfolg zu haben, aber schon nach wenigen Minuten hatten es die Arbeiter unter Harrys Leitung heraus, wie die Schläuche gehalten werden mußten, und es gelang wirklich, den brennenden Strom allmählich auszulöschen.

Drei Stunden dauerte dieſe Arbeit, während deren die Dampferzeugung mit aller Kraft fortgeſetzt wurde.

Es war ein Glück, daß die Waſſerpumpen, die die Keſſel ſpeiſten, nicht verſagten, und daß man Petroleum-rückſtände hatte, um beſtändig ein heftiges Feuer unter

den Kesseln zu erhalten. Auch die Gase, die sich aus dem Boden entwickelten, konnten mit Hilfe der Dampfstrahlen zum Erlöschen gebracht werden.

Die Werke Grahams und zwei nahebei gelegene andere Petroleumwerke waren gerettet. Auch die Anlage von Ashton & Barber, deren Petroleummassen eigentlich die Schuld an dem entstandenen Unglück trugen, blieben erhalten.

Da Ashton & Barber ebenfalls anwesend waren, hatte Goodwin die gute Gelegenheit benutzt, im Augenblicke der höchsten Gefahr noch ein gutes Geschäft zu machen. Bevor Harry mit seinen Dampflöschversuchen begann, mußten Ashton & Barber ebenfalls annehmen, daß ihre gesamte Anlage verloren, und das riesige Petroleumbecken, das sie angebohrt hatten, für sie nichts mehr wert sei. Als daher plötzlich Goodwin bei ihnen eintrat und fragte, ob sie ihre Petroleumanlage verkaufen wollten, waren sie höchlichst erstaunt, überlegten aber nicht lange. Auf der einen Seite sahen sie die vollständige Vernichtung ihres Werkes vor Augen, auf der anderen Seite die Möglichkeit, doch wenigstens einen Teil des Wertes zu retten. Sie nahmen das Sichere für das Unsichere und verkauften an Goodwin und Graham ihre gesamte Anlage, die sich später als fast unerschöpflich erwies.

Am nächsten Tage nach Abwendung der Gefahr wurde im Landhause Grahams die Verlobung Harrys mit Florine und der Eintritt des neuen Teilhabers in die Firma Graham, Goodwin & Co. gefeiert. Alle Teile waren zufrieden mit dem Ausgang der Sache, und das kann man nicht von jedem Geschäft sagen.

Fürsten auf der Jagd.

Eine Weidmannsskizze. Von Hans Petersen.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Im Frühling nimmt das Jägerjahr seinen Anfang. Wenn die Silvesterglocken das neue Jahr einläuten, hat die Zeit der großen Treibjagden längst ihr Ende gefunden. Im Januar herrscht Schonzeit im Wald, und nur noch im offenen Felde, wo Meister Lampe mit den Seinen zwischen den Stoppeln ein kärgliches Dasein fristet, findet die Jagdlust ihre Befriedigung. Der Februar bringt die große Pause, die den Schluß des alten Jagdjahres vom Beginn des neuen trennt. Die Forstbeamten sind jetzt auf die Erhaltung des Wildstands in ihrem Reviere bedacht. Die verschiedenen Futterplätze im verschneiten Wald werden mit sorgfältig ausgewählter Nahrung für Hirsche und Rehe, Wildschweine und andere jagdbare Tiere versehen, und nur dem Raubzeug, dem Fuchs und dem Marder, dem Otter, Wiesel und Iltis, wird nachgestellt. Zur Neujahrsfeier des Jägers aber ladet im März der erste Schnepfenstrich ein, der sich in der Gegend zeigt; oder, im Fall das Revier nicht von Schnepfen durchstrichen wird, dagegen Auerhühnern als Standort dient,

zu Anfang April die beglückende Kunde, daß der Auerhahn zu balzen begonnen hat.

Jahrhunderte alte Beobachtung und Erfahrung haben den Jagdkalender geschaffen, der für jede Wildart besondere Jagdzeiten ansetzt. Die rationell geregelte Wildwirtschaft sorgt für den Nachwuchs des Wildstandes; daher ist für jede Wildart eine Schonzeit vorgeschrieben, die den Lebensgewohnheiten derselben entspricht und für Männchen, Weibchen wie Junge eine verschiedene ist. Die Jagd auf die ausgewachsenen männlichen Tiere, als die wichtigste und wertvollste, unterscheidet wieder Zeiten, in denen sie ganz besonders anziehend und lohnend ist. Die Auerhähne und Birkhähne, die Hirsche und Rehe sind in der Brunstzeit besser zu erspüren und zu beschleichen als im übrigen Jahr; der Liebestrieb, der sie beherrscht, macht sie stumpfer gegen andere Eindrücke. Bei Hirschen und Rehböcken steht dann auch das Geweih in schönster Entwicklung.

An die Termine des Jagdkalenders ist jeder Jagdliebhaber gebunden, sowohl der schlichte städtische Sonntagsjäger „ohne Ar und Halm", der auf Grund seines Jagdscheins alljährlich seinen Mittagstisch um ein paar selbstgeschossene Feldhühner und Hasen bereichert, wie alle die mächtigen Jagdherren fürstlichen Standes, denen die besten Jagdreviere im Flachland und im Gebirge zu eigen gehören. Ja, in der Hofhaltung der meisten Fürsten ist die Berücksichtigung der Termine des Jagdkalenders eine Angelegenheit, der hochgestellte Beamte beständig ihr Augenmerk widmen; ihre Aufgabe ist es, die vielfachen Regierungspflichten des Landesherrn und dessen Vorliebe für die Jagd im Einklang zu erhalten. Noch immer ist die Jagd der Lieblingssport der Fürsten, und keiner der Herren verzichtet gern auf die Erholung und Ausspannung, die gerade dieser

älteste und ritterlichste Sport gewährt. Dem Jagdherrn aber gebührt der erste Schuß bei Eröffnung der Jagden, und räumt derselbe einem seiner Gäste dies Vorrecht ein, so ist das für diesen eine ganz besondere Ehrung.

Nach dem Jagdkalender richten sich ebenso die großen Hofjagden, an denen oft zahlreiche Gäste teilnehmen, wie die mehr privaten Jagdvergnügungen der regierenden Herren, und so begreift man, daß derartige Veranstaltungen gelegentlich einen politischen Charakter annehmen und den Rahmen abgeben für wichtige Zusammenkünfte befreundeter Monarchen und ihrer Minister.

Zu besonderer Berühmtheit ist in dieser Beziehung das Jagdrevier des Kaisers von Österreich bei Mürzsteg in der grünen Steiermark gelangt. Kaiser Franz Joseph ist ein großer Freund der Jagd, und in die waldumzogenen Täler des steirischen Alpenlands, das von Wien aus über den Semmering leicht zu erreichen ist, zieht sich der greise Fürst zur Erholung und zur Pflege des edlen Weidwerks am liebsten zurück. In seinem Jagdschloß Mürzsteg im Tale der Mürz hat er früher unseren ersten Kaiser, Wilhelm I., wiederholt als Gast empfangen, und auch mit Kaiser Wilhelm II. hat der Beherrscher von Österreich und Ungarn in den dem Schloß benachbarten Waldrevieren schon öfter gejagt, wobei wichtige politische Fragen zur Sprache kamen. Im letzten Herbst genoß Kaiser Nikolaus II. von Rußland daselbst die gleiche Gastfreundschaft, und unser erstes Bild (s. Seite 73) zeigt die beiden Monarchen im gemeinsamen Jagdwagen, wie sie von der Jagd im Karlsgraben nach Mürzsteg zurückkehren. Die Minister für auswärtige Politik, Graf Lamsdorff und Graf Goluchowski, befanden sich damals im Gefolge der Kaiser, und in den Pausen zwischen den Jagden wurden jene wichtigen Beschlüsse gefaßt, auf

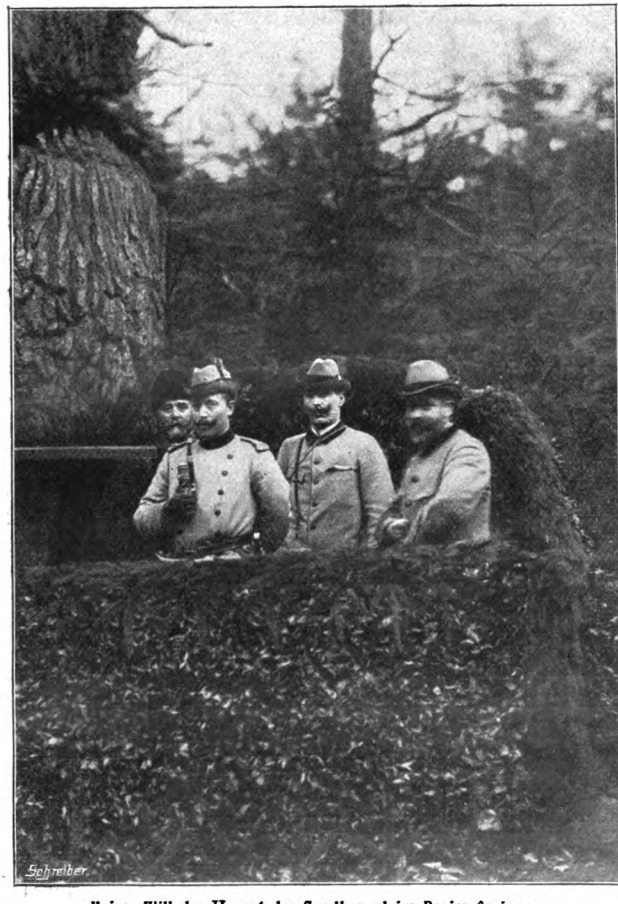
denen seither das gemeinsame Vorgehen Österreich-Ungarns und Rußlands in der mazedonischen Frage beruht.

Rückkehr Kaiser Franz Josephs und des Zaren Nikolaus II. von der Jagd im Karlsgraben nach Mürzsteg.

— Seit fünfzig Jahren besucht Kaiser Franz Joseph regelmäßig, im Frühling sowohl als im Herbst, sein

Lieblingsrevier. In diesen Hochgebirgswäldern des Steierlands ist die beste Auerhahnjagd Österreichs und ein großer Reichtum an Hoch- und Gemswild. Der Kaiser bedient sich auf der Jagd des einläufigen Stutzens, wie er bei den österreichischen Hochgebirgsjagden von alters her in Gebrauch ist.

Nicht ohne politische Bedeutung war auch der Besuch, den im vorigen Herbst Kaiser Wilhelm II. in Ungarn machte, um in dem berühmten Hirschrevier des Bellyer Urwaldes, als Gast des Erzherzogs Friedrich, seinem Lieblingssport obzuliegen. Unser Kaiser ist ein passionierter Jäger, und von seinen regelmäßigen Jagden auf eigenem Jagdgrund erfährt die Welt verhältnismäßig viel, weil er während derselben öfter den Reichskanzler und einzelne Ressortminister empfängt, um mit ihnen dringliche Geschäfte zu erledigen. Seinen außerordentlichen Betätigungstrieb zeigt auch seine Schußliste: in der Zeit vom Jahr 1872 bis zum Beginn des vorigen brachte er 50,798 Stück Wild zur Strecke. Dabei schießt Kaiser Wilhelm nur auf die besten Stücke, die seinen Stand passieren; eine besondere Freude hat er an hochgeweihten Hirschen, von denen die königliche Jägerei in der Romintener Heide stets auserlesene Exemplare heranzieht. Auch die Saujagd mit der Meute, ein besonders aufregendes Jagdvergnügen, ist bei Kaiser Wilhelm sehr beliebt. An einer solchen beteiligt, zeigt ihn unser Bild auf der Jagdkanzel im Revier Springe (s. Seite 75). Da die von den Hunden gehetzten oder gar verwundeten Keiler und Eber dem Menschen, gegen den sie sich wenden, mit ihren Hauern leicht gefährlich werden können, werden jetzt für die Jagdherren dergleichen Schießstände errichtet, denen die Meute die Wildschweine zutreibt. Das Abfangen der wütenden Tiere mit der Saufeder, einem



Kaiſer Wilhelm II. auf der Jagdkanzel im Revier Springe.

Spieß, oder mit dem Hirſchfänger, iſt Sache der Jäger.

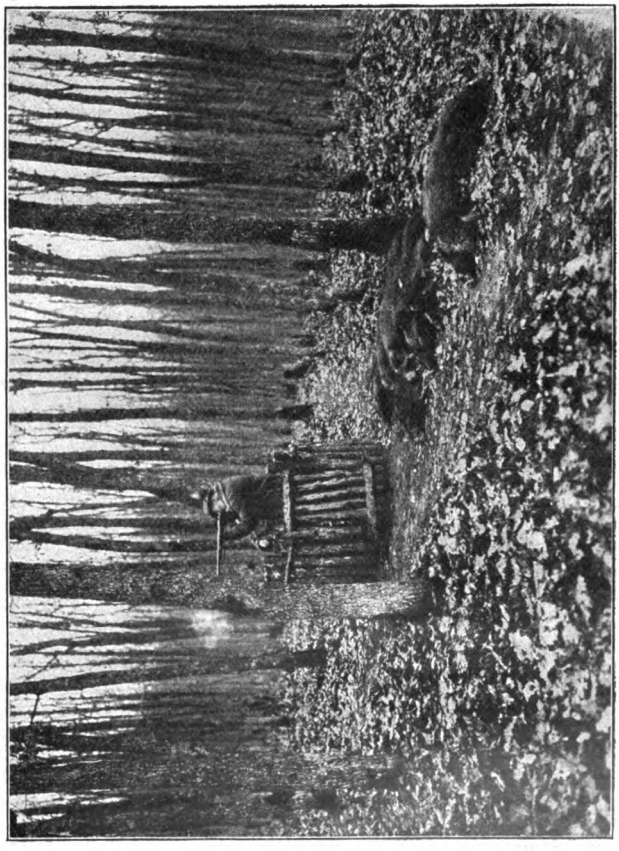
Die Umgeſtaltung der Jagdwaffen, die veränderten ſozialen Verhältniſſe und der weitgehende Schutz, den

Feld und Wald dem Wild gegenüber jetzt genießen, haben nicht nur die Wildhege in den fürstlichen Revieren, sondern auch alle Formen der hohen Jagd auf das gründlichste geändert. In Ludwig Ganghofers von C. W. Allers illustriertem „Deutschen Jägerbuch“*) ist in dem Kapitel „Die hohe Jagd des Kaisers“ zu lesen: „An Stelle der hundertköpfigen Jägerei, wie sie die Fürsten vergangener Zeiten unterhielten, ist eine kleine Schar erprobter und geschulter Weidmänner getreten, welche nicht mehr zur Hofhaltung gehören, sondern als Beamte die einzelnen Reviere verwalten. Und wird auch heute noch mit Lappen und hohen Tüchern, mit Findermeuten und Rüdemännern das „eingestellte Jagen“ abgehalten, so hat sich die ganze Art dieser Jagdmethode doch wesentlich vereinfacht. Mehrere Tage vor dem für das Jagen festgesetzten Termin wird das Rot-, Dam- und Schwarzwild mit Heu, Kartoffeln und Eicheln in das Waldgebiet gelockt, in welchem die Jagd stattfinden soll. Hat sich das Wild in entsprechender Zahl gesammelt, so wird das Gebiet in aller Stille eingelappt, und der von den Tüchern umschlossene Raum von einem Tag auf den anderen immer mehr verkleinert. Innerhalb dieses Raumes wird ein Teil des Wildes noch in feste, durch Falltücher verschlossene „Kammern“ gesammelt, aus welchen es auf den gegen die Fürstenstände gerichteten „Lauf“ gebracht werden kann. Wird auf Schwarzwild gejagt, so werden an Stelle der freien Stände erhöhte, mit grünen Reisern verkleidete Kanzeln angebracht, um jede Gefährdung der Schützen durch angeschossene Sauen zu verhüten.

Schon am frühen Morgen des Jagdtages ist inner-

*) Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart. Preis 20 Mark.

halb des eingestellten Raumes alles in mustergültiger Ordnung; die Treiberkette ist aufgestellt, zwischen den

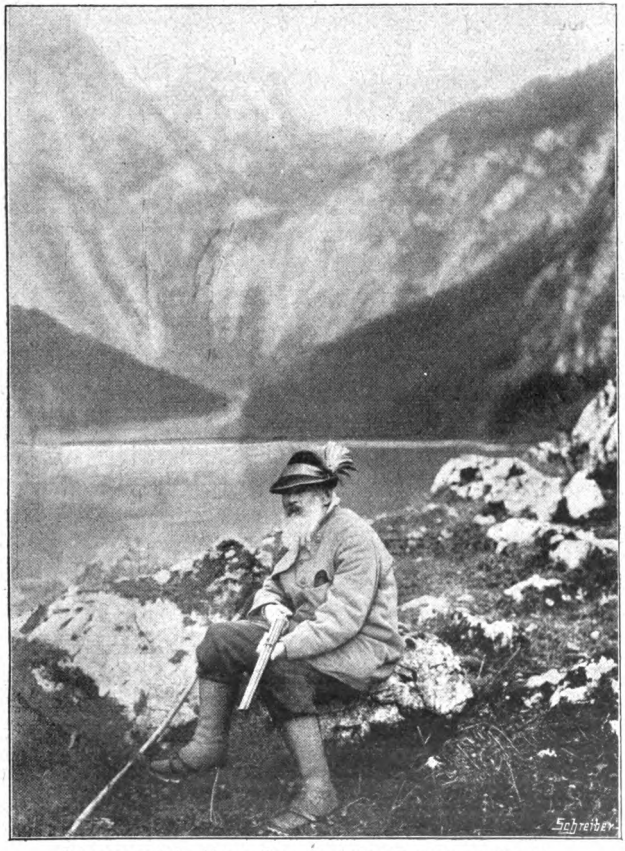


Prinz Leopold von Bayern auf der Wildschweinjagd im Spessart.

Treibern sind zur Aufsicht die Förster und Jäger eingeteilt, und hinter der Treiberwehr harren die Rüdemänner mit der Meute, deren brennende Ungeduld kaum zu bändigen ist.

Schmetternde Hörnerklänge begrüßen die Ankunft des Kaisers und seiner fürstlichen Gäste. Der Jagdleiter erstattet den Rapport, und unter leisem Geplauder werden die Stände eingenommen. Nun kurze Stille und Schweigen im Wald, dessen Wipfel unter sachtem Winde rauschen — dann wird mit Hörnerklang das Jagen angeblasen, das Tuch einer Kammer fällt, huschendes Leben regt sich im Wald, ein Hirsch mit mächtigem Kronengeweih jagt zwischen den Bäumen dahin, er stutzt und „windet", er ahnt die Gefahr und fällt in rasende Flucht — da hallt vom Kaiserstand der erste Schuß, und im Feuer bricht der stolzgeweihte Recke zu Boden. Rudel um Rudel flüchtet durch den Wald, eine Kammer nach der anderen wird geöffnet, über alle Stände hin krachen in lustiger Folge die Schüsse, und durch Hornsignale geführt setzt die lange, dichte Treiberkette sich in Bewegung. Erst gegen den Schluß des Jagens, wenn alles Rot- und Damwild auf den Lauf gekommen ist, wird die Findermeute zur Suche auf das im Dickicht steckende Schwarzwild und die Koppel der Saurüden gelöst. Das helle Geläute der Hunde erfüllt den Wald, und in das Gekläff der jagenden Meute mischen sich die befeuernden Rufe der Rüdemänner: „Ho Rito! — Horrido! Hu Su!" Immer spärlicher hallen von den Ständen die Schüsse, doch immer lauter kläfft und heult es in der Dickung, in deren grünem Genetz sich manch eine aufregungsvolle Jagdszene abspielt. Ein grober Keiler, der den Kaiserstand schwer angeschossen passierte, hat sich in die Büsche gedrückt, wo ihn die Rüden mit zornigem Eifer umläuten. Recht wagen sie sich nicht in die Nähe des schwarzen Ungetüms, dessen scharfe „Gewehre" ihnen drohend aus dem „Gebrech" entgegenblitzen. Der Keiler wetzt und schlägt die Büsche, daß sein Geifer und der schaumige „Schweiß" seiner

Wunde nach allen Seiten ſpritzt. Unheimlich und tückiſch funkeln die kleinen Lichter, und ſchon will er



Prinzregent Luitpold von Bayern auf dem Anſtand am Oberſee.

einen Ausfall gegen die ihn umringende Meute verſuchen, aber da ſtürmt ein Jäger mit der Saufeder atemloſen Laufes einher. Sein Ruf und Anblick be-

feuert die Hunde, kläffend stürzen sie auf den Keiler los, um ihn festzulegen — doch ein blitzschnelles Zucken der „Gewehre", und der erste der Rüden überschlägt sich heulend, um nie wieder aufzustehen. Unter Gepraſſel flüchtet das hauende Schwein durch die Büsche davon, läutend hetzt die Meute den Keiler, und dieser tobenden Jagd folgt mit langen Sprüngen der Jäger, dem der Jagdeifer und die Sorge für seine Rüden doppelte Kräfte verleihen. Endlich, in einer Ecke der Kammerzäune, stellen die Rüden den Keiler, überfallen ihn und bringen ihn halb zu Boden. Er schüttelt sie ab und wird wieder hoch — er sieht den Jäger kommen und stürzt diesem neuen Feind entgegen — der aber tritt mit sicherer Ruhe einen Schritt zur Seite und bohrt die breite Klinge der Saufeder in das Herz des Keilers, welcher röchelnd niederbricht und im Stoß verendet. — Bei den Ständen sind die letzten Schüsse verhallt, der Pulverdampf kräuselt sich über die Wipfel der Bäume hinaus, und mit langgezogenen Horntönen wird das Treiben abgeblasen. — Ein paar Stunden später wird vor dem Jagdhaus die Strecke gelegt — die Strecke des Kaisers gesondert von der übrigen Beute. Während der Kaiser mit seinen Gästen die Strecke abschreitet, wird von der in Gala gekleideten Jägerei der „Tod" jeder erbeuteten Wildgattung und zum Schlusse das „Jagd vorbei" geblasen."

Bei solchen eingestellten Jagden — wie in der Göhrde, in Letzlingen und in Springe — werden nach unserem Gewährsmann neben zahlreichen Damhirschen und Rehen etwa 120—140 Stück Rotwild und 150 bis 200 Stück Schwarzwild auf die Strecke gebracht. Wenn dabei die meisten und besten Stücke auf die Schußliste des Kaisers entfallen, so soll dies aber nicht nur darauf beruhen, daß der Kaiserstand die günstigste Lage und

König Eduard VII. von England auf der Hirschjagd im schottischen Hochland.

den besten Anlauf hat. „Der deutsche Kaiser ist ein Schütze, dem wenig andere sich an Treffsicherheit und raschgefaßter Ruhe vergleichen können. Dazu ein erfahrener Jäger — ein Jäger im edelsten Sinne des Wortes. Das beweist seine Vorliebe für den einsamen, echt weidmännischen Birschgang. Nur von einem Jäger begleitet, der den Schweißhund führt, zieht er zur Birsche auf den Rehbock aus, wenn das junge Buchlaub im Tau des Sommermorgens grünt, und wenn sich im Wald die Blätter färben, zur Birsche auf den schreienden Hirsch."

Des Kaisers große Vorliebe für die Jagd ist übrigens auf seinen ältesten Sohn übergegangen. In dem Forstrevier Dambachshaus bei Thale am Harz hat sich Kronprinz Wilhelm zum hirschgerechten Jäger ausgebildet, und in den Alpenrevieren des Herzogs Theodor in Bayern am Tegernsee hat er auch bereits mehrfach an den aufregenden Freuden der Gemsjagd teilgenommen und sich mit sicherem Schuß schon manches Gamskrickl erbeutet.

Die schönsten Jagdreviere im Deutschen Reich besitzt das bayrische Königshaus, und der jetzt zweiundachtzigjährige Prinzregent Luitpold von Bayern ist in Deutschland der Senior unter den fürstlichen Jägern. In den langen Bergketten, die sich von dem Algäuer Gamsgebirg bis zur Grenze von Salzburg hinziehen, reiht sich ein herrliches wohlgepflegtes Hochwild- und Gemsrevier an das andere. Ein wahres Paradies für die Hochwildjagd bilden aber die Berge um den Königssee, aus denen eisumpanzert der Watzmann emporragt, und die Reviere Berchtesgaden, Königssee und Ramsau sind wie so viele andere der wildreichsten Jagdgründe Oberbayerns königliches Leibgehege. In die Nähe des Königssees, an das Ufer des etwas höher

gelegenen Oberſees, verſetzt uns das Bild Seite 79, das den Prinzregenten Luitpold auf dem Anſtand zeigt.

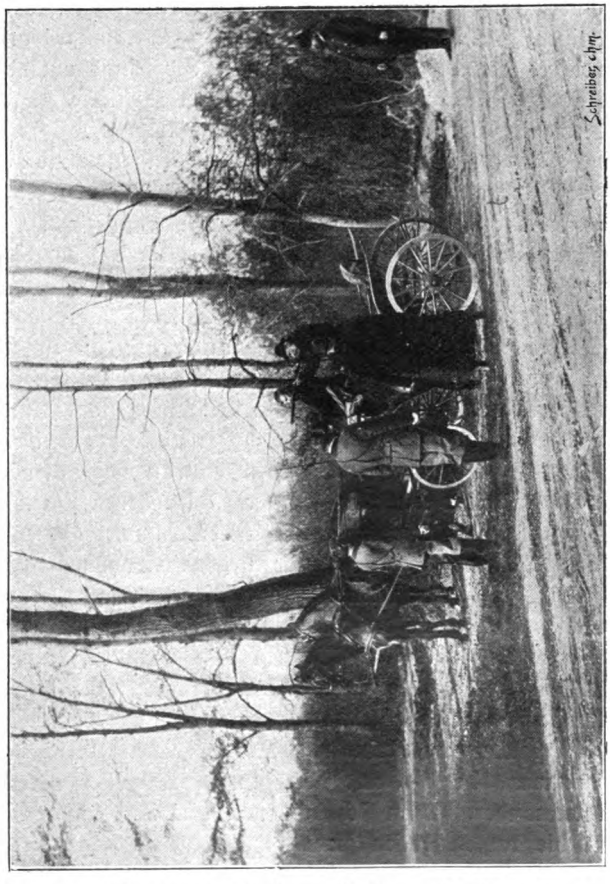
König Chriſtian IX. von Dänemark auf dem Birſchgang.

Ludwig Ganghofer, der in verſchiedenen ſeiner Romane die Romantik der Hochlandsjagd begeiſtert geſchildert hat, iſt ſelbſt ein leidenſchaftlicher Jagdfreund, der ſeit Jahren mit mehreren Freunden über ein Revier

am Wettersteingebirge verfügt. Mit besonderer Vorliebe ist daher von ihm im „Deutschen Jägerbuch" gerade die Jagd im Hochgebirge behandelt worden. Hier hat er auch den greisen Prinzregenten als allezeit rüstigen Hochlandsjäger mit seiner Charakteristik geschildert.

Im 17. und 18. Jahrhundert, erzählt er, als das alte fürstliche Weidwerk auch in Bayern zu einem pomphaften Schaugepränge entartet war, war die Hochlandsjagd bei Hofe in Mißkredit gekommen. Erst König Maximilian I., der zu Tegernsee und Berchtesgaden eingestellte Hirschjagden abhielt, und mehr noch König Max II. brachte die Jagd in den Bergen wieder zu weidmännischen Ehren. Er hielt im Gebirge nur freie Jagden ab, ließ das Gemswild mit ganz besonderer Fürsorge hegen und erbaute die Jagdhäuser auf dem Regen, am Hintersee, in der Riß, zu Linderhof und Hohenschwangau. „In gleicher Weise, mit verständnisvoller Freude am Leben der Natur und mit echter, froher Weidmannsluft, pflegt Prinzregent Luitpold die hohe Jagd in den Bergen. Alljährlich, zu Anfang August, wenn die Jagden im königlichen Leibgehege beginnen, rüstet man sich in den bayrischen Gebirgsdörfern, um den leutseligen, allgeliebten Fürsten würdig zu empfangen. Wenn da die Böller krachen und der Jubel der Bevölkerung hinaufhallt zu den ragenden Wänden, dann ist es für manch ein Bäuerlein, das seinem Fürsten zujauchzt, ohne ihn von Angesicht zu kennen, eine gar schwierige Sache, den hohen Jagdherrn aus der Schar seiner Gäste und Jäger herauszufinden. Denn Prinzregent Luitpold geht auf die Hochlandsjagd nicht anders gekleidet als der bescheidenste Jäger; er trägt ein Hütlein, welches mürb geworden ist im Sturm der Zeiten, eine verwitterte Lodenjoppe, die schon manchen

Regenguß und Sonnenbrand überdauerte, und eine „Kurzlederne“, die alle Farben spielt, ausgenommen die



König Georg von Sachsen auf der Jagd zu Mannsworth.

schwarze, die sie vor Jahren hatte, als sie neu gewesen. —

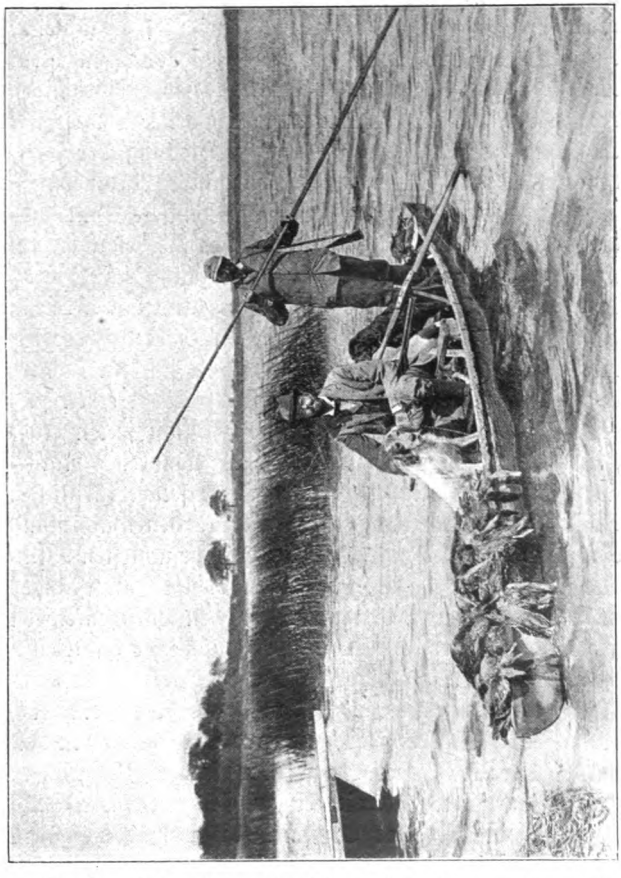
Der Aufstieg zu den Jagdhäusern, bei dem sich den

Gästen des Fürsten und der zahlreichen Jägerei all diese Hunderte von Treibern und Jägern mit Jauchzen, Lachen und Plaudern anschließen, ist anzusehen wie ein kleiner lustiger Heerzug. Und welch ein emsiges und vergnügtes Leben, das sich am Abend rings um das Jagdhaus entwickelt, in welchem der fürstliche Jagdherr mit seinen Gästen frohe Tafel hält!

Aber bald wird's stille im Fürstenhaus und in den Jägerhütten — man geht schon in früher Abendstunde zur Ruhe, um nach gesundem Schlaf den Beschwerden des kommenden Tages wieder gewachsen zu sein.

Über den Bergen lagert die finstere Nacht. Die Wildbäche rauschen, und mit eintönigem Geplauder zieht der kühle Herbstwind talwärts durch die Fichten und Lärchen. Dunkle Nebel wallen am Himmel, und nur selten blitzt ein Stern durch die Lücke des treibenden Gewölks. Die Berge sehen sich an wie schwarze Mauern, kaum erkennbar für das Auge heben sich ihre Zinnen und Grate vom nächtlichen Himmel ab, und die Zeichnung ihrer Gehänge liegt verschwommen in gleichmäßiger Finsternis. Aber der Bergwald schläft nicht. Bald hörst du das Flattern eines aufgescheuchten Vogels, bald das Brechen des ziehenden Wildes im Dickicht, bald wieder seltsam vermischte Geräusche, welche herniederschwirren aus der Höhe, wie vom Aufschlag fallender Steine oder von fernen Menschenstimmen. Und da und dort, in stundenweiter Strecke voneinander, ziehen sich vom waldigen Tal empor bis in die kahlen Felsen zwei rot leuchtende Feuerketten. Jedes einzelne dieser Feuer, die sich ansehen, als wären flammende Sterne vom Himmel niedergefallen in den dunklen Wald, bezeichnet einen Posten der Treiberwehr, welche in weitem Kreis den mächtigen

Jagdbogen umſchloſſen hält, um das eingeſtellte Wild am Ausbrechen zu verhindern."



Kronprinz Gustav von Schweden auf der Wildentenjagd.

Früh wird es im Jagdhaus lebendig, und ſobald auf den Bergſpitzen, die nicht vom Nebel umhüllt ſind, das erſte Morgenrot leuchtet, tritt der königliche Jagd-

herr mit seinen Gästen aus der Tür. In ehrfurchtsvoller und dennoch freier Haltung, die Büchse stramm angezogen und den federgeschmückten Hut in der sonnverbrannten Hand, so stehen die Jäger. Der Jagdleiter erstattet die Meldung daß der „Bogen" eingestellt und alle Aussicht auf guten Jagderfolg vorhanden ist. Mit dem Gruße „Weidmannsheil!" marschiert ein Teil der Jäger ab, um die Stellung der Treiber nachzusehen und die Abwehrstände einzunehmen. Der Jagdherr unterhält sich noch leutselig mit dem einen und anderen seiner Jäger, dann bricht er auf mit seinen Gästen und der langen Kolonne von Jägern und Trägern. Soweit es die Wege und das Terrain gestatten, werden für den Aufstieg auch Reitpferde benutzt. Von Strecke zu Strecke sondert sich ein Schütze ab, um seinen Stand einzunehmen. Seit Wochen sind die Stände zugerichtet, um einen möglichst freien Ausschuß und einen bequemen Sitz zu gewähren. Natürlich nimmt der Prinzregent oder jener seiner fürstlichen Gäste, den er am meisten ehren will, den Hauptstand ein, jenen Stand, gegen welchen die besuchtesten Wildwechsel münden. Zumeist werden diese „Hauptstände" in der Nähe der Baumgrenze, in den Latschenfeldern gewählt, da hier der Anlauf ein möglichst bunter ist. Neben den „abfahrenden" Gemsen kommen die ansteigenden Hirsche zum Schuß, manchmal auch ein Rehbock, der sich für sein griesgrämiges Alter in die Latschen verkroch, oder ein Bruder Reineke, der sich in die höhlenreichen Steinfelder zu flüchten sucht. Oft dauert's drei, ja vier Stunden, bis auch die höchsten Stände besetzt sind. Das Spiel der Sonne mit dem Morgennebel, der ihr allmählich weicht, bietet den Harrenden stets ein abwechslungsvolles Schauspiel. Da hallt von einem fernen Grat der donnernde Los-

schuß. Von hundert Jauchzern fliegt es über die lange Treiberkette. Gleich winzigen Pünktchen tauchen auf den höchsten Graten und an den Buckeln der fernen Felswände die Treiber auf. Das aufgescheuchte Wild wird lebendig. ...

Nun kracht auf dem Hauptstand der erste Schuß — ein Zwölfender bricht im Feuer ins welke Gras ... und dann, bald in kürzeren, bald in längeren Pausen, hallt Schuß um Schuß — von allen Ständen. Das Jagen ist im vollen Gange. Näher und näher klingen die Jodelrufe der Treiber, bald krachen die Schüsse immer spärlicher — jetzt tauchen schon nahe vor den Ständen in Wald und Latschen die Gestalten einzelner Jäger und Treiber auf — und mit langgezogenem Hornton wird das Jagen abgeblasen. Alle Jäger und Gäste versammeln sich um den hohen Jagdherrn, der nun bei gemächlichem Niedersteigen vor jedem Stand die Beute mustert, die im Feuer geblieben. Einzelne Jäger beginnen die Nachsuche nach dem angeschweißten Wilde, und bald hört man von allen Richtungen des Waldes das helle Läuten der Hunde, die das kranke Wild gestellt, damit es vom heraneilenden Jäger den erlösenden Todesschuß empfange. Natürlich vollzieht sich der Abstieg rascher und lärmender als der Aufstieg. Bald ist das Jagdhaus erreicht, in welchem das Mahl bereitet steht. Und wenn dann der Abend niedersinkt, dann sammelt sich allmählich die Schar der Jäger, Treiber und Träger, welche mit dem „Bringen" des Wildes beschäftigt waren. Vor dem Jagdhaus auf ebenem Grasgrund wird bei Fackelschein die Strecke gelegt, und die schmetternden Hörnerklänge schweben in die Nacht hinaus, das Echo weckend an allen Felsen."

Als der beste Schütze am bayrischen Hof gilt der zweite Sohn des Regenten, Prinz Leopold. Unser

Bild (Seite 77) zeigt ihn auf der Wildschweinjagd im Spessart, während auf Seite 81 König Eduard VII. von England zu sehen ist, wie er in einem romantischen Felsental des schottischen Hochlands, im Reviere von Deerside, der Hirschjagd obliegt. Ein Rudel sprengt eben auf den Plan. Auch der britische König hat eine große Vorliebe für jede Art Weidwerk.

Wie sehr an den Fürstenhöfen die Jagd als ein Sport geschätzt wird, der „Greise wieder jüngt", bestätigen die nächsten zwei Bilder; König Christian IX. von Dänemark steht hoch in den Achtzigern, gleich dem Herzog Adolf von Nassau, der im bayrischen Hochgebirge bei Mittenwald eine herrliche Jagd besitzt; König Georg von Sachsen, der außer in seinem Lande auch in Schlesien über wildreiche Jagdgründe verfügt, ist ein Siebziger. Wir sehen den ersteren auf einsamem Birschgang im Klampenborger Park, letzteren, vom Jagdwagen aus schießend, in Mannswörth.

Unterhaltender ist der Jagdsport, dem wir auf Seite 87 den Kronprinzen Gustav von Schweden sich widmen sehen, die Wildentenjagd. Die zahlreichen schönen Seen im Süden Schwedens machen die Jagd auf das Wildgeflügel zu einem sehr dankbaren Sport.

Auf der Sandbank.

Novelle von A. Noël.

(Nachdruck verboten.)

Es regnete und ſchneite durcheinander, ein heftiger Nordoſt pfiff rauh und ſcharf um die Ecken und entvölkerte die Straßen. Wer ſich an dieſem düſteren Februartage durch die naſſen, ſchmutzigen Straßen bewegen mußte, war nach Möglichkeit gegen Näſſe und Kälte verwahrt.

Trotzdem ſtanden an den Straßenecken windgeſchüttelte, froſtſchauernde Geſtalten, die nicht die Hand auszuſtrecken wagten, ſondern nur mit den Blicken oder durch bebend gemurmelte Worte das Mitleid der Vorübergehenden anflehten.

Es war heute ſchlechte Ernte. Das Wetter machte die Leute hartherzig. Manchmal nur griff ein Herr in die Billetttaſche, wo den Männern das Kleingeld loſe und leicht erreichbar ſitzt, während für Damen, die erſt die Kleidertaſche ſuchen oder das mitgeführte Bügeltäſchchen öffnen müſſen, das Stehenbleiben ziemlich unangenehm iſt.

Daß es die Armen gerade bei ſolchem Wetter erſt recht nötig hatten, daß man ſie beſchenkt, fiel wenigen ein.

Christine Schäfer jedoch, die aus dem Hause der großen Modezeitung „Vindobona" getreten war, die Wienzeile hinabging und in eine Seitengasse abbog, blieb ungeachtet des schneidenden Windes vor einem armen Weibe stehen, das hier mit drei kleinen Kindern an der Ecke fror, öffnete ihr Täschchen, entnahm ihm die Geldbörse und gab dem Weibe eine der Nickelmünzen, die sich darin vorfanden. Gut nur, daß sie jetzt in die Gegend kam, wo die Bettler sich nicht mehr aufstellten, weil es selbst bei besserem Wetter wenig einträglich gewesen wäre.

Übrigens gab es außer den Bettlern noch andere Leute, die zu bedauern waren, und oft noch mehr. Während sie das arme Weib beschenkte, hatte Christine in einiger Entfernung hinter sich einen Mann erblickt ohne Überrock, ohne Schirm. Man konnte sich denken, wie es einem geht, der sich an einem Tage wie diesem in einem solchen Aufzug auf der Straße befindet. Vielleicht fror er nicht besonders, denn es schien ein starker Mensch zu sein, vielleicht machte er sich auch nichts aus der Nässe, aber er sah doch jämmerlich aus.

Was es für Elend gab! ... Christine fiel ein, wie Frau Braun, ihre Zimmerfrau, sie heute morgen wegen ihres „Kammerherrn" anlamentiert hatte, der die elenden zehn Kronen für seine finstere Gangkammer nicht einmal zu zahlen vermöchte. Sie wollte ihm den Stuhl vor die Tür setzen, aber Christine, von Mitleid ergriffen, hatte sie gebeten, doch noch einmal Geduld zu haben. Sie solle nichts verlieren, im Notfalle zahle sie selbst für den Herrn. Der Gedanke erwärmte sie jetzt, daß es durch ihre Fürsprache heute einen Obdachlosen weniger gab. Sie hatte den Menschen noch nie gesehen und er sie nicht, und er wußte es nicht, wem er es danken würde, wenn er heute nacht noch in seinem Bette schlief.

„Na, hören S', Fräulein, Sie können bald arm sein, wenn Sie so für fremde Leut' einstehen," hatte Frau Braun mißbilligend gesagt, aber sie nahm die Bürgschaft an.

Arm sein! Christine hatte keine Angst, es ging ihr ja so gut. Das war Zufall, denn ebenso hätte es ihr schlecht gehen können. Daran erinnerte sie sich immer.

Sie hatte Gesundheit, frischen Mut, allerlei Gaben, die sie im Lebenskampf begünstigten.

Und sie hätte nicht mit den schlechter Bedachten Mitleid haben sollen? Da stand richtig an der Ecke, die sie nun erreichte, der steinalte Mann mit dem langen weißen Haar, den sie wohl kannte. Immer in der leeren Gasse, wo schon beim günstigsten Wetter nichts zu holen war. Und heute gar!

Christine konnte nicht vorbei. Sie blieb wieder stehen, der Vorgang mit dem Öffnen des Täschchens und Entnehmen der Geldbörse wiederholte sich.

Während sie mit dem Alten ein paar Worte sprach, sah sie den Menschen ohne Überrock und Schirm wieder näher kommen. Er war noch jung, wie sie beim Schein der Laterne sah, und schien den besseren Ständen anzugehören, hatte aber ein finsteres, verdrossenes Gesicht.

Auf der ganzen Länge der Straße, die sie nun verfolgte, blieben seine Schritte dicht hinter ihr, und auch als sie in die Nebenstraße einbog, wich er nicht von ihren Fersen, so daß sie sich zuletzt befremdet umblickte und den Mann prüfend und vielleicht auch argwöhnisch maß. Da aber begegnete ihr ein unwilliger, beinahe grimmiger Blick. „Die dumme Gans glaubt vielleicht gar, ich steig' ihr nach!" las sie deutlich in seinen zornigen Augen. Nein, er stieg ihr nicht nach, und so ängstlich wie viele andere Frauenzimmer, die gleich

einen räuberischen Überfall befürchten, war sie auch nicht. Aber befremdlich war es ihr doch, daß der Mensch bis zu ihrem Hause hinter ihr her ging, sie sogar durch den Hausflur und über den Hof zur rückwärtigen Treppe verfolgte und dann auch diese hinter ihr hinaufstieg. Bis zum dritten Stock hörte sie ihn immer hinter sich, und als sie vor der Tür Frau Brauns stand und ihren Schlüssel zog, kam er hinter ihr zu derselben Tür heran und antwortete auf den erstaunten Blick, mit dem sie ihn maß, mit grollender Stimme: „Ich wohne auch hier."

Ah so! Das war also der bewußte „Kammerherr"! Das hatte sie freilich nicht wissen können. Nun war das beharrliche Nachfolgen erklärt.

Sie schloß auf und trat in das Vorzimmer, das nur durch ein Fenster nach dem Gang zu Licht erhielt. Dieser Gang war jetzt am Abend spärlich genug erleuchtet, und so erhellte kaum ein matter Schein den kleinen Vorraum.

Christine legte Gummischuhe und Regenschirm ab. Der Herr, der nichts Dergleichen hatte, ging sofort zur Küchentür links. Durch die Küche gelangte man nach vorne in das schmale Kabinett, das Frau Braun neben dem an Christine Schäfer vermieteten Vorderzimmer bewohnte, nach links aber in die Kammer, die auch nur ein Fenster auf den Gang hatte, und in der doch jetzt Rupert v. Rütte, Doktor der Rechte und Sprößling einer geachteten Familie, wohnen mußte.

Während Christine die Tür zu ihrem Zimmer aufschloß, hörte sie, wie der junge Mann vergeblich die Klinke der Küchentür niederdrückte, die Tür ging nicht auf.

„Frau Braun ist fort und hat die Tür verschlossen?" fragte Christine verwundert. „Das pflegt sie doch sonst nicht zu tun."

„Vermutlich hat sie gefürchtet, ich brenn' ihr durch und räum' ihr ihre Kostbarkeiten aus der Küche aus," antwortete Rütte mit tiefer, wohlklingender, aber zornbebender Stimme.

Das junge Mädchen lachte leicht auf.

„Nun, mir ist nicht zum Spaßen!" brummte er. Er war mit seiner Geduld zu Ende und rüttelte an der Küchentür, wie um sie aus den Angeln zu reißen. Müd', naß, hungrig und hoffnungslos nach Hause kommen und die Tür zum letzten Schlupfloch, das einem auf Erden geblieben ist, verschlossen finden, das konnte wohl einer so stark gemißbrauchten Geduld den Rest geben. Hier in dem kalten Vorzimmer sollte er jetzt auf die Alte warten, wo nicht einmal ein Stuhl war!

Christine war unterdessen in ihr Zimmer getreten, machte Licht, legte Hut und Jacke ab und kehrte zu der noch offen gebliebenen Tür zurück. „Frau Braun wird gewiß bald kommen," sagte sie. „Sie können einstweilen bei mir auf sie warten."

Rütte trat langsam auf sie zu: „Ich möchte Sie nicht belästigen, aber wenn Sie mir einen Stuhl borgen wollen, daß ich mich wenigstens setzen kann, würde ich sehr —"

Der Stuhl war schon zur Hand, ehe er noch ausgesprochen hatte, und gleich darauf stellte Christine auch einen Leuchter mit einer brennenden Kerze auf den niederen Kasten neben der Tür, obgleich Rütte ihr zurief, er brauche kein Licht.

Er hätte in der Tat lieber im Finstern gesessen. Die flackernde Kerze beleuchtete nur sein Elend.

Da saß er nun mit nicht mehr Geld in der Tasche, als für eine Marke reichte, um an einen ehemaligen Bekannten zu schreiben, den er sich einst verpflichtet hatte. Wenn es gut ging, half ihm der mit ein paar Gulden

aus, bis aber eine Antwort kam, konnte er verhungern, denn alle entbehrlichen Habseligkeiten waren schon verkauft oder versetzt. Er besaß nichts mehr, als was er auf dem Leibe trug. Ein Brotrest, den er noch drinnen hatte, würde seinem leeren Magen genügen müssen. Was er morgen tun würde, wußte er nicht. Die einzige Aussicht auf Unterkunft bot ihm die Stelle als Sekretär, eigentlich Krankenwärter eines leidenden, halbverrückten Gelehrten, die er heute in der Zeitung ausgeschrieben gesehen und wo er sich vorgestellt hatte. Eine schöne Stellung für einen Mann von Bildung! Vermutlich bekam er sie noch nicht einmal. Für den elendesten Posten meldeten sich ja gleich so viele Anwärter, Gestrandete des Lebens wie er, manche noch aus viel höheren Regionen auf die Sandbank der Not Geworfene.

Er war jetzt übrigens so weit, daß er gar nicht mehr nachdachte, sondern bloß stumpfen Geistes das Wohlgefühl genoß, nach dem langen Tage in dem unfreundlichen Wetter unter Dach und Fach zu sein. Die Alte hätte ihn ja ganz hinauswerfen können. Wenn sie es tat, was dann? Mit leeren Händen kam er nirgends unter.

Die Tür zum Vorderzimmer wurde wieder geöffnet. Christine stand auf der Schwelle und rief freundlich hinaus: „Kommen Sie doch herein, Herr Nachbar, wir trinken eine Schale Tee. Unterdessen kommt die Braun gewiß heim."

Rütte war überrascht. Er hatte nicht geglaubt, daß das Fräulein sich noch um ihn kümmern würde. Sie war jung, heiter, elegant, die Braun hatte schon von ihr erzählt, Modezeichnerin sei sie bei der großen Wiener Modezeitung, der „Vindobona". Ein sehr geschicktes Mädchen in vorzüglicher Stellung. Und er

— wie ein Vagabund ohne Mantel, ohne Schirm. Daß sie ihn zu sich hineinrief, war schon viel. Aber freilich, wie gutherzig sie war, das hatte er ja gesehen, und wie sie dem Weib und dem Alten Almosen gegeben, so bot sie auch jetzt ihm eines an.

„Ich danke, Fräulein. Ich möchte nicht —"

„Gehn S', machen S' keine Geschichten," unterbrach sie ihn. „Da heraußen können S' doch nicht bleiben. Sie genieren mich gar nicht, kommen Sie nur."

Er folgte ihr, von der warmen jungen Stimme angezogen, die ihm zusprach. Wie lang war's her, daß er kein teilnehmendes Wort vernommen!

An der Tür ihres Zimmers, im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, klappte er die Hacken zusammen: „Rupert v. Rütte."

Sie lachte wieder heiter auf, wahrscheinlich über die Vorstellung, die ihr für die Umstände zu feierlich vorkam. „Ich heiße Christine Schäfer." Sie zog ihn am Ärmel rascher ins Zimmer und schloß die Tür hinter ihm.

Es war gerade kein Boudoir. Möbel, wie sie eben Frau Braun haben konnte. Vor dem kurzen Sofa an der linken Wand stand ein viereckiger Tisch, den jetzt ein weißes Tischtuch bedeckte. Die ziemlich hohe Stehlampe beleuchtete die Teeschalen und ein paar verdeckte Teller. In der kurzen Zeit hatte Christine nicht nur ihre elegante Geschäftsbluse gegen eine Hausbluse vertauscht, sondern auch schon das Abendessen vorbereitet. Auf der Kommode neben der Tür stand eine große Blechtasse, und auf dieser ein Schnellsieder und eine kleine Teekanne, unter denen beiden blaue Flämmchen zuckten. Christine war ein wenig verdrießlich darüber, daß sie so wenig Eßbares zu Hause hatte: nur Butter, etwas Käse und ein Stück geräucherte Wurst enthielt

ihre kleine Vorratskammer zwischen den Doppelfenstern. Also mußte man sich an die Eier halten, und sie hatte deren mehrere eingelegt.

Mit freundlichem Lächeln bot Christine ihrem Gast den Lehnstuhl neben dem Sofa an, während sie selbst auf diesem Platz nahm und Butterbrote zu streichen begann. Dabei fielen ihm sogleich ihre hübschen, schlanken und doch rundlichen Hände mit den zugespitzten Fingern auf, die alles außerordentlich geschickt anpackten. Das waren Hände, wie er sie schon lange nicht um sich bemüht gesehen hatte.

Sie sahen einander jetzt zum ersten Male ordentlich ins Gesicht. Christine erblickte einen großen, kräftig gebauten Mann gegen Ende der Zwanzig, abgemagert, mit gleichförmigem blassen Teint, einem länglichen, gutgeschnittenen Gesicht und dichtem, mattem Blondhaar. Sie konnte nicht begreifen, wie solch ein Mensch, der doch etwas gleich sah, so schwer durch die Welt kam und den Stempel des fürchterlichen Druckes der Not tragen mußte.

Er seinerseits bemerkte, daß seine Hausgenossin ein ungewöhnlich hübsches, ja reizendes Mädchen sei, schlank und groß, mit kindlich jungem Gesicht, aber voll entwickelter Figur, mit reichem braunen Haar, das in einer kleidsamen und doch einfachen Modefrisur das heitere, lebensvolle Gesicht mit den reinen, zierlichen Zügen umrahmte. Ein feiner Elfenbeinton bildete den Untergrund für die rosige Blüte der Wangen, und die köstlichsten braunen Augen, die jeden möglichen Ausdruck annehmen konnten, vervollständigten den Eindruck, daß man sich einem bevorzugten Geschöpf gegenüber befand. Temperamentvoll und dabei überaus gutartig, leicht beweglich, aber doch fest und entschiedenen Sinnes schien sie zu sein und geschaffen, jedem Mann zu gefallen.

Aber Rütte fühlte sich in diesem Augenblick durch ihre reiche und glückliche Natur mehr bedrückt und verletzt als angesprochen. Wie mit gesträubten Stacheln saß er da, von verschiedenen Empfindungen hin und her gerissen. Gewiß, er empfand ihren Reiz und den Wechsel nach dem hoffnungslosen Umhertreiben des Tages, aber es tat ihm auch weh, daß er als Schiffbrüchiger einem hübschen und erfolgreich strebenden glücklichen jungen Mädchen gegenübersitzen mußte, das in jeder Beziehung auf ihn herabblicken konnte. Er wollte sich nicht ausfragen lassen, aber sie wußte doch eigentlich schon alles, und so konnte er ihr nicht verhehlen, daß er existenzlos sei. Das übrige dachte sie sich dazu.

Das Wasser kochte, Christine stand auf, brühte den Tee ab und nahm die Eier aus dem Wasser. Sie brachte diese zu Tisch, fing an, sie zu schälen, und legte ihm rasch vier davon auf den Teller, den sie Rütte hinschob, während sie für sich zwei nahm.

Er wollte protestieren, namentlich gegen die Zahl der Eier, allein sie gab gar nicht darauf acht, legte ihm auch noch zwei riesige Butterbrote, Wurst und Käse auf den Teller, schenkte Tee ein und reichte ihm eine der hübschen Porzellanschalen. Er schimmerte goldig und einladend. Unbefangen tat Christine mit spitzen Fingern Zucker in die Schalen, goß aus einem geschliffenen Fläschchen Rum nach und lud Rütte ein, herzhaft zuzulangen, während sie zu essen begann und dabei weiter plauderte, so daß ihm gar nichts anderes übrig blieb, als ihrem Beispiel Folge zu leisten.

Seit wann hatte er eine solche appetitliche kleine Mahlzeit nicht gekostet! Und bei ihrem Plaudern merkte er kaum, daß er zu essen und seinen wirklich rasenden

Hunger zu sättigen anfing, denn er hatte seit dem Morgen nur eine Semmel zu sich genommen.

Christine erzählte unterdessen, wie sie dazu gekommen war, Modezeichnerin zu werden. „Sehen Sie, ich hab' schon in der Schule ein hübsches Zeichentalent gehabt. Alle Bücher und Hefte und jedes Blatt Papier hab ich mit Figuren vollgezeichnet. Jeder Mitschülerin hab' ich was zeichnen müssen, gerissen haben sie sich um meine Mannderln und Weiberln. Ich hätt' gern eine Kunstschule besucht, aber mein älterer Stiefbruder, der mein Vormund ist, hat nichts davon hören wollen. Kunststudium kostet Geld, das könnt' er nicht leisten. Nur eine Fortbildungsschul' hat er mich besuchen lassen, damit ich was lern', womit ich mir mein Brot verdienen kann. Wie ich dann fertig war, hab' ich einen Maschinenschreibkurs besucht und bin als Kontoristin in das Bureau der „Vindobona" eingetreten. Die Modezeichnerin war damals Fräulein Leokadie, von deren Geschick alles rein weg war. Ich aber, wenn ich ihre Bilder gesehen hab', hab' immer denken müssen, ich könnt's schöner. Schließlich ging sie nach Berlin, und ich füll' ihre Stelle aus, aber ich beschränk' mich nicht aufs Zeichnen und greif' überall zu. Ich verfass' auch Beschreibungen, denn ich kann mit der Feder fast so gut umgehen wie mit dem Bleistift. Unsere Moderedaktrice sagt eh': Das niederträchtige Ding wachst mir noch ganz über'n Kopf."

Bei jeder anderen hätte ähnliches ruhmredig geklungen, bei Christine klang es nur wie Unparteilichkeit, ohne falsche Bescheidenheit an sich selbst geübt. Und währenddessen schob sie Rütte zu, was an Lebensmitteln noch da war, und goß ihm frischen Tee ein, sobald die Schale geleert war.

Das schmackhafte Abendbrot erquickte den Aus-

gehungerten und Herabgestimmten in unglaublicher Weise. Ebensosehr aber wirkten die frische Kraft und der Lebensmut des jungen Mädchens belebend auf seine Niedergeschlagenheit. So ein junges Ding hatte den Kampf mit dem Leben aufgenommen und ihn im ersten Ansturm siegreich bestanden. Und ihm sollte es nie glücken?

Da sie so rückhaltslos sprach, konnte er mit seinen Verhältnissen auch nicht hinter dem Berge halten und berichtete manches von sich.

Rupert v. Rütte hatte studiert, aber in der Meinung, sein Vater werde ihm ein schönes Vermögen hinterlassen, etwas über seine Verhältnisse gelebt. Kurz vor dem Staatsexamen war dieser gestorben und hatte dem bestürzten Sohne nichts als Schulden hinterlassen, so daß Rupert nichts übrig blieb, als das Studium aufzugeben. Er nahm es anfangs leicht und meinte, es könne ihm bei seiner Bildung und als Doktor der Rechte nicht fehlen, allein er mußte bald einsehen, daß die Sache weit schwieriger war, als er sich es vorgestellt hatte. Schließlich machte er einen Buchhaltungskurs mit und erhielt dann eine Stelle in einem Konfektionshause, wo er seine Sünden abzubüßen begann. So schlecht es ihm ging, so hielt Rütte doch aus, bis sein Prinzipal Konkurs machte. Dann galt es, etwas anderes zu suchen. Für einen Buchhändler hatte er Übersetzungen geliefert, doch mußte dieser bald seine Unternehmungen aufgeben. Eine Zeitlang hatte Rütte dann eine schlecht bezahlte Stelle in einem Adressenbureau inne, aber bald war auch das wieder zu Ende, und mit Mühe und Not fristete er sich fort, bis er aus Mangel eines Besseren den Posten eines Einkassierers bei einem Ratengeschäft annahm. Das paßte aber schon gar nicht für ihn, und er mußte die Stellung wieder aufgeben. So

ging es seit drei Jahren fort. Seit dem letzten Herbst hatte er überhaupt weder Stelle noch Verdienst, hatte dabei seinen letzten Notpfennig zugesetzt und sah gar keinen Weg vor sich, wieder emporzukommen.

Er ging über alles dies möglichst oberflächlich hinweg, denn er hatte nicht die Absicht, das Mitleid seiner jungen Nachbarin zu erwecken. Er sah aber wohl, daß das wenige, was er sagte, genügte, um ihre Teilnahme zu erregen. Die Stelle bei dem alten Herrn, zu der er sich gemeldet, würde gar nicht für ihn passen, meinte sie.

„Vielleicht trifft sich etwas anderes, zufällig hab' ich grad heut was gehört. Können Sie Französisch und Englisch?"

„Gewiß, sogar etwas Italienisch und ein paar Worte Böhmisch und Ungarisch."

„Das ist gut. Die offene Stelle ist nämlich bei einem Unternehmen für Zeitungsausschnitte. Der „Zeitungsleser" heißt das Institut, der Inhaber hört auf den schönen Namen Feideles und kommt manchmal mit unserem Chef zusammen. Er soll ein recht unausstehlicher Mensch sein, der oft mit dem Personal wechselt, weil niemand es lang mit ihm aushält, aber ein Notbehelf wär's doch. Er braucht jemand, der für ihn die Zeitungen liest und die erforderlichen Ausschnitte macht, und dazu dürften Ihre Sprachkenntnisse genügen. Morgen ist zwar Sonntag, aber ich geh' Vormittag doch ins Bureau und verlange von Herrn Machanek, unserem Herausgeber, eine Empfehlung an Feideles für Sie. Sie stellen sich ihm vor und können gleich die Stelle haben. Allerdings mit Geduld müssen Sie sich wappnen."

„Das hab' ich schon oft gemußt, und gegenwärtig, glaub' ich, könnt' ich mit dem Satan selbst auskommen. Aber ob mich dieser Herr Feideles überhaupt wird haben wollen?"

Er war von vielen Enttäuschungen bereits so herabgestimmt, daß er gar nicht an die Hoffnung glauben wollte, die sich da plötzlich vor ihm auftat.

„Er wird schon wollen," versicherte dagegen Christine zuversichtlich. „Nur das ist sicher, daß er trachten wird, den Gehalt möglichst herabzudrücken. Bis zweihundert Kronen geht er, hat er gesagt. Aber ohne Überrock dürfen Sie nicht zu ihm kommen. Sonst merkt er, daß es Ihnen schlecht geht, und bietet Ihnen gleich weniger."

Rütte zuckte die Achseln: „Mein Havelock studiert noch."

Christine warf ein wenig den Kopf in den Nacken. „Wir lösen ihn aus," sagte sie entschieden. Als er sprechen wollte, fuhr sie rasch fort: „Herr v. Rütte, mir geht es sehr gut. Ich habe jetzt schon mehr als zweihundert Kronen Gehalt, was nur wenige Mädchen erreichen, kann mir was sparen, und überdies hat mir eine Tante fünftausend Kronen hinterlassen. Also, ich bin geradezu reich, mir ist es über Erwarten geglückt, und deshalb hab' ich die Verpflichtung, denen, die nicht so viel Glück gehabt haben, schwesterlich beizustehen. Alsdann, ich werd' mir erlauben, Ihnen zu borgen, was Sie brauchen, um die Frau Braun zu zahlen, Ihre notwendigsten Sachen auszulösen und in der nächsten Zeit zu leben. Kriegen Sie die Stelle bei Zeideles, so sind Sie sehr bald in der Lage, mir es wiederzugeben, kriegen Sie sie nicht, so findet sich etwas anderes. Ich tu' mich um und verschaff' Ihnen zuverlässig was."

„Aber Fräulein, Sie kennen mich ja gar nicht. Wenn ich Ihr Vertrauen mißbrauche?"

„Dann hab' ich halt ein paar Kronen verloren, weiter nichts. Aber Sie tun das schon nicht, ich hab' keine Angst."

Sie stand auf, ging zu der Kommode, deren oberste Schublade sie herauszog, öffnete dann eine kleine Kasse und entnahm ihr Geld, mit dem sie zum Tisch zurückkam.

Sie legte sechzig Kronen in Goldstücken vor ihm auf den Tisch. „Mehr hab' ich für den Augenblick nicht zur Verfügung, denn was ich nicht brauche, ist in der Postsparkasse. Für den Augenblick wird es aber genügen, nicht wahr?"

„Genügen!" wiederholte Rütte. Er konnte sich nicht entschließen, die Hand nach dem ihm so großmütig gebotenen Gelde auszustrecken. Die einfache Selbstverständlichkeit, mit der das junge Mädchen vorging, bewegte ihn tief, und es demütigte ihn zugleich, daß er von diesen Mädchenhänden ein Darlehen annehmen sollte, von dem er vorläufig nicht einmal wußte, wann er es würde zurückzahlen können. Wenn einem aber das Wasser in den Hals hineinrinnt, hört jedes Zartgefühl auf. Schließlich strich er das Geld ein, wie er das Abendessen angenommen hatte.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit gepreßter Stimme, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, was sie geschehen ließ wie eine, der das nichts Ungewohntes ist.

„Noch eine Schale Tee?" fragte sie, um abzulenken.

Er schüttelte verneinend den Kopf. „Für heute ist's genug. Sie haben mich gespeist und getränkt, mich aufgenommen und borgen mir sogar Geld. Daß Sie leicht die Börse ziehen, habe ich schon heut abend gesehen."

Christine lachte heiter auf. Er kannte schon ihr reizendes Lachen. „Unsere Redaktrice, wenn sie mit mir geht, zankt immer mit mir, daß ich den Straßenbettel unterstütz'. Ich komm' mir manchmal ganz strafbar vor. Sie mag ja recht haben, aber mir hat halt niemand was zu befehlen. Ich tu', was ich mag."

Ein leichter eigenwilliger Zug in ihrem lieben Ge-

sicht war Rütte schon mehrmals aufgefallen. Nun fuhr es ihm durch den Kopf: tut sie vielleicht in jeder Beziehung nur das, was sie gerade gelüstet? Er schoß einen raschen, prüfenden Blick nach ihr. Jedoch was ging es ihn an?

„Um Ihnen nicht länger beschwerlich zu fallen, will ich mich jetzt wieder ins Vorzimmer setzen," schlug er aufstehend vor.

„Das ist nicht notwendig," entgegnete sie freundlich.

„Aber unsere Alte —"

„Was weiß denn die! Natürlich sagen Sie ihr nicht, woher Sie das Geld haben. Es wird ihr mehr imponieren, wenn sie das nicht weiß. Übrigens" — sie öffnete die Tür und horchte hinaus — „ich glaube, sie auf der Treppe zu hören."

„Dann geh' ich also hinaus. ... Wie soll ich Ihnen danken, Fräulein!"

„Ach was, helfen ist Menschenpflicht! Also fragen Sie morgen um zehn Uhr im Hause der „Vindobona" auf der Wienzeile nach mir. ... Gute Nacht!" Sie schüttelte ihm die Hand.

Eben ging draußen vor dem Vorzimmerfenster die gekrümmte Gestalt der Zimmerfrau vorüber, die nun schon den Lichtschein aus Christinens Zimmer gewahrt haben mußte, so daß diese es für überflüssig hielt, sich zurückzuziehen. Als die Alte umständlich die Tür geöffnet hatte und eintrat, rief ihr das junge Mädchen von der Schwelle ihres Zimmers heiter zu: „Aber Frau Braun, wo stecken Sie denn? Den armen Herrn v. Rütte haben Sie ausgesperrt, und ich hab' mich seiner annehmen müssen."

Die Alte, noch vom Treppensteigen keuchend, kicherte: „Ich hab' halt nicht gewußt, daß der Herr v. Rütte heut gar so früh nach Haus kommen wird."

Rütte antwortete nichts. Natürlich! Solang das Wetter besser war, hatte er es vorgezogen, im Freien zu bleiben, statt sich in der dumpfen Kammer einzuschließen.

„Besten Dank, Fräulein! Gute Nacht!“ rief er Christinen noch zu, ehe er die Tür schloß. Dann folgte er der alten Zimmerfrau in die Küche.

„Frau Braun, ich hab' heut Geld bekommen. Da sind Ihre zehn Kronen.“

Er reichte ihr das Geld hin, das sie verwundert nahm. Dann fragte sie ihn freundlich, ob er nichts brauche, kein Licht wolle. Die angebotene Kerze kam ihm eben recht, um bei ihrem Schein aus den Versatzzetteln in seiner Brieftasche diejenigen herauszusuchen, die auf die ihm nötigsten Effekten lauteten.

Es war ihm wie ein Traum, daß er heute nicht hungrig schlafen ging, und wie sich in der letzten Stunde noch alles gefügt hatte. Das Mädchen war ein Engel. Aber ganz freudig waren seine Empfindungen doch nicht, sondern eine Beklemmung, von der er kaum zu sagen wußte, woher sie kam, hinderte sein Aufatmen.

* * *

Am nächsten Tag hatte die Welt ein ganz anderes Gesicht. Auch das Wetter schien sich's überlegt zu haben, den Menschen das Leben nicht gar so schwer zu machen. Es war klar und heiter, und die schon am Morgen durch das Gewölk brechende Sonne goß einen leuchtenden Schein über die Welt aus. Frisch war's freilich genug, aber Rütte, der an viel kühleren Tagen im bloßen Rock gegangen war, befand sich ohne Mantel ganz wohl.

Dennoch war es sein erstes, sich am Morgen bei der Leihanstalt seinen Havelock und seinen Regenschirm zu

holen. Zum Glück hatte er so wenig darauf geliehen bekommen, daß es ihn keine großen Opfer kostete, wieder in den Besitz dieser Gegenstände zu gelangen.

Nachdem er gefrühstückt und wieder einen Mantel über den Schultern hatte, fühlte er sich als ein ganz anderer Mensch, und so sicher es ihm gestern gewesen, daß für ihn alles aus sei, so ausgemacht schien es ihm jetzt, daß es für ihn doch noch ein Plätzchen unter der Sonne geben müsse.

Schon vor der bestimmten Zeit ging er vor dem Hause der Modezeitung auf und ab, dann begab er sich hinauf und fragte im ersten Stock, wo die Bureaus lagen, den Diener nach Fräulein Schäfer.

Dieser war schon unterrichtet und reichte ihm ein kleines Kuvert, das Fräulein Schäfer ihm schicke. Es war offen und enthielt eine Visitenkarte des Herausgebers mit einigen empfehlenden Zeilen. Außen waren Namen und Adresse des Herrn Jeideles genau angegeben.

Der „Zeitungsleser" befand sich in nicht sehr bedeutender Entfernung von der „Vindobona", so daß Rütte bald das Haus erreichte. Im Vorraum empfing ihn ein dicker Hausknecht, der ihn auf sein Verlangen sofort zu Herrn Jeideles führte. Dieser hielt sich in einem kleineren Zimmer neben dem großen Bureau, in das Rütte durch die offenstehende Tür einen Blick tun konnte, auf. Aus dem großen Bureau, in dem des Sonntags wegen niemand sich aufhielt, drang ein Geruch von Druckerschwärze, Kleister und Papier, Herrn Jeideles' Zimmer dagegen war ziemlich elegant eingerichtet.

Der Inhaber blickte bei Rüttes Eintritt von seinem großen Schreibtisch auf und erhob sich artig, um ihn zu begrüßen, denn er konnte ja nicht wissen, ob es nicht

ein Klient sei; als Rütte jedoch den Zweck seines Kommens erklärte, veränderte sich seine Haltung, und kaum bot er dem jungen Mann einen Stuhl an.

„Eigentlich hab' ich schon jemand," erklärte er, die Karte auf den Tisch werfend. „Aber wir können ja sehen!"

Und nun erfolgte ein Ausfragen, bei dem Rütte schon fast die Geduld verlor. Jeideles studierte Rüttes Zeugnisse und Papiere, als wollte er sie auswendig lernen, wollte genau wissen, warum er nicht weiterstudiert habe, inquirierte, insinuierte, schüttelte den Kopf und machte abfällige Bemerkungen, die Rütte innerlich aufbrachten. Aber er sagte sich, daß der Mann doch nicht ohne Absicht so viel Zeit aufwende, denn wenn er ihn nicht nehmen wollte, konnte er sich das alles sparen. Und wirklich kam Jeideles bald auf die Gehaltfrage zu sprechen, ein Beweis, daß es ernst wurde. Aber er erklärte, nicht mehr als hundertzwanzig Kronen geben zu wollen, Herr Machanek oder Fräulein Schäfer müßten sich verhört haben. Von zweihundert Kronen sei nie die Rede gewesen, und alles, was Rütte erreichte, waren hundertvierzig Kronen, mit dem Zugeständnis, daß er, wenn er zufrieden mit ihm sei, diese später auf hundertfünfzig bis hundertsechzig Kronen erhöhen werde. Dafür aber erklärte er, Rütte könne schon morgen eintreten.

Als Rütte nach einer halben Stunde auf der Straße stand, wußte er sich für die nächste Zeit geborgen.

Der Magen meldete sich nun gewaltig, und Rütte sah sich nach einem bescheidenen Gasthaus um, wo er sich für billiges Geld ordentlich satt essen konnte. Na, jetzt war es vorbei mit dem Hungern! Siebzig Gulden monatlich waren freilich ein sehr geringes Gehalt, und davon sollte er noch verpfändete Effekten auslösen,

Neues anschaffen und zurückzahlen, was seine Retterin ihm vorgeschossen hatte. Nichtsdestoweniger kam er sich heute wie ein Krösus vor. Die Zeit, wo man gar nichts hat, lehrt einen mit wenig auskommen.

Nach dem Essen machte er sich auf den Weg nach Hause. Er hatte freilich keine Sehnsucht nach seiner Kammer, sondern wünschte nur, Fräulein Schäfer zu sehen und ihr mitzuteilen, daß er angenommen sei.

Ehe er noch wußte, ob sie zu Hause sei, sagte ihm schon Frau Braun, das Fräulein habe nach ihm gefragt und möchte ihn gern sprechen, ehe sie fortgehe. So klopfte Rütte an die Tür, die sich ihm gestern unter so unerfreulichen Umständen aufgetan, mit ganz anderem Gemüt.

Christine stand angezogen in der Mitte des Zimmers. Über einer Sitzlehne hing die Jacke zu ihrem grauen Kostüm, ebenso die braune Boa, und der Hut lag auf dem Tisch. Das junge Mädchen trug eine elegante hellseidene Bluse, und ihr ganzes Aussehen bewies, daß sie auszugehen gedachte.

Er hatte sich schon gefragt, wie seine „Retterin" wohl bei Tag aussehe und ob sie wirklich so hübsch sei, wie sie ihm gestern abend geschienen. Diese Frage entschied sich bald; sie erschien Rütte sogar noch reizender als gestern. Sie blendete ihn förmlich, und der Abstand zwischen ihnen beiden fiel ihm unangenehm auf: sie war eine elegante junge Dame und er ein armer Teufel, dem es nicht einmal zustand, sie zu bewundern.

„Na also, was ist?" fragte sie Rütte entgegen. „Angenommen? Na, da gratuliere ich!" Und sie streckte ihm freundlich und herzlich lächelnd die Hand hin, die seinige schüttelnd.

Er konnte sehen, daß sie sich wirklich aufrichtig freute, und ihm selbst wurde warm ums Herz, obgleich

er sich einer gewissen Wehmut nicht erwehren konnte, es als einen Glücksfall betrachtet zu sehen und selbst betrachten zu müssen, daß er eine Stelle mit siebzig Gulden monatlich erhalten hatte.

Als sie hörte, daß es nicht mehr sei, wurde Christine etwas unwillig. „Ich weiß gewiß, er hat immer mehr gegeben. Aber er wird halt gemerkt haben, daß Sie nicht viel Auswahl haben. Na, alt und grau brauchen Sie ja bei Feideles nicht zu werden, Sie können sich etwas Besseres suchen. Und so viel, wie Sie noch für die erste Zeit brauchen, steht Ihnen zur Verfügung."

„Ich danke Ihnen, Fräulein, ich möchte Sie aber nicht noch mehr in Anspruch nehmen. Wenn ich jetzt etwas brauche, muß mir Herr Feideles Vorschuß geben."

„Ach der und Vorschuß! Er braucht es auch gar nicht zu wissen, wie notwendig Sie das Geld haben. Also nur ohne Scheu von mir verlangen! Ich strecke Ihnen gern noch vor, was Sie brauchen, um über die Anfangszeit glatt hinwegzukommen."

„Ich gedenke mich an einen Freund zu wenden, der mir eine Aushilfe nicht abschlagen wird," entgegnete Rütte. „Aber Fräulein, Sie wollen fort, ich möchte Sie nicht aufhalten."

„Ich hab' erst um drei Uhr ein Rendezvous," sagte sie, zerstreut das Fell ihrer Boa streichelnd. „Wir fahren in den Prater, gehen dort ein bissel spazieren, und Abends geht's ins Theater. Man hat ja nur den einen Sonntag."

Mit wem hatte sie Rendezvous? Wen meinte sie mit dem „Wir"? Rütte sah an ihrer Linken einen hübschen Brillantring glitzern, der ihm schon gestern aufgefallen war. Ein Verlobungsring vielleicht. Aber er fragte nichts.

„Was werden denn Sie machen?" fragte sie.

Er zuckte die Achseln. „Eben jenen Brief an meinen Freund will ich schreiben.“

„Bei Ihnen drinnen ist es aber eng und finster,“ sagte sie sofort. Sie dachte eben an alles. „Wissen Sie was? Schreiben Sie hier an meinem Schreibtisch. Da haben Sie gutes Licht, Tinte, Papier und Unterlage.“

Sie eilte rasch zu dem Schreibtisch in der Ecke und legte alles zurecht.

„Später gehen Sie ja wohl aus. Aber wenn Sie für den Abend was zum Lesen brauchen, nehmen Sie sich was von meinen Büchern.“ Sie wies auf ein offenes Bücherbrett, das den schmalen Raum zwischen den beiden Fenstern einnahm.

Rütte nahm dieses Anerbieten dankend an. Von ihrer Erlaubnis, sich in ihrem Zimmer aufzuhalten, wollte er dagegen keinen Gebrauch machen. Sie ließ aber keine Ablehnung gelten und wiederholte wie gestern, er solle keine Geschichten machen. Wenn er fortgehe, möge er abschließen und den Schlüssel an einen Nagel neben der Tür hängen.

„Geheimnisse gibt es bei mir nicht,“ sagte sie leichthin. „Was wollen Sie denn in Ihrer finsteren Kammer sitzen? Mir macht das doch gar nichts, wenn Sie da bei mir einen Brief schreiben oder lesen. Also: bleiben Sie nur da, ich muß jetzt gehen.“

Sie setzte ihren Hut auf, nahm ihre Jacke, die Rütte ihr hielt, ließ sich von ihm beim Umlegen der Boa helfen, zupfte sich dann vor dem Spiegel, der über dem Sofa hing, zurecht und reichte ihm die Hand zum Abschied.

„Also, Sie schreiben da, und dann den Schlüssel an den Nagel! Nächste Woche müssen Sie mir einmal erzählen, wie es Ihnen bei Zeideles geht. Adieu!“

Sie rauschte hinaus und in die Küche, weil sie der

Frau Braun noch etwas zu sagen hatte, kam dann wieder zurück und verschwand durch die Ausgangstür.

Rütte war an der Schwelle des Zimmers stehen geblieben, das sie ihm in beispielloser Gutherzigkeit und Großmut überließ. Mußte ein Mädchen, das sich so wenig mit einem Wall umgab, nicht zu Schaden kommen? Oder war sie nur gegen ihn so, weil er eben für sie gar nicht in Betracht kam?

Daß er seinen Brief hier schreiben durfte, war ihm nicht unerwünscht. In seiner Kammer konnte er nur auf dem Fensterbrett schreiben, und das war höchst unbequem.

Doch holte er sich wenigstens sein eigenes Papier und legte es sich auf dem Schreibtisch zurecht. Er fing aber noch nicht zu schreiben an, sondern sah sich vorerst ein wenig im Zimmer um.

Er bemerkte erst heute die häßliche Tapete und die billige Eleganz der Möbel, den banalen Wandschmuck, der aus zwei Öldrucklandschaften bestand. Das hergebrachte, billige möblierte Zimmer, wie es im Buch steht, nur reiner und ordentlicher, als es wohl bei einem männlichen Bewohner gewesen wäre.

Von der Bewohnerin selbst zeigten sich in ihrer Abwesenheit wenig Spuren. Unter der einen Landschaft hing eine eingerahmte alte Photographie, ein junges Mädchen in Kranz und Schleier vorstellend. Vielleicht die Mutter. Rechts und links vom Spiegel waren einige japanische Fächer angebracht, aber offenbar weniger als Verzierung, als um die Verbindungstür, die in Frau Brauns Zimmer führte, besser zu verstecken. Auch hingen da zwei lange schmale Bilder in graugrünen Holzrahmen und zwei Wandteller.

Auf dem obersten Brett des Büchergestelles standen zwei hübsche kleine Vasen, die halbvertrocknete Blumen

enthielten, und einige Photographien, darunter ein langes schmales Bild Christine Schäfers, in einem modernen hellen Blusenkleid in ganzer Figur, reizend hübsch, dem Beschauer kokett und liebreich in die Augen blickend.

Auf dem Schreibtisch selbst standen einige kleine Nippes und eingerahmte Bilder unbekannter Menschen.

Ein kleines männliches Bild fiel ihm besonders auf. Er nahm es in die Hand, und da nur die Vorderseite durch eine Glasplatte bedeckt, die rückwärtige Seite aber ganz frei war, konnte er die Widmung lesen: „Der reizenden Schäferin, der holden Christrose von der Wienzeile in glühender Verehrung Arpad Gröschl."

Arpad Gröschl! Was das für ein Name war! Besser konnte man Cis- und Transleithanien schon nicht mehr in einem Namen vereinigen. Das Bild selbst stellte einen jungen Mann vor, der vielleicht nicht übel war, aber bei dem sehr kleinen Format sah man wirklich nur sehr wenig von ihm, außer daß er lebhafte dunkle Augen haben mußte.

Wer er sein mochte, dieser Arpad Gröschl?

Rütte war kein Grapholog, aber die Schrift wies unstreitig auf einen Mann von Bildung.

Reizende Schäferin! Holde Christrose! Und auf dem Schreibtisch stand er! Rütte fühlte eine heftige Abneigung gegen diesen jungen Mann in sich aufkeimen, und dabei lachte er sich doch auch aus. Was ging es denn ihn an?

Ehe er sich zum Schreiben niedersetzte, wollte er sich noch etwas zum Lesen nehmen. Die obersten Fächer des Bücherbretts enthielten lauter Klassiker: Schiller, Goethe, Lessing, Kleist, Uhland, Körner, Lenau, Hauff, Heine, Tieck und andere. Er nahm sich einen Band Tieck und suchte dann in den unteren Regionen. Unten standen

französische und englische Schriftsteller, die bewiesen, daß Christine auch Sprachbildung besaß: Chateaubriand, einige Bände Viktor Hugo, einige Tauchnitzbände und Übersetzungen nordischer Schriftsteller.

Ein Buch mit eigenartigem Umschlag schlug er auf. Es war „Das schöne Mädchen von Tao" von Otto Julius Bierbaum. Auf der Innenseite war etwas geschrieben:

„Schön ist das Mädchen von China,
Doch schöner noch Rosa Christina.
In Anbetung ersterbend
Arpad Gröschl."

Der junge Mann hatte wohl eine Leidenschaft dafür, Widmungen zu schreiben. In noch mehreren Büchern fand er den Namen, immer unter ähnlichen Widmungen: „Der holdesten Muse, die je einen Dichter begeistert!" — „Christina Rosa — che bella cosa!" — „Wem gewisse Augen den Verstand nicht rauben, der hat keinen zu verlieren!"

Er benützte also mit Vorliebe die weißen Blätter der Bücher für seine Liebeserklärungen, dieser junge Herr. Diese vielen, zumeist erst kürzlich erschienenen Bücher brachten Rütte auf die naheliegende Vermutung, Arpad Gröschl möge wohl Redakteur sein, und die Bücher einfach Rezensionsexemplare.

Vielleicht war er es, den sie unter dem „Wir" mitverstand, der mit ihr in den Prater fuhr und dann mit ihr ins Theater ging.

Rütte suchte nun nicht weiter, nahm den Tieck und den chinesischen Roman an sich und legte sie auf den Schreibtisch, um nun wirklich seinen Brief zu schreiben.

Im Grunde konnte er jetzt vielleicht die Hilfe jenes Freundes entbehren, da er aber nichts mehr von Christine Schäfer leihen und auf einen Vorschuß von Zeideles

nicht rechnen wollte, so zog er es doch vor, sich an Oberleutnant Tremplitsch zu wenden, der in Zara garnisonierte.

Wenn er an irgend jemand einen Anspruch hatte, so war es Tremplitsch. Er hatte ihm manchen Gefallen getan, unter anderen einen, der von der höchsten Wichtigkeit für den Jugendbekannten gewesen war. Trotzdem war es Rütte sehr unlieb, daß er in die Lage kam, den ehemaligen Freund in Anspruch zu nehmen, und er hatte sich nicht dazu entschließen können, sich an Tremplitsch zu wenden, solange er keine Aussicht hatte, das Geliehene zurückzuzahlen. Aber jetzt war es anders, und für ein paar Monate konnte Tremplitsch ihm wohl etwas Geld vorstrecken. Er bat ihn also um zweihundert Kronen, die er ihm in Teilzahlungen zurückerstatten wolle.

Nachdem er mit seinem Brief fertig war, mochte er nicht mehr in dem fremden Zimmer bleiben. Er nahm die Bücher, schloß ab und hing den Schlüssel an den Nagel.

In der Küche traf er Frau Braun, die sich ihren Nachmittagskaffee bereitete.

„Fräulein Schäfer hat mich in ihrem Zimmer einen Brief schreiben lassen, weil's bei mir finster ist," sagte er. „Ein sehr gutes Fräulein, nicht wahr?"

„Ja, das schon, da kann ma' nix sagen," gestand die Alte widerwillig genug zu. „Das kost't sie ja grad nix, wenn Sö da drin ein' Brief schreiben. Aber mit'm Geld ist sie grad a so. Rein die Bettler züchten tut sie. Die wird no amal um alles kommen. . . . Wo is s' denn hin'gangen?"

„Ich weiß nicht — spazieren, vielleicht mit einer Freundin."

Er hätte gar zu gern gefragt, ob Fräulein Schäfer einen Verehrer habe, wollte es aber doch nicht tun.

Frau Braun jedoch sagte von selbst: „Die Freundin hat gewiß ein' Schnurrbart."

„Wissen Sie was Bestimmtes? Ist das Fräulein verlobt?"

„Ah na, verlobt is sie nicht. Sie hat eine gute Stell', die braucht gar kein' Mann."

Um seiner Begierde, die Alte weiter auszufragen, einen Riegel vorzuschieben, verließ Rütte die Küche und ging in sein Zimmer, wo er zu lesen versuchte. Es war ein schlechterer Aufenthalt als in einer Gefängniszelle, und als es zu dämmern anfing, ging er doch lieber aus und machte einen langen Streifzug durch die sonntäglich verödete Stadt, die Last der Vereinsamung doppelt fühlend, nun die Sorge weniger brennend geworden war.

Von morgen an hatte er doch wieder Arbeit und Brot, sein Leben hatte sich also seit gestern erhellt und erleichtert, und doch war auch etwas dazu gekommen, was es ihm erschweren würde, fühlte er.

* * *

Herr Jeideles war noch nicht im Bureau, als Rütte ankam, und dieser hatte unterdessen Zeit, die Mitangestellten kennen zu lernen. Sie bestanden aus einem buckligen Männchen, Herrn Habert, der „schon" ganze sieben Monate die Buchhaltung des „Zeitungslesers" führte, aus einem überlebensgroßen Kontoristen, namens Hans Siebenberg, der seit drei Monaten das Kreuz trug, wie er sich ausdrückte, und einem zweiten, im Gegensatz zum ersten sehr im Wachstum zurückgebliebenen Jüngling, dem Praktikanten, der sich Siegfried Kraut nannte, aber eigentlich Simson Kraut hieß. Diesen Namen erachtete er für seine Körperverhältnisse nicht passend, Siegfried dagegen schien ihm zu stimmen. Das

weitaus imposanteste Mitglied der ganzen Gesellschaft war der Hausknecht Johann Gscheidhofer, den Rütte schon gestern gesehen hatte.

„Der Johann ist unser Schutz und unsere Rettung," behauptete Simson-Siegfried, „denn er ist der einzige Mensch auf der Welt, vor dem „er" Respekt hat."

Mit dem „er" bezeichnete das Personal Herrn Jeideles. Niemand nahm sich ein Blatt vor den Mund, und der Hausknecht und der Praktikant führten beim Schimpfen das große Wort, während Habert und Siebenberg schweigsamer Natur waren. Eine seltsamere republikanische Wirtschaft war Rütte noch nicht vorgekommen.

Noch ehe Herr Jeideles erschien, weihte Simson-Siegfried den Neuen in die Geschäftspraxis ein, und zwar so gut, daß Jeideles nachher kaum etwas hinzuzufügen hatte.

Rütte nahm also den Schreibtisch ein, den sein Vorgänger verlassen hatte. Warum der so plötzlich gegangen war?

„Weil er in einer begreiflichen Aufwallung beinahe Kochstücke aus „ihm" gemacht hätte," antwortete Simson-Siegfried. „Das hätte freilich ein sehr schlechtes Gulasch abgegeben." —

Herr Jeideles wies dem Personal seine Arbeiten an. Rütte sollte vorläufig aus französischen Blättern Ausschnitte über das Gastspiel einer Serpentinentänzerin ausschneiden.

Es wurde nun stille im Bureau, und Feder und Schere, sowie Pinsel und Kleistertopf gelangten zu ihrem Recht.

Habert arbeitete den ganzen Tag wie eine Maschine, ohne aufzublicken und ohne ein Wort zu sprechen, also war er eine vorzügliche Kraft für Herrn Jeideles, aber er war ein stilles, buckliges Männchen, und wenn der

Herr Chef schlecht gelaunt war, schien er sich, um seinen Unmut auszulassen, nicht den Faulsten und Untauglichsten, sondern den Schwächsten auszusuchen, und wenn er jemand anrempelte, so war es gewöhnlich der arme Habert, während er sich an den dicken Hausknecht, der eigentlich fortwährend frühstückte, gar nicht herantraute. Auch Hans Siebenberg war ihm zu lang, um mit ihm anzubinden, und an dem Praktikanten mochte ihn die scharfe Zunge im Zaum halten. Darüber, daß Jeideles gerade mit Habert am meisten brummte, erkannte Rütte rasch seinen Charakter, und er konnte sehen, daß er sich an ihn selbst nicht so leicht wagen würde. Allein er hatte eine so unangenehme Manier, daß man sich beständig versucht fühlte, ihm etwas an den Kopf zu werfen.

Solang Jeideles nebenan im Bureau weilte, ging alles ziemlich gut, allein sobald er sich entfernte, trat Anarchie ein, und es arbeitete niemand mehr als Habert, der selbst stets seine Pflicht tat, sich aber nicht darum kümmerte, was die anderen trieben. Hans Siebenberg war ohnehin nicht viel zu brauchen, leistete das Erklecklichste an Zerstreutheit, klebte Sara Bernhard zwischen Finanzberichte, schnitt Konzertreferate an der unrechten Stelle durch, so daß gerade das Wichtigste wegblieb, und klebte die Zeitungsausschnitte mit der bedeutungslosen Seite nach oben auf. Simson-Siegfried verübte keine solche Schildaer Streiche; er war sogar sehr gut zu brauchen. Aber wenn er wußte, daß Jeideles fort war, betrachtete er die Berge von Zeitungen als bloß zu seiner Unterhaltung vorhanden, begann zu lesen und sogar einzelnes, was ihn besonders interessierte, daraus laut vorzutragen.

Da nun Habert die Leute nicht zur Ordnung rief, fühlte Rütte sich dazu bewogen, und so riß er

schon am ersten Tag das Zepter an sich und regierte in Abwesenheit des Chefs die jüngeren Leute und den Hausknecht, wovon jeder fand, daß das den anderen sehr gesund sei.

Jeideles konnte bald sehen, daß Rütte nicht nur seine Arbeit leistete, sondern auch den Mann vorstellte, den das Bureau sehr notwendig brauchte. Diese Stellung verdiente sicherlich ein besseres Honorar, und Rütte hoffte, daß Jeideles das bald einsehen werde.

Vorläufig galt es, sich einzuschränken; zum Glück gibt es in der Großstadt Rat für alle Börsen, und auch wer mit einem kleinen Einkommen haushalten muß, kann fast ebensogut leben wie der besser Bedachte, wenn er die rechten Quellen kennt. Rütte abonnierte sich auf einen billigen, anständigen Mittagstisch in der Nähe des Bureaus, frühstückte in einem Kaffeeschank und nahm sein Nachtmahl in einer Meierei oder in einem kleinen Gasthause, wenn er es nicht vorzog, sich beim Greißler Würstel und Butterbrot geben zu lassen. Die Zwischenmahlzeiten, die sich der Hausknecht in so reichem Maße gönnte, versagte er sich ebenso wie Zigarren und geistige Getränke, und so brauchte er nur sehr wenig.

Schon vor Ablauf der Woche kam von Oberleutnant Tremplitsch eine Geldsendung, aber nicht zweihundert, sondern bloß hundert Kronen. Immerhin ermöglichten diese es Rütte, sich mit allem Notwendigen an Schuhzeug und Wäsche wie Kleidung zu versehen und noch etwas übrig zu behalten, um bis zum 1. März zu reichen, wo er den ersten Monatsgehalt bekommen würde.

Seine Nachbarin bekam er die ganze Woche nicht zu Gesicht, wie er ja auch schon vorher ganze sechs Wochen bei Frau Braun gewohnt hatte, ohne etwas

von ihr zu sehen als ihren an seinem Gangfenster vorüberstreichenden Schatten. Sie brauchte des Morgens nicht so früh wegzugehen wie er, und um nicht in seiner unfreundlichen Kammer sitzen zu müssen, machte er gewöhnlich des Abends noch einen längeren Spaziergang.

Aber am Sonntag nachmittag, als er von Frau Braun hörte, daß sie zu Hause sei, ging er doch hinüber, klopfte an ihre Tür und trat nach erhaltener Erlaubnis bei ihr ein.

Sie empfing ihn freundlich genug und mit dem anmutigen Wohlwollen, das ihr eigen war; zugleich aber fand Rütte sie etwas förmlicher und zurückhaltender als neulich. Ihr Mitleid hatte sie die gewöhnlichen Schranken überschreiten lassen. Dessen bedurfte er nun nicht mehr im selben Grade, und deshalb zog sie nun doch eine Linie zwischen sich und ihm, die ihm nicht entging. Übrigens ließ sie sich erzählen, wie es bei Jeideles zuging, und lachte mehrmals über seine trockene Schilderung des Bureaulebens heiter auf. Auch bot sie ihm nochmals materielle Hilfe an, auf die er jedoch verzichten konnte.

Auch die entlehnten Bücher brachte er ihr zurück und bat um Austausch. Sie lachte ein wenig, als sie den chinesischen Roman in die Hände nahm und ihr Blick auf die beschriebene Seite fiel. „Gelten S', das ist hübsch, das Buch? Aber alleweil muß er was hineinschreiben, unser Doktor! Wissen Sie, es ist der Redakteur von unserem Frauenblatt, der Beilage von der „Vindobona". Der schenkt mir diese Bücher, wenn er sie nicht mehr braucht."

Sie suchte lächelnd ein anderes Buch für Rütte, sah auch gleich auf das weiße Blatt, ob da nicht wieder etwas stehe. Natürlich! „Der schicken, feschen — sauberen, reschen — Christine Schäfer — dem braunen

Käfer — in tiefster Ehrerbietung Arpad Gröschl" stand da.

Sie zuckte die Achseln: „Haben S' schon gehört, daß man vor einem braunen Käfer tiefe Ehrerbietung hegt?" fragte sie.

Christine war auch an diesem Sonntag ausgangfertig und im Begriff fortzugehen gewesen. Wenn sie recht gütig sein wollte, konnte sie ihn wohl einladen, mitzukommen. Allein das hatte sie nicht getan. War sie doch zu stolz dazu und der Mensch, den sie aus dem Elend gerettet, ihr keine Gesellschaft für ihre freien Stunden? Ging sie mit Gröschl aus oder mit irgend einem anderen?

Diese Fragen beschäftigten ihn mehr, als sie sollten, und er schalt sich darum. Sie hatte ja recht, ihn nicht zum Mitkommen aufzufordern. Denn sie und diejenigen, in deren Begleitung sie sich befand, lebten in guten Verhältnissen und durften sich am Sonntag Ausgaben gestatten, die sich bei ihm, besonders jetzt, von selbst verboten. Um in Ordnung zu kommen, mußte er sich die größte Entsagung auferlegen, denn es war kein geringes ökonomisches Problem zu lösen. Von seinem Gehalt von siebzig Gulden sollte er jetzt nicht nur sein Leben und die nötig werdenden Anschaffungen bestreiten, sondern auch so viel erübrigen, um möglichst bald Christinen die sechzig Kronen, die sie ihm geliehen hatte, wiederzugeben, worauf noch die Schuld an Tremplitsch zu bezahlen blieb.

Durch monatelanges schlechtes Leben ausgehungert, hätte er oft doppelte Portionen vertragen, und nach des Tages Mühen hatte er keinen anderen Zufluchtsort als eine schlechte, unheizbare Kammer. Er hätte ja ohne allzu große Opfer leicht ein etwas besseres Zimmer finden können, aber gerade von dieser Kammer wollte

er sich nicht trennen, aus einem Grunde, den er sich kaum selbst eingestand.

Das Großstadtleben ging so weiter: Ankündigungen von Konzerten, Gastspielen berühmter Künstler und anderer Vergnügungen füllten die Spalten der Zeitungen, neue Stücke wurden aufgeführt, das Gesellschaftsleben blühte. Für ihn gab es nichts Dergleichen, und wenn er auf der Straße zufällig einen früheren Bekannten erblickte, so wich er ihm aus.

Von der Welt erfuhr er genug durch die Zeitungen, die in förmlichen Wagenladungen ins Bureau geliefert wurden. Er hielt auch fleißig Umschau nach besseren Stellungen und schrieb Gesuche, jedoch ohne rechte Hoffnung. Er wußte zu gut, wie viele Offerten auf jede halbwegs bessere Stelle einliefen.

Nach wie vor sah Rütte seine junge Nachbarin nur flüchtig. Manchmal ging sie an seinem Kammerfenster vorbei, wenn er am Abend früher nach Hause gekommen war als sie, manchmal traf er im Vorzimmer für einen Augenblick mit ihr zusammen. Sie tauschte ihm freundlich die geliehenen Bücher um, aber sie lud ihn nie wieder zu sich ins Zimmer, sie bot ihm nicht mehr an, sich am Sonntag nachmittag darin aufzuhalten. Nun er keine Hilfe mehr brauchte, was ging er sie an? Er war eine Zeitlang ihr „Armer" gewesen, nichts weiter, und es war sehr töricht von ihm, daß er ihrem entzückenden Bilde gestattete, in jeder freien Minute vor ihm her zu gaukeln, und noch törichter, daß er sich den Kopf darüber zerbrach, ob sie liebte oder geliebt habe, mit wem sie die Nachmittage verbringe und wie sie zu diesem Arpad Gröschl stehe.

An einem von den Sonntagnachmittagen, als er mit einem Buche an seinem Kammerfenster saß, sah er einen Herrn und zwei Damen im Gang vorübergehen,

die bei Frau Braun anläuteten und denen dann Christine selbst öffnete. Eine kurze Weile danach ging sie mit den Besuchern fort, und Rütte hörte ihr Lachen und Scherzen auf der Treppe.

Der Herr war vermutlich Arpad Gröschl gewesen. Sie ging also doch nicht allein mit ihm, sondern in größerer Gesellschaft.

Manchmal schämte er sich, daß er ihr ein gewöhnliches „Verhältnis" zutraute, manchmal fand er es ganz begreiflich, wenn sie ein solches hätte. Und ob sie frei war oder nicht, für ihn konnte es doch ganz gleichgültig sein. Er hatte keinerlei Hoffnung und sollte so vernünftig sein, sich nicht durch unerfüllbare Wünsche unglücklich zu machen.

„Es ist halt ein Kreuz mit dem Menschen," dachte er selbst. Es ging ihm jetzt besser, er hatte wenigstens zu essen und konnte seine Miete zahlen. Froh hätte er sein müssen, und in gewissem Sinne war er das auch, aber dennoch fühlte er sich zugleich auch unglücklicher wie vor sechs Wochen, wo er Christine Schäfer noch nicht gekannt und daher nichts von den Empfindungen gewußt hatte, die ihn jetzt quälten.

Als er am nächsten Ersten sein Gehalt erhielt, fand er, daß er bei genauer Einhaltung seines Sparsystems im stande sei, Christinen das Geliehene zurückzugeben, und da er also einen Anlaß hatte, sie aufzusuchen, klopfte er am Abend, als er sie zu Hause wußte, an ihre Tür.

Christine saß allein unter der Lampe und nähte. Sie nahm ihn liebenswürdig auf wie immer, wollte jedoch von einer Zurückzahlung noch nichts hören.

„Zunächst nehme ich von Ihnen kein Geld," beharrte sie mit allerliebstem Eigensinn, und er mußte das Geld wieder einstecken.

„Ich bitt' Sie, ich entbehr's ja nicht, selbst wenn Sie's noch ein paar Monate behalten," sagte sie. „Ich hab' ja mehr, als ich brauch'. Fürs Leben brauch' ich wenig, nur auf die Toilette halt' ich was, und die schaff' ich mir billig, denn ich hab' doch die besten Gelegenheiten dazu und kenn' die besten Quellen. Wir Mädchen sind besser dran als die Männer, wenn wir was haben, reicht es weiter. Die Männer haben viel mehr Gelegenheit zum Geldausgeben."

„Es scheint, daß die jungen Damen es heutzutage überhaupt leichter haben und auch eher eine Stellung finden," bemerkte Rütte. „Die männlichen Berufe sind alle so überfüllt. Ärzte finden keine Patienten, Juristen kriegen keine Prozesse, Philologen keine Professuren. Überall dasselbe Gedränge."

„Es ist bei den weiblichen Berufen auch nicht viel anders," versicherte Christine. „Alles ist überfüllt. Nur wer irgend ein spezielles Fach hat, zu dem ein Talent gehört, das eben nicht jeder hat, der ist vor der schärfsten Konkurrenz sicher. Deswegen brauch' ich mich nicht zu fürchten, denn genau das, was ich kann, das kann keine andere."

Man glaubte es ihr gern, wenn man sie ansah. Neben ihr kam Rütte sich so ganz besonders schwerfällig und untüchtig vor. Er hatte noch keinen Wirkungskreis finden können, und wenn er aus der Welt ging, wo blieb eine Lücke?

Das Gefühl der Beschämung, das ihn befiel, wenn er sich mit ihr verglich, beeinträchtigte den Reiz, den sie auf ihn ausübte, nicht. Sie mußte auf alle, die mit ihr in Berührung kamen, dieselbe Wirkung machen. Soviel er ihren Bemerkungen entnahm, gab es im Hause der „Vindobona" keine anderen männlichen Wesen als den Herausgeber, der verheiratet war und in dessen

Familie sie verkehrte, und Arpad Gröschl. Also blieb Rüttes Eifersucht immer an diesem hängen.

Da sie beide meistens die Abende in ihrem Zimmer zubrachten, hätte Christine ihn wohl einladen können manchmal herüberzukommen. Sie tat dies jedoch nicht. So weit erstreckte sich ihre Güte nicht, und so saß er Abend für Abend allein in seiner Kammer über irgend einer Grammatik — er bestrebte sich sehr eifrig, seine Sprachkenntnisse zu erweitern — und lauschte in Gedanken hinüber zu dem jungen Mädchen. Sie hatte gewiß recht, daß sie ihm nicht gestattete, an den Abenden herüberzukommen, denn die Frau Braun hätte dies sicher allen Nachbarinnen erzählt, und so sehr Christine sich anscheinend dem Impuls überließ, so hatte Rütte doch schon gesehen, daß im Grunde die Vernunft sie regierte. Sie wollte ihn nicht ermutigen. Und was war er ihr? Vermutlich war sie lieber allein als in seiner Gesellschaft.

Daß er niedergeschlagen und mutlos war, hatte Christine in ihrer Güte wohl bemerkt, und ihr gutes Herz vergaß seiner nicht. Bald darauf rief sie ihn telephonisch im Bureau an, um ihm einen Sitz im Wiedner Theater anzubieten. Arpad Gröschl schien auch Theaterreferent zu sein, und daher erhielt sie öfter Theaterkarten.

Rütte hegte eine leise Hoffnung, daß den Sitz neben ihm — denn Theaterkarten pflegen paarweise verschenkt zu werden — Christine innehaben würde, und er wartete mit Spannung. Es erschien auch wirklich, zwar nicht Christine, aber doch eine junge Dame, ein hageres junges Mädchen mit einem langgestreckten Gesicht, eine jener Erscheinungen, bei denen sich das undankbare Alter bis ins Unendliche verlängert.

Rütte sah ihr deutlich an, daß sie den Sitz geschenkt

bekommen hatte. Er gewann es über sich, sie anzusprechen, und es stellte sich heraus, daß ihr Sitz tatsächlich das Pendant zu dem seinigen war. Arpad Gröschl hatte die Karten bekommen und sie dem jungen Mädchen und ihrer Schwester gegeben. Da diese Schwester unwohl war, hatte sie den Sitz dem Fräulein Christine Schäfer zur Verfügung gestellt, wodurch er an Rütte gekommen war.

Die lange Blonde war eigentlich sehr schüchtern, faßte aber bald Vertrauen zu Rütte und wurde infolgedessen sehr mitteilsam. Rütte erfuhr, daß sie Natalie Glowsky heiße und in der „Vindobona" als Gehilfin der Handarbeitsredaktrice angestellt sei. Da sich herausstellte, daß er Christine Schäfer kenne, äußerte sie sich über das junge Mädchen, und zwar sehr begeistert.

„Jeder hat sie gern, und jeder muß sie gern haben!" versicherte das junge Mädchen. „Sie ist so hübsch und reizend, daß man sie beneiden müßte. Und so tüchtig und geschickt! Alles kann sie, alles versteht sie! Man muß sich nur wundern. Aber weil sie zugleich auch so gut und lieb ist, verzeiht man ihr alle Vorzüge."

Rütte stellte keine indiskreten Fragen, er wartete nur ab, was Natalie Glowsky sagte. Da sie Christine Schäfer so genau kannte, so wußte sie wohl auch von ihren Herzensbeziehungen Bescheid, und wenn Christine eine Liebe hatte, so konnte er es jetzt erfahren. Allein es kam nichts davon zu Tage, nur daß der Doktor Gröschl Christinen den Hof mache und sie andichte, erwähnte das junge Mädchen als etwas Bekanntes.

Es gewährte Rütte eine gewisse Beruhigung, nichts von einem ernsten Bewerber zu vernehmen, doch wie töricht war dies! Deshalb war sie doch nicht für ihn gewachsen, und ihr Benehmen bewies dies ihm deutlich

genug, daß sie in keinerlei Beziehungen zu ihm zu treten wünschte.

Auch das Rätsel ihrer Sonntagnachmittage wurde ihm durch Natalie Glowsky gelöst, denn diese und ihre Schwester waren die beiden Damen gewesen, die Rütte vor einiger Zeit an seinem Fenster vorübergehen gesehen hatte, und das junge Mädchen erwähnte, daß Fräulein Christine meistens die Sonntagnachmittage in ihrer Gesellschaft verlebe, wenn sie nicht gerade beim Herausgeber oder bei der Moderedaktrice Frau Pawel geladen sei. Gewöhnlich fand sich Doktor Gröschl dort ein, wo Christine gerade zu finden war, aber das Glück, allein mit ihr auszugehen, wurde ihm wohl kaum zu teil.

Das war eine karge Befriedigung für Rütte, denn es machte sein Leben nicht weniger einsam und entsagungsvoll.

Am Samstag wurde das Bureau etwas früher geschlossen. Rütte bewegte sich langsam unter allen den Hin- und Hereilenden seiner Wohnung zu. Bei einem Blumenladen vorbeikommend, erstand er ein kleines Körbchen mit eingesetzten Blumen. Das mußte ihm doch erlaubt sein, auch einmal seiner Dankbarkeit durch eine kleine Aufmerksamkeit Ausdruck zu verleihen! Und doch kam es ihm selbst vor, als ob es eine Überhebung von ihm sei, daß er Christine Schäfer etwas schenken wollte.

Sie war zu Hause, denn schon im Vorzimmer hörte er, wie sie sich in ihrem Zimmer umherbewegte. Um ihr die Blumen zu übergeben, klopfte er an ihre Tür. „Herein!“ erklang es von ihrer frischen, freundlichen Stimme.

Langsam öffnete er die Tür. Sie bereitete sich offenbar darauf vor, wieder auszugehen, denn er sah ihren Mantel über dem Stuhl hängen, während sie selbst vor

einer herausgezogenen Schublade der Kommode stand und etwas suchte.

„Sie sind's, Herr v. Rütte?" fragte sie, sich umwendend. „Und gar mit Blumen? Da sollt' ich eigentlich bös sein, daß Sie sich für mich Auslagen machen."

Sie drohte ihm mit dem Finger, war aber doch zu rücksichtsvoll, ihm vorzuhalten, daß er sein Geld besser gespart hätte.

Sie roch an den eingesetzten Maiglöckchen, wies dem Körbchen einen Platz auf dem obersten Fach des Bücherbretts an und sagte dann lächelnd: „Ich hab' auch was für Sie — freilich so was Hübsches nicht." Sie nahm eine Schachtel vom Tisch und überreichte sie ihm. Sie war praktischer gewesen als er und hatte ihm drei hübsche Krawatten gekauft. Das war gewiß rührend gut, und doch verletzte es ihn ein wenig. Just so ein Geschenk wie für einen armen Begönnerten, von dem man weiß, daß er kein Geld hat, sich etwas Besseres zu kaufen. Seine Krawatten, die er trug, ließen allerdings zu wünschen übrig.

Er dankte etwas gezwungen, denn so feine Krawatten hatte er schon lange nicht gehabt.

„Ach, die sind ja ganz billig!" versicherte Christine. „Heut hab' ich mich geschämt, sie gekauft zu haben. Denken Sie, heut war bei uns in der Redaktion ein Dichter, der freilich dazu noch Baron ist, der hat gesagt, eine Krawatte, die weniger kostet als acht Gulden, könne man gar nicht tragen."

Sie schlug ein helles, heiteres Gelächter auf, und er mußte mit ihr lachen. „Da gäb's freilich nicht viele, die sich überhaupt den Luxus einer Krawatte gönnen können," meinte er.

Wie hübsch sie aussah, wenn sie lachte! Rütte wünschte in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als einer

zu sein, der Krawatten um acht Gulden tragen konnte. Dann, ja dann! Er wüßte schon, was er täte. Unterdessen stand er nur und sah Christine mit Selbstvergessenheit an.

„Sie verleben den Sonntag wieder auswärts, Fräulein?“ fragte er endlich.

„Bei unserer Moderedaktrice bin ich eingeladen.“

„Dann will ich Sie nicht stören und aufhalten. Aber vielleicht gestatten Sie mir, Sie ein Stück zu begleiten?“

„Na, wenn Sie wollen, können Sie mitgehen.“ Sie warf ein Spitzentuch über den Kopf und hüllte sich in ihren Theatermantel.

Es war frisch und kühl. Der Abendmantel gestattete nicht, daß Rütte Christinen den Arm bot, und er würde auch nicht gewagt haben, es zu tun. Verdrossen-glücklich ging er neben ihr her.

„Die Natalie Glowsky spricht manchmal von Ihnen,“ erzählte Christine. „Sie findet Sie sehr interessant, etwa wie einen verwunschenen Prinzen.“

„Mehr verwünscht als verwunschen,“ versetzte Rütte.

Das erzählte sie ihm, ja, aber daß sie ihm etwa vorgeschlagen hätte, ihn bei Glowskys oder bei irgend jemand von ihren Bekannten einzuführen, das nicht. ... Er wäre ja gar nicht gegangen, denn er war nicht ausgestattet, in Gesellschaft zu gehen, und als Hilfsarbeiter Arthur Jeideles' wollte er sich überhaupt nirgends betrachten lassen, aber immerhin hätte sie ihm doch den Vorschlag machen können, wenn sie ein wenig mit ihm gefühlt hätte, wie einsam er war.

* * *

Als sich Herr Jeideles mit Mühe und Not zu einer Besserung von zehn Kronen monatlich aufgeschwungen

hatte, redete sie ihm zu, er solle diese Aufbesserung dazu benützen, sich eine bessere Wohnung zu gestatten.

„Wollen Sie mich aus dem Hause haben?“ fragte er beinahe brüsk.

„Aber nein! Was Ihnen nicht einfällt!“ verteidigte sich Christine. „Ich mein's nur gut.“

„Ich brauch' kein besseres Zimmer,“ brummte er.

„Nein, aber so dumm! Durchaus in der dunklen Kammer bleiben!“ lachte das junge Mädchen.

Ohne Zweifel wußte sie sehr gut, weshalb er blieb, und daß ihr dies nur lächerlich schien, machte Rütte innerlich wütend und auf lange hinaus unglücklich.

An diesem Tage zahlte er ihr das vorgestreckte Geld zurück, obgleich sie nicht das Ganze nehmen wollte, sondern wünschte, daß er wenigstens einen Teil davon noch einige Zeitlang behielte. Aber er wirtschaftete so sparsam, daß er sich ganz bequem seiner Schuld gegen sie entledigen konnte, und in einigen Monaten würde er auch im stande sein, dem Oberleutnant Tremplitsch das Geliehene zurückzuschicken. Nachher aber mußte er erst recht sein eisernes Sparsystem aufrecht halten, denn er wußte ja nicht, wie lang er bei Jeideles bleiben könne, und mußte trachten, für den Fall einer neuerlichen Stellenlosigkeit etwas zurückzulegen.

An einem der nächsten Abende rief Frau Braun in beinahe aufgeregtem Ton in Rüttes Kammer: „Kommen Sie, Herr v. Rütte, schauen S' Ihnen die Fräul'n Schäfer an! Sie geht auf einen Ball!“

Bereitwillig legte Rütte die englische Grammatik weg, in der er studiert hatte, und folgte der Alten durch die Küche und das Vorzimmer bis an die Schwelle von Christinens Zimmer.

Das junge Mädchen stand strahlend hübsch in der Mitte des Raumes, in einem sie lose umfließenden

blaßblauen Tüllkleid, das mit größeren und kleineren silbernen Sternen beklebt war, einen silbernen Stern auf dem Kopf.

Das Kostüm war einfach genug, aber es brachte doch den Reiz ihrer Erscheinung noch ganz anders zur Geltung als ihre Alltagskleidung, und ganz geblendet von ihrem Liebreiz blieb Rütte stehen.

„Das ist ein Stern! Das laß ich mir gefallen!" sagte eine bewundernde Stimme. „O, Fräulein Christine, wenn man Sie heute nicht andichtet!"

Rütte bemerkte jetzt erst, daß sich ein junger Mann im Zimmer befand, der gekommen sein mochte, um Christine abzuholen. Sein offener Mantel ließ den Frackanzug sehen, während er den Claquehut in der Hand trug. Er war schmächtig und klein und reichte Christinen kaum bis an die Augenbrauen; sonst aber war er ein ganz hübscher Mensch mit dunklen Augen und rosigen Wangen.

„Jetzt will der schon wieder dichten!" lachte Christine. „Sie dichten einen übrigens auch an, wenn man in Sackleinwand angezogen ist. Ihnen ist alles Wasser auf Ihre Mühl', aber Sie werden sich die Kinderkrankheit schon noch auswachsen."

„Fräulein Christine! Stoßen Sie mir lieber gleich einen Dolch ins Herz."

„Na ja, wie ich schon bin! Meinen Stern dürfen Sie mir tragen, damit ich ein Kopftüchl nehmen kann und morgen keinen prosaischen Schnupfen hab'."

„Ja, verwahren Sie sich nur gut, Fräulein, es ist kalt!" riet Rütte.

Beim Klang dieser Männerstimme fuhr Arpad Gröschl, der bis jetzt der Tür den Rücken gedreht hatte, herum.

„Mein Hausgenosse, Herr v. Rütte — Herr Doktor Gröschl, unser Redakteur," stellte Christine vor.

Gröschl war von Christinen so eingenommen, daß er der Höflichkeitspflicht nur zerstreut nachkam. „Warme Überschuhe sollten Sie haben, die Fußerln zu schützen," sagte er.

Christine lachte, aber die alte Braun sagte, sie hätte ein Paar warme Filzschuhe, und lief in ihre Stube, um sie zu bringen.

Als sie mit den Filzschuhen zurückkehrte, nahm Gröschl sie der Alten aus der Hand und kniete nieder, um sie über Christinens Füßchen zu ziehen.

„Wie ein Schuster sehen Sie jetzt aus, Herr Doktor, ein Schuster, der Maß nimmt," lachte Christine ihn aus.

Rütte schien es, daß der Doktor das Geschäft des Schuhüberziehens mit ziemlicher Umständlichkeit besorgte. Jedenfalls dauerte es lange genug, bis er Christinens Fuß wieder freigab und sich erhob.

Der Glückliche, der mit Christinen gehen, mit ihr tanzen durfte! Im übrigen war der Doktor ein sehr junger Mann, kaum älter als Christine selbst. Heiraten würde sie den voraussichtlich nicht. —

Die Nacht verging für Rütte beinahe so schlaflos wie für die, die auf dem Ball waren.

Der nächste Tag war ein Sonntag, Christine hatte also Zeit, sich auszuschlafen. Am Nachmittag fand Rütte es nötig, sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, und er klopfte deshalb bei ihr an. Er fand sie auf dem Sofa ausgestreckt und bat, sie möchte sich nicht stören lassen, aber sie erhob sich doch.

„Ausgeschlafen bin ich ja, bloß ein bissel verkatert fühl' ich mich halt."

„War's schön? Haben Sie sich unterhalten?"

„Und ob! Natürlich waren wie gewöhnlich zu viel Damen oder zu wenig Herren, aber ich hab' doch viel

getanzt. — Und Sie? Werden Sie gar nicht das Tanzbein schwingen?"

„Das ist vorbei."

„Und Sie tanzen doch gewiß gut."

„Woher wissen Sie das?"

„Man sieht's Ihnen an."

„Für gesellschaftliche Talente hab' ich keine Verwendung mehr."

„Das kann ja wieder kommen."

„Ich wüßte nicht wie. Erzählen Sie lieber noch was, wie Sie sich unterhalten haben."

Sie ließ sich nicht lange bitten. Er erfuhr, daß sie mit den Glowskys gewesen war, mit wem sie getanzt und was ihre Tänzer gesagt hatten. Dann entnahm er ihren Reden aber auch, daß sie nicht zu Hause zu bleiben gedenke, sondern daß Natalie Glowsky kommen wolle, um sie zum Spazierengehen abzuholen. So lieb und freundlich sie mit ihm war, so ließ sie doch kein Wort davon fallen, daß er mitgehen könnte, und Rupert war viel zu stolz, um sich aufzudrängen. Sobald es Zeit schien, daß sie sich ankleide, erhob er sich und zog sich in seine Kammer zurück, wo er sich vergebens bemühte, ein der Verbitterung sehr nahe kommendes Gefühl zu bekämpfen. Sie hatte ja recht, hundertmal recht! Wer war er und was konnte er bieten, daß sie ihm Hoffnung machen sollte? Aber obgleich er ihr recht gab, konnte er doch nicht verhindern, daß er eben fühlte, wie er fühlte. Nur das eine nahm er sich vor, sich in Zukunft noch mehr zurückzuhalten wie bisher.

* * *

Sommer war es geworden. Während er sich im Staub des Lebens fortschleppte, ohne auch nur nach oben zu blicken, hatte er den raschen Fluß der Zeit gar

nicht gemerkt, aber es ließ sich nicht leugnen, daß die Hundstagshitze über Wien hereingebrochen war. Im Bureau des „Zeitungslesers“ roch es noch abscheulicher nach Kleister wie sonst, und der einzige Lichtblick bestand darin, daß Herr Feideles für vier Wochen eine Badereise angetreten hatte, und man so lange wenigstens von den Ausbrüchen seiner galligen Laune verschont blieb.

Urlaub gab es bei Feideles nur für ihn selber, wenn er aber auch Urlaub gegeben hätte, von seinen Leuten hatte keiner Geld, eine Erholungsreise anzutreten.

Christine dagegen stand auf dem Punkt, einen Ausflug ins Salzkammergut zu unternehmen, und zwar mit Fräulein Bach, der Handarbeitsredaktrice, einem nicht mehr ganz jungen Mädchen, das ganz gut als ihre Gardedame figurieren konnte.

Rütte hatte sein Vorhaben ausgeführt und sich von Christine ferngehalten. Dies wurde ihm dadurch erleichtert, daß sie beständig mit irgend jemand aus ihrem Kreise zusammensteckte und sehr wenig Zeit hatte, sich um ihn zu kümmern. Sie schien seine Zurückhaltung auch ganz in der Ordnung zu finden und ermunterte ihn nicht, sie häufiger zu besuchen. So hatten sie sich in letzter Zeit nur sehr selten und immer flüchtig gesehen, und Rütte sagte sich, daß es beinahe schon nicht mehr der Mühe wert sei, in der elenden Dachkammer zu wohnen, da er Christine, wenn er wo anders gewohnt hätte, immerhin auch so oft sehen konnte wie jetzt als ihr Hausgenosse, aber er blieb doch.

Da sie am nächsten Tag abreiste, begab Rütte sich an diesem Abend früher nach Hause, um von Christinen Abschied zu nehmen.

Er fand sie damit beschäftigt, ihren kleinen Hand-

koffer, den sie mitnehmen wollte, zu packen. Sie war ein wenig blaß. Es hatte die letzte Zeit viel Hitze und viel Arbeit gegeben, und sie war recht überanstrengt.

„Ja, die vierzehn Tage der Freiheit werden mir gut tun," gestand sie zu. „Ich freue mich schon auf die schöne Gotteswelt. Ich bin ein Landkind, und mir ist's eigentlich gar nicht an der Wiege vorgesungen worden, daß ich immer im Rauch und Ruß der Großstadt würde leben müssen."

„Genießen Sie Ihre Ferien nur recht!" riet Rütte. „Und Herr Doktor Gröschl? Reist der auch?"

„Jetzt nicht. Der kriegt erst später Urlaub, er ist ganz unglücklich darüber, daß er jetzt nicht fort kann. Übrigens so fortgeschritten, mit einem jungen Mann zu reisen, bin ich doch nicht. — Und Sie? Urlaub gibt er nicht, der Jeideles?"

„Was würde der mir auch helfen?"

„Aber immer so hocken bleiben sollten Sie nicht. Wir machen am Sonntag jetzt immer Landpartien und unterhalten uns ganz gut."

„Ich hab' niemand, der mit mir Landpartien machen möchte," erwiderte Rütte. „Zwar gehe ich auch immer am Sonntag aufs Land hinaus, aber heiterer wird man von dem Alleinherumstreifen nicht."

„Na, warten Sie, bis ich zurückkomme, dann müssen Sie mit uns."

„Ja, ja. Sie kümmern sich gar nicht um mich."

„Oho! Vorwürfe? Ich hab' halt gedacht, Sie sind lieber allein, weil Sie nie etwas Dergleichen getan haben."

„Ich dräng' mich nicht auf," murmelte Rütte.

Es war das erste Mal, daß ihm solche Worte des Vorwurfs über die Lippen kamen, und es tat ihm gleich leid, daß er davon gesprochen hatte.

Christine sah ein wenig nachdenklich drein, und es schien ihm, als wolle sie ihm ihr Verhalten erklären. Doch ließ sie es zuletzt sein. Aber sehr lieb und freundlich war sie an diesem letzten Abend mit ihm, so recht wie eine gute Seele, der es leid tat, daß nicht jeder das Gute genießen konnte, dessen sie sich erfreute, und Rütte mußte noch trachten, eine heitere Miene zu machen, damit sie nicht etwa glaube, er beneide sie um ihre Urlaubsreise.

Am nächsten Morgen stand er sehr früh auf, um ihr noch ein Lebewohl zu sagen. Er hätte sie für sein Leben gern auf die Bahn gebracht, allein Fräulein Bach fuhr in einem Fiaker vor, sie abzuholen, und er mußte sich damit begnügen, ihr die Handtasche zum Wagen hinunterzutragen und ihr noch einmal glückliche Reise zu wünschen.

Dann war sie fort, und Wien schien ihm leer. Er hatte sie in der letzten Zeit oft länger als vierzehn Tage nicht gesprochen, aber in diesem Falle wußte er doch immer, sie war ihm nahe.

Er liebte sie unaussprechlich und hatte keine Hoffnung! Bei Jeideles war kein Fortkommen. Auf eine solche Stelle hin heiratete man nicht, nicht einmal ein weit unbedeutenderes Wesen als Christine, und auf einen anderen Posten hatte er keine Aussicht.

Längst hatte er eingesehen, daß alle seine Mutmaßungen irrtümlich waren: Christine war nicht verlobt, denn den Brillantring, den sie trug, hatte sie von der „Vindobona" als Dank für irgend eine Extraleistung bekommen. Sie hatte keinen begünstigten Verehrer und duldete Arpad Gröschls Verhimmelung nur aus Rücksicht auf den stets Dienstbereiten. Aber sie war reizend, und jeden Tag konnte irgend einer das bemerken, dem es gegeben war, seinen Wünschen Folge zu geben.

Jeden Tag konnte einer kommen und sie wegholen, während er seine Liebe in seinem Inneren verschließen mußte.

Ein Mädchen lieb haben und sich nicht um sie bewerben können, weil man ihr nichts zu bieten hat, ist gewiß eines der grausamsten Schicksale, die einen stolz und warm empfindenden Menschen treffen können, und Rütte trug jeden Tag schwerer daran. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, um irgend eine Möglichkeit des Vorwärtskommens ausfindig zu machen, jede aufkeimende Hoffnung zerrann wieder.

Von der Reise schrieb sie ihm einige Ansichtskarten, die er gierig studierte, um ein Wort darauf zu finden, das sie nicht jedem Bekannten gegönnt hätte, aber bei ihrer Liebenswürdigkeit gegen jedermann war es sehr schwer, sich zu sagen: „Das hätte sie einem anderen nicht geschrieben."

Immerhin halfen ihm diese Karten, die vierzehn Tage ihrer Abwesenheit zu überstehen.

Da er vorausfah, daß sie am Sonntag abend zurückkehren würde, damit sie Montag früh wieder ins Bureau gehen könne, eilte er an diesem heißen Julisonntag, gerade als die Hitze sich ein wenig löste und es anfing, erträglicher zu werden, aus dem Prater, wo er sich aufhielt, fort und bestieg die elektrische Bahn, um heimzufahren.

Im Vorzimmer war es schon dunkel, und Rütte konnte weder sehen noch hören, daß Christine schon heimgekehrt war. Er ahnte es bloß.

In der Tat antwortete auf sein Klopfen ihre liebe Stimme von drinnen, und stürmisch ins Zimmer tretend, fand er Christine in der Dämmerung am offenen Fenster sitzen. Er konnte sich nicht enthalten, die ihm gebotene Hand an die Lippen zu drücken, und die Freude, die

er darüber empfand, daß sie wieder da war, verriet sich ohne sein Zutun deutlich genug.

„Das ist schön, daß Sie kommen!“ lobte Christine. „Grad hab' ich mich ein bissel einsam gefühlt. . . . Na, war Ihnen um mich bang?“ fragte sie neckend.

Rütte sah sie bloß an, er wollte nicht antworten. Ob ihm bang gewesen!

„Wie war's im Urlaub?“ fragte er. „Haben Sie ihn ordentlich ausgekostet?“

„Na, ich glaub's!“ versicherte Christine. „Was man in vierzehn Tagen an Naturfreude einsammeln kann, das haben wir getan. Fesch sind wir gewesen, überall hinaufgestiegen, überall hingefahren, sogar den Schafberg gemacht, was will man mehr? Ich muß der Bach das Zeugnis geben, sie war sehr eifrig, und wir haben sehr gut harmoniert. Nur das eine war ihr lästig, daß uns überall die Touristen so nachgestiegen sind. Bekanntschaften hätten wir machen können — schockweise!“

„Sie ist wohl sehr schön?“ fragte Rütte ernsthaft.

„Na, warten S', Sie!“ drohte sie. „Also mir kann's gar nicht gelten?“ Und sie sah ihn mit lachenden Augen vorwurfsvoll an. „Wären Sie nicht auch gern mit gewesen?“

„Mir kommt so was Schönes nicht zu.“

„Nächstes Jahr aber sicher,“ tröstete sie.

Mitgebracht hatte sie ihm auch etwas: ein holzgeschnitztes Tintenfaß. Aber sie kramte außer seinem Geschenk noch eine ganze Menge aus: die Braun und beinahe jedermann in der „Vindobona“ war bedacht. Bei ihr mußte man sich immer hüten, um nicht für Neigung zu nehmen, was nur Menschenfreundlichkeit und Güte war.

„Denken Sie sich, ich bin hungrig,“ sagte Christine,

„und hab' nichts zu essen zu Hause und auch keine Lust, nochmals fortzugehen."

Rütte war natürlich sofort bereit, ihr etwas zu holen, und lief hinunter, um das Nötige zusammenzukaufen. Mit Päckchen beladen, kam er wieder herauf, wo Christine alles auf dem Tische ordnete, und wie an jenem ersten Abend, wo er sie kennen gelernt hatte, durfte er das Nachtmahl mit ihr einnehmen. Es war freilich ganz anders als damals. Statt der winterlichen Lampe hatten sie noch die späte Abenddämmerung zur Beleuchtung, und durch das offene Fenster drang die laue Abendluft und das Geschrei der auf der Gasse spielenden Kinder ins Zimmer.

Treuherzig plauderte Christine und sorgte wie damals für ihn. Auch sie dachte an jenen Abend und erinnerte ihn daran.

„Seit damals ist's doch besser geworden, nicht wahr?"

Er sah sie stumm an, und die Verzweiflung, die in seinem Inneren heimisch war, verriet sich wohl in seinem Blick.

„Zanken muß man mit Ihnen," sagte sie vorwurfsvoll. „Sie haben doch gar keinen Anlaß, jetzt auch noch so melancholisch zu sein. Ich hab's schon die ganze Zeit her bemerkt. Was haben Sie denn eigentlich?"

Er war sehr nahe daran, es ihr zu sagen, allein damit würde er nur ihre Harmlosigkeit zerstört und nichts gewonnen haben, und so hielt er an sich.

Als er sich wieder in seiner Kammer befand, sank denn auch der durch sie frisch angefachte Lebensmut wieder in sich zusammen. Was half es ihm, wenn sie sich freundlich mit ihm abgab? Er konnte doch nie die Augen zu ihr erheben.

Doch hielt Christine Wort, und er durfte den Rest

des Sommers über häufiger um sie sein als früher. Zuweilen erlaubte sie ihm, sie am Abend nach den Bureaustunden in einem öffentlichen Garten zu treffen und eine Stunde lang mit ihr spazieren zu gehen, und ein- oder zweimal lud sie ihn zu einer kleinen Landpartie ein, die sie mit den Glowskys an Sonntagnachmittagen unternahm. Man fuhr einmal nach Schönbrunn, ein andermal in den Prater. Beidemal war er allein der Kavalier der drei Mädchen, und sonst kein Mann mit.

Er war sehr glücklich über den in Christinens Gesellschaft verbrachten Nachmittag, aber auch sehr unglücklich über einige Nebenumstände. Nach seinen Begriffen mußte ein junger Mann, der mit Damen ausging, für diese zahlen, und so wenig Geld er auch hatte, er würde dies mit Freuden getan und lieber gehungert haben, um es wieder einzubringen. Allein davon war nicht die Rede. Christine und die Glowskys waren gewöhnt, für sich selbst zu zahlen, selbst wenn Herren mit waren, und sie hätten keinem gestattet, die kleinste Auslage für sie zu tragen. So mußte Rütte zusehen, wie die Mädchen ihre Börse zogen, und obgleich er sich sagen mußte, daß es lächerlich gewesen wäre, wenn gerade er, der am wenigsten Geld hatte, die übrigen hätte freihalten sollen, so verdarb es ihm doch das Vergnügen an diesen kleinen Ausflügen.

Christine kannte ihn genau genug, um das zu wissen, und als sie einmal an einem Sonntagvormittag eine Fahrt nach Dornbach mit ihm machte, ließ sie ihn sowohl in der Elektrischen als nachher in der Rohrerhütte, wo sie ein Gabelfrühstück einnahmen, für sie zahlen und lachte ihn dann aus, weil er ihr dankbar dafür war.

Christinens Verhalten fachte seine Hoffnung an.

Möglicherweise war auch das wieder nur Mitleid, aber er konnte sich doch nicht enthalten, zu denken, daß es ihm unter veränderten Umständen möglich sein würde, um sie zu werben.

Wenn seine Umstände sich nur verändern und bessern würden!

Eines Abends, als er die Ringstraße kreuzte, um sich in den Volksgarten zu begeben, wo er Christine zu treffen hoffte, stieß er mit Oberleutnant Tremplitsch zusammen, der ihn ansprach und ihn einlud, mit ihm an einem der kleinen Kaffeehaustische, die aufs Trottoir herausgestellt waren, ein Eis zu nehmen.

Es hatte Tremplitsch große Achtung eingeflößt, daß Rütte ihm die hundert Kronen so bald zurückzahlte. Er erkundigte sich nun ausführlich nach Rüttes Angelegenheiten und nahm es mit Teilnahme zur Kenntnis, daß dieser mit seiner gegenwärtigen Stellung nicht zufrieden sei, sondern eine bessere suche, leider erfolglos. Aus dem Gespräch ergab sich, was Rütte nicht gewußt hatte, nämlich, daß ein Onkel von Tremplitschs Frau Domänendirektor des Fürsten Hohenstein war, eine Stellung, in der er leicht in die Lage kommen konnte, bei einer Veränderung im Personal der Beamten irgend etwas für Rütte zu tun. Tremplitsch zeigte sich geneigt, dem alten Freund eine Empfehlung an Direktor Franzmann zu geben, aber er verhehlte ihm nicht, daß immer eine lange Reihe von Bewerbern vorgemerkt sei, daß die Aussichten nicht günstig genannt werden könnten. Dennoch beschloß Rütte, sich vorzustellen, doch sagte er Christinen nichts von dieser Begegnung. Das Hoffnungslicht war gar zu schwach.

Das Ergebnis seiner Unterredung mit dem Domänendirektor war auch nicht geeignet, seine Hoffnungen zu beleben. Franzmann empfing ihn mit einer Würde,

die für den Fürsten selbst genügt hätte, und wiederholte ihm, was Tremplitsch gesagt hatte. Er könnte nichts für ihn tun, als ihn eben auch vormerken. Wenn alle Vorgemerkten vor ihm angestellt würden, so hätte er günstigsten Falls im Jahre 2000 Aussicht, in der fürstlich Hohensteinschen Güterdirektion angestellt zu werden.

Anderen glückte der Stellungswechsel besser. Im Spätherbst entschied es sich, daß Doktor Arpad Gröschl zu Neujahr eine gute Stelle in Frankfurt am Main bekommen und also um diese Zeit der Redaktion der „Vindobona" den Rücken kehren würde.

„Der muß schön froh sein!" meinte Rütte.

„Na, er geht doch nur mit einem lachenden und einem weinenden Auge von Wien fort!" entgegnete Christine lächelnd.

„Trennt er sich so schwer von der „Vindobona"?"

„Von der „Vindobona" grad nicht, aber es wird ihm furchtbar hart, daß er fort muß."

„Wenn er nur keinen Versuch macht, Sie mitzunehmen."

„Er möcht' schon," gestand Christine.

„Aber Sie gehen doch nicht mit?" fragte Rütte lebhaft.

Sie schüttelte den Kopf. „Es tut mir recht leid, meinen Andichter zu verlieren," sagte sie lächelnd. „Wer wird noch so schöne Verse auf mich machen? Eine Muse werd' ich für keinen mehr sein, und er ist ein so guter Mensch, der Doktor."

Rütte sagte nichts mehr, er verschloß seine Eifersucht und seine Angst in sich, aber sein Seelenzustand in dieser Zeit war nicht erfreulich. Dieser junge Mensch, der noch kein Vierteljahrhundert vollendet hatte, war schon so weit, daß er die Geliebte heimführen könnte, und er selbst würde nie so weit gelangen können.

In diesen letzten Wochen seiner Anwesenheit in Wien schien Doktor Gröschl Christine noch so sehr in Anspruch zu nehmen, daß sie für Rütte gar keine Zeit übrig hatte. Es war nicht mehr die Rede von abendlichen Spaziergängen mit ihr. Dafür wurde Gröschl dieses Glück zu teil, denn Rütte sah Christine mehrmals mit Gröschl über die Ringstraße gehen. Man kannte sich bei dem Mädchen nicht aus.

* * *

Der Spätherbst war rauh und unfreundlich, und Feideles' Laune so miserabel, daß Rütte mehr als einmal sich versucht fühlte, alles hinzuwerfen. Habert tröstete ihn, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß diese Szenen nur den Zweck hätten, ihre Hoffnungen auf Neujahrsaufbesserung herabzustimmen. Dem mochte wohl so sein. Fast ein Jahr war es nun, daß er im Bureau des „Zeitungslesers" aushielt, und er mußte froh sein, daß er dieses Jahr vor Not geschützt gewesen war, aber dennoch beneidete er Habert, der ihm mitteilte, daß er bei einer Versicherungsgesellschaft eintrete und deshalb Herrn Feideles zu kündigen beabsichtige. Wenn er nur schon auch so weit wäre!

In seiner Unzufriedenheit las er kaum mehr die Stellenangebote, die ihm ja doch nichts Gutes brachten, als eines Tages seine Aufmerksamkeit durch eine Notiz gefesselt wurde. Er las, daß einer der hervorragenderen Beamten der Hohensteinschen Güterkanzlei gestorben war. Ohne Zweifel gab es da einen Schub für die anderen, und eine Stelle mußte frei werden. Allerdings waren viele andere außer ihm vorgemerkt, allein er wollte es doch nicht unterlassen, sich zu melden.

So schrieb er denn sofort an Direktor Franzmann. Nützte es nicht, so konnte es wenigstens nicht schaden.

Unterdessen war der Zeitpunkt gekommen, an dem Arpad Gröschl Wien verlassen sollte, und Rütte zitterte davor, daß Christine sich, von der Leidenschaft des jungen Mannes bestürmt, doch bewegen lassen könnte, ihm ihre Hand zu versprechen. Daß Gröschls Abreise sie nicht kalt ließ, sah er ja. „Er hat mich so gern, und er trennt sich so schwer von mir!" erklärte sie offen. Jedenfalls hatte Gröschl vor Rütte den ungeheuren Vorteil, daß er seine Gefühle für Christine offen zur Schau tragen konnte, während er selbst sie scheu in seiner Brust verschließen mußte.

Ängstlich las Rütte in ihren Augen, so oft er sie erblickte, denn er glaubte, daß diese es ihm verraten müßten, wenn sie sich versprochen hatte. Fragen konnte er sie darum nicht, aber die letzten Tage von Gröschls Anwesenheit in Wien waren für Rütte mit einer geheimen Aufregung verbunden, die zu seinem Glück durch eine Aufforderung Franzmanns, ihn zu besuchen, unterbrochen wurde.

Sehr überrascht darüber, daß er überhaupt auf seine Bewerbung eine Antwort bekam, begab Rütte sich zu dem Domänendirektor, der ihn mit derselben steifen Hoheit empfing wie das erste Mal, ihm aber mitteilte, daß sein Neffe Tremplitsch sich so dringend für ihn verwendet hätte, daß er anläßlich des jetzigen Todesfalls, bei dem allerdings ein Vorrücken der Beamten stattfinde, bei Besetzung der frei werdenden Stelle ihn vor anderen berücksichtigen wolle. Diese zu besetzende Stelle sei mit einem Anfangsgehalt von viertausend Kronen dotiert, aber natürlich hänge alles vom Fürsten ab, der unter den vorgeschlagenen Bewerbern persönlich wählen würde.

Vorläufig hatte Rütte bloß ein förmliches Gesuch an den Fürsten selbst aufzusetzen, und nebstbei mußte

er an die Beschaffung eines tadellosen Frackanzuges gehen, um sich darin, wenn es notwendig werden sollte, dem Fürsten vorzustellen. Seine große Sparsamkeit des letzten Jahres kam Rütte jetzt zu gute, denn er verfügte über die Mittel, sich nun das Nötige zu kaufen. Kaum war alles besorgt, so gelangte auch schon die Aufforderung an Rütte, sich dem Fürsten vorzustellen, und am folgenden Sonntagvormittag begab er sich in einer Eleganz, die Frau Braun in Erstarrung versetzte, in die Hohensteinsche Kanzlei, wo Franzmann ihn dem Fürsten vorführte.

Der Fürst mochte dem adeligen Bewerber, der ein Doktor der Rechte war, den Vorzug vor den anderen geben, und Rütte hatte das Glück, dem sehr vornehm aussehenden Herrn sichtlich zu gefallen. Der Fürst ließ sich von Rütte die Ursachen seines Berufswechsels darlegen, hörte mit Wohlwollen zu und gab ihm, ehe er ihn entließ, die Zusage, daß er sich als angestellt betrachten könne.

Rütte befand sich in einem Taumel des Entzückens. Eine Stellung mit viertausend Kronen jährlich übertraf ja nicht um vieles Christinens eigenes Einkommen, aber immerhin war er auf Lebenszeit geborgen, und auf Grund dieser Anstellung konnte er es schon wagen, sich um Christine zu bewerben.

Wenn sie nur nicht unterdessen Gröschl ihr Jawort gegeben hatte!

Er hatte sie in der letzten Zeit kaum zu Gesicht bekommen, und dann war sie viel ernster als sonst und sichtlich von schweren Gedanken in Anspruch genommen.

Als er nach Hause kam, um seinen Staat abzulegen, hörte Christine seine Schritte im Vorzimmer, öffnete die Tür ihrer Stube und winkte ihn zu sich hinein.

„Unsere Braun ist ganz weg über Sie," sagte sie

lachend. „Sie haben einen neuen schwarzen Anzug mit Frack, Zylinder und Lackstiefel, sagt sie. Das muß ich doch sehen. Lassen Sie sich anschauen."

Er warf lächelnd den Überrock ab und stand in seinem Frackanzug da, von Christinen drollig bestaunt. Sie sah ihn zum ersten Male als Gentleman, ihn, den armen Teufel, den sie in zerrissenen Schuhen kennen gelernt hatte.

„Nein, wie nobel!" verwunderte sie sich. „Was ist denn mit Ihnen los? Haben Sie angehalten?"

Aus seinen Augen brach ein Blitz. Sie erinnerte ihn eben zur rechten Zeit daran, daß man in diesem Aufzug um die Braut zu werben pflegte.

„Sie Geheimniskrämer!" schalt Christine. „Da setzen Sie sich her und beichten Sie!"

Gehorsam nahm er den Platz ein, den sie ihm anwies, und fing an zu erzählen. Daß sie sich herzlich über die Wendung zum Besseren in seinen Verhältnissen freute, konnte er wohl sehen, aber dennoch bemerkte er, daß sie etwas angegriffen aussah. Und jetzt besann er sich erst: heute war wohl Gröschl abgereist, und die Spur dieses Abschiedes war es, was er auf ihrem lieben Gesichte sah.

„Das war wohl ein sehr rührender Abschied?" fragte er, halb neckend, halb ernst.

„Ja gewiß," gestand Christine zu. „Der arme Mensch ist sehr schwer fort, und in manchem Augenblick hätt' er gern die gute Stelle im Stich gelassen, um nur nicht fort zu müssen."

„Das kann ich ihm nachfühlen," meinte Rütte. War es denn bei ihm nicht auch so, daß er noch keine rechte Freude über seine neue Stellung zu empfinden vermochte, ehe er nicht wußte, ob sie ihm auch zur Erfüllung seines Herzenswunsches verhelfen würde?

„Ja, was konnt' ich aber machen?“ fragte Christine. „Er ist noch so jung, und wer weiß, wie er in einem Jahre denkt und fühlt. ... Und ich konnt' ihn nun einmal doch nicht nehmen. Aber leid hat er mir getan, denn ich tu' keinem Menschen gern weh.“

„Dann tu' ich wohl besser,“ sagte Rütte nach einer kleinen Pause, „Sie überhaupt nicht zu fragen.“

„Was wollten Sie mich denn fragen?“ Christine blickte ihn lächelnd an.

„Ob Sie mich nehmen wollen, Christine!“ brach er leidenschaftlich aus. „Ich weiß, ich bin noch immer keine Partie für Sie, aber wenn Sie mir gut sein können, werden Sie darüber hinwegsehen. Wenn nicht, so muß ich freilich tragen, was auch dem guten Gröschl auferlegt wurde, und dann muß ich ebenfalls fort, wenn auch nur aus diesem Haus.“

„Ausziehen müssen Sie, das ist selbstverständlich,“ sagte Christine, während ein himmlisches Lächeln auf ihrem Gesichte aufging. „In dem Loch da drüben können Sie in keinem Fall mehr bleiben. Es hat mir längst weh getan, daß Sie da wohnen. Und wenn — ich nun ja sage,“ fuhr sie errötend fort, „schickt sich's ja erst recht nicht, daß Sie wohnen bleiben.“

„Christine!“ rief Rütte. „Christine!“

Sie nickte ihm leise zu, und im nächsten Augenblick hielten seine Arme sie umschlossen.

„Christine, womit hab' ich's verdient, so glücklich zu sein!“ rief Rütte außer sich vor Freude und Entzücken. „Du, meine Retterin, die mir das Leben wiedergegeben hat, du schenkst mir jetzt auch das höchste Glück. Und ich kann dir so wenig bieten. Wir werden uns einschränken müssen.“

„Nicht so sehr, denn ich — kann meine Stellung beibehalten, und in jedem Fall kann ich mir immer

durch Modezeichnungen ebensoviel und mehr verdienen wie jetzt."

„Wie? Du willst?"

„Natürlich! Das ist dem stolzen Herrn wohl wieder nicht recht?" fragte Christine. „Ich sollt' die Hände in den Schoß legen und mich erhalten lassen? Das paßt mir gar nicht, und dazu bin ich nicht geschaffen. Es heißt doch auch, daß man mit seinem Pfunde wuchern soll. Ich will die Gehilfin und Gefährtin meines Mannes sein und das Bewußtsein haben, daß ich ihm wirklich die Last des Lebens tragen helfe."

Rütte senkte ein wenig den Kopf. Er hätte sehnlichst gewünscht, seine Frau ganz zu erhalten, sie sollte den Bissen, den sie aß, und das Kleid, das sie trug, seinem Fleiße danken. Allein er sah doch ein, daß er Christinen damit nichts Gutes antun würde.

„Wir sind halt moderne Menschen," sagte sie, „und wir wollen darum nicht weniger glücklich sein!"

Im Altmühltal.

Ein Streifzug von W. Helmuth.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Burgbernheimer Wald auf der fränkiſchen Terraſſe iſt die Geburtsſtätte der von den Römern Alcimona genannten Altmühl. Sie entſpringt wenige Kilometer nordöſtlich von dem maleriſchen alten Städtchen Rothenburg an der Tauber und fließt in ſehr langſamem und trägem Lauf unter vielen Krümmungen durch das fränkiſche Flachland und den Jura, den ſie in enger Spalte durchbricht, der Donau zu. Da, wo ſie ſich mit dem Hauptſtrom vereinigt, liegt auf der von beiden Flüſſen eingeſchloſſenen ſchmalen Landzunge das Städtchen Kelheim, wohl der älteſten eine unter den Beſiedlungen des ſüdlichen Deutſchlands.

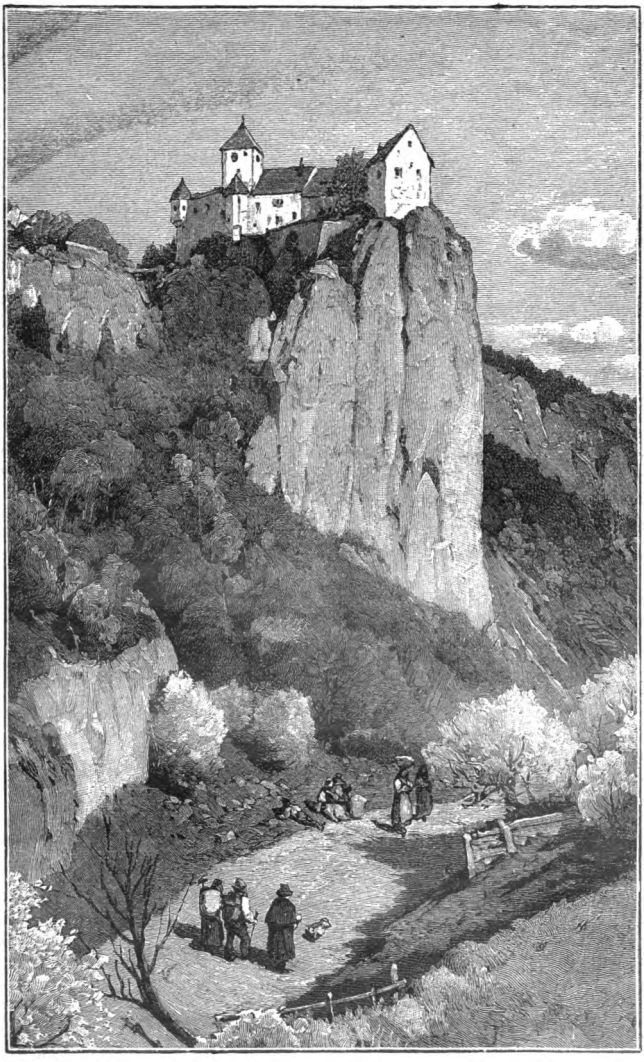
Ein liebliches, fruchtbares Tal iſt es, das ſich hier dem Blick des mit der Bahn von Ingolſtadt her kommenden Reiſenden erſchließt. Wenigen von den Tauſenden aber, die alljährlich ohne Aufenthalt vorübereilen, mag es zum Bewußtſein kommen, wie ehrwürdige und bedeutſame geſchichtliche Erinnerungen mit dieſem anmutigen Erdenfleckchen verwoben ſind, und wie reich ſich ein von Kelheim aus unternommener Abſtecher in das maleriſche Tal der Altmühl mit ſeinen hübſchen

Weilern und Höfen, mit seinen prächtigen Wäldern und ruinengekrönten Berghöhen lohnen würde.

Artobriga hieß einst die blühende Kolonie, welche die Römer auf der Landzunge zwischen Donau und Altmühl errichtet hatten. Ihre äußerste Spitze aber führte den Namen Celeusum, und es ist nicht schwer, ihn in dem heutigen Kelheim wiederzufinden. Wohl dürfte es vor allem die strategische Wichtigkeit des Punktes für die Befestigung der Donaulinie gegen den Ansturm der Germanen gewesen sein, die für die damaligen Beherrscher der Welt bestimmend war für die Anlage der Kolonie. Aber die mannigfachen Reize der von der Natur so verschwenderisch bedachten Landschaft mochten bei der Wahl des Platzes wohl auch mitgesprochen haben. Deutlich lassen sich noch heute die drei gewaltigen Steinwälle erkennen, mit denen die Römer ihre Niederlassung befestigten, und Kelheim ist überdies der Ausgangspunkt des von dem Kaiser Trajan begonnenen und von seinem Nachfolger vollendeten Riesenwalles, der sich bis an den Rhein hinzieht und dem spätere Geschlechter den Namen der Teufelsmauer gegeben haben.

Wer den Hienheimer Wald hinter Kelheim durchstreift, der stößt noch überall auf die Reste der verfallenen Römerschanzen, die selbst der zerstörende Einfluß von mehr als fünfzehn Jahrhunderten nicht ganz zu vernichten vermochte. Und manches mittelalterliche Bauwerk der Umgebung ist auf den Fundamenten altrömischer Kastelle und Wachtürme errichtet.

Wieviel Kriegsgetümmel die schweren Zeiten der Völkerwanderung in das stille Tal gebracht haben mögen, können wir nur vermuten. Gewiß ist, daß sich die stark befestigte römische Kolonie bis in die Tage Attilas hinein zu behaupten vermochte. Zu neuer



Burg Nusshausen.

Ruine
Rabenstein bei Riedenburg.
Weiler Meyern.

Blüte gelangte Kelheim dann wohl erst unter den Pfalzgrafen und späteren Herzögen, welche die starke Festung zu ihrer Residenz erkoren. Damals mag das Städtchen für kurze Zeit wohl auch ein bedeutsamer Handelsplatz gewesen sein, denn die Donau war ja die natürliche Verkehrsstraße zwischen den Städten Ulm und Regensburg. Noch aus den Zeiten der Römer her, die überall, wo klimatische und Bodenverhältnisse es gestatteten, die freudenspendende Rebe pflanzten, datierte der Kelheimer Weinbau, der nach glaubhaften Überlieferungen ein gar treffliches Erzeugnis hervorgebracht haben soll. Der Tropfen, der hier im Tal der Altmühl gewonnen wurde, erfreute sich eines weit reichenden Rufes, und es ist zu bedauern, daß die harten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges den Weinbau vollständig vernichtet haben.

Zu einem nennenswerten Aufschwung hat es die vielgeprüfte Stadt nach ihrer kurzen Blütezeit nicht mehr zu bringen vermocht. Es ist heute ein stiller, von den Wogen modernen Lebens kaum berührter Platz, mit einer friedfertigen, liebenswürdigen Einwohnerschaft, deren Leben sich im engsten Kreise abspinnt. Einmal, unter König Ludwig I., hatte es wohl den Anschein, als solle die einstige Römerkolonie noch einmal Bedeutung gewinnen, denn hier mündet der von jenem Fürsten erbaute Schiffahrtskanal, der die Donau mit dem Main verbindet und von dessen Vollendung man sich eine gewaltige Hebung des Handelsverkehrs versprach. Aber die gehegten Erwartungen sind nicht in Erfüllung gegangen, von einem nennenswerten Verkehr auf der kostspieligen Wasserstraße ist nichts zu spüren, und von den wichtigeren Schienenwegen berührt keiner das weltverlassene Städtchen an der Mündung der Altmühl.

In kurzer Wanderung, die an manchem alten Giebelhause vorüberführt, ist es durchschritten, und

Waldpartie im Hienheimer Forst.

draußen jenseits des engen Stadttores findet die Hauptstraße ihre Fortsetzung als Chaussee, die den Win-

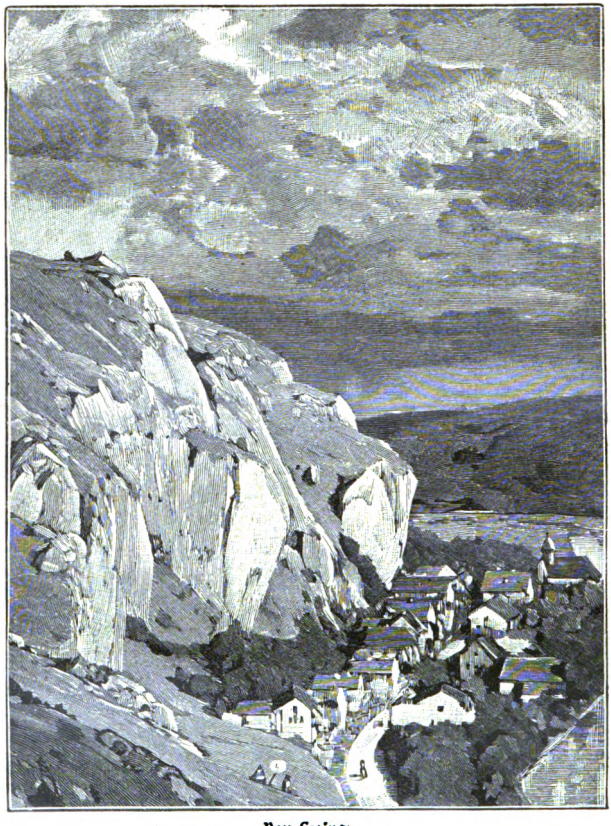
dungen der Altmühl folgt und uns alle stillen Reize des wenig besuchten Tales erschließt.

Zur Linken begleitet uns der uralte Hochwald des Hienheimer Forstes mit seinen herrlichen Waldpartien, während sich rechts in oft recht bizarren Formen die kahlen Felsen des Jura erheben. Sie sind für den Geologen von hohem Interesse, aber auch dem Laien bieten sie manche Merkwürdigkeit dar. So das unweit Kelheim gelegene „Schulerloch", eine niedrige Höhle, in die man fast eine Stunde weit hineinwandern kann.

Hier und dort grüßen uns von den Höhen alte Burgen, deren Entstehung zumeist in jene Zeiten fällt, wo die Gaugrafen des Kelgaues ihr Land gegen die räuberischen Gelüste der Ungarn zu verteidigen hatten. An dem Dorfe Alt-Essing vorüber, von dem wir wissen, daß sich hier schon in der Römerzeit eine Waffenschmiede befand, gelangen wir nach Neu-Essing, einer sich hart am schmalen Flußufer hinwindenden doppelten Reihe alter Häuser, deren Anfang und Ende durch ein ehrwürdiges befestigtes Tor bezeichnet wird. Schroff steigen hinter der Ortschaft die Wände des hohen Kalkfelsens empor, dessen Gipfel von der Ruine Randeck gekrönt wird. Hier oben hauste einst das mächtige Geschlecht der Grafen von Abensberg, bis die Burg nach endlosen Fehden in den Besitz der Herzöge von Bayern kam. Der noch heute stolz emporragende Turm soll vor etwa siebenhundert Jahren auf den Fundamenten eines römischen Bauwerks errichtet worden sein. Von der Burg ist bis auf die ehemaligen Wirtschaftsgebäude nicht mehr viel erhalten, diese aber, heute von armen Landleuten bewohnt, befinden sich fast noch ganz in ihrem einstigen Zustande, gewiß ein Beweis dafür, wie solide unsere Vorväter zu bauen pflegten. Prächtig ist die Aussicht, die wir von der Höhe des Turmes weit

Ruine Randeck.

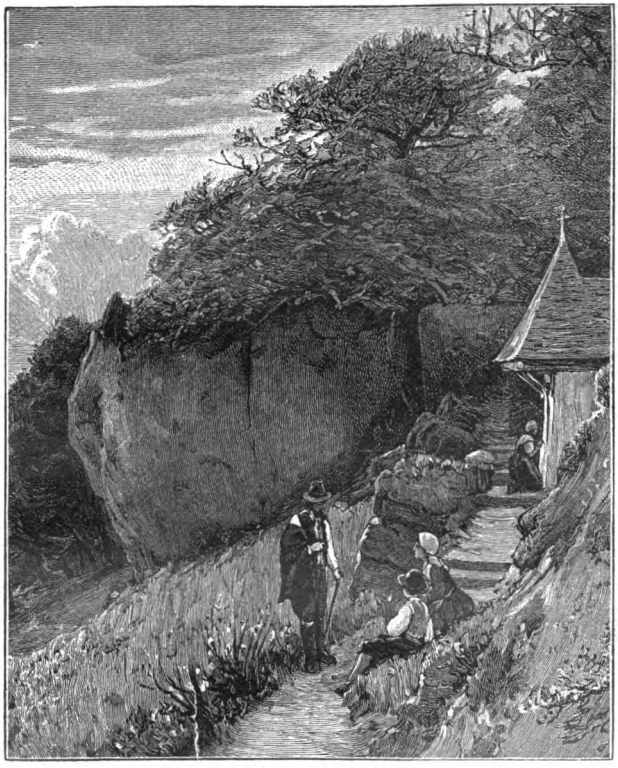
in die fränkiſchen Täler hinein, über die Oberpfalz und ſüdlich bis zur fernen Alpenkette genießen.



Neu-Essing.

Eine andere intereſſante Ruine, der wir auf unſerem weiteren Wege begegnen, iſt das oberhalb des Dorfes Prunn gelegene Schloß gleichen Namens. Es hat im Laufe der Jahrhunderte viele Herren gehabt. Die be-

merkenswerteſten unter ihnen waren jedenfalls die Ritter von Fraunberg, deren Grabſteine wir in der Prunner Kirche finden. Namentlich einer unter ihnen,

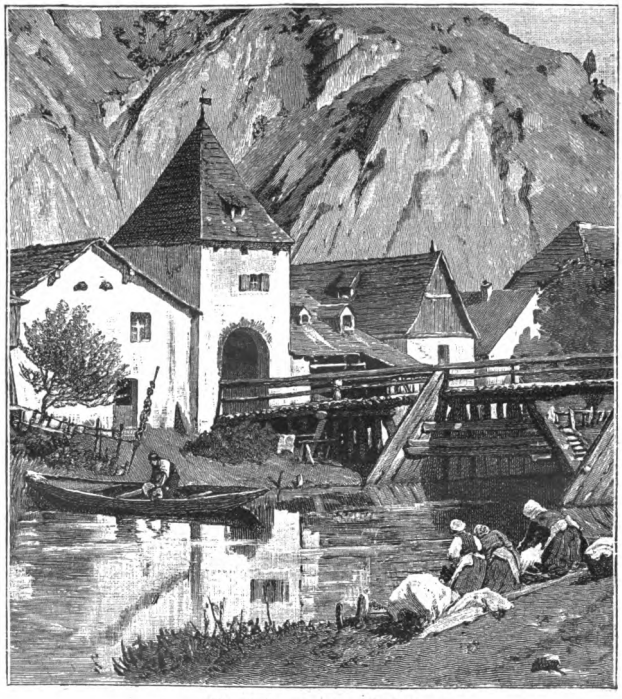


Am Calabhang bei Neu-Essing.

Hans von Fraunberg, muß ein gar gewaltiger Kämpe geweſen ſein. Seine Säbelſcheide war mit der Haut eines von ihm getöteten Franzoſen überzogen, und die Überlieferung beſagt, daß der ſtreitbare Recke in

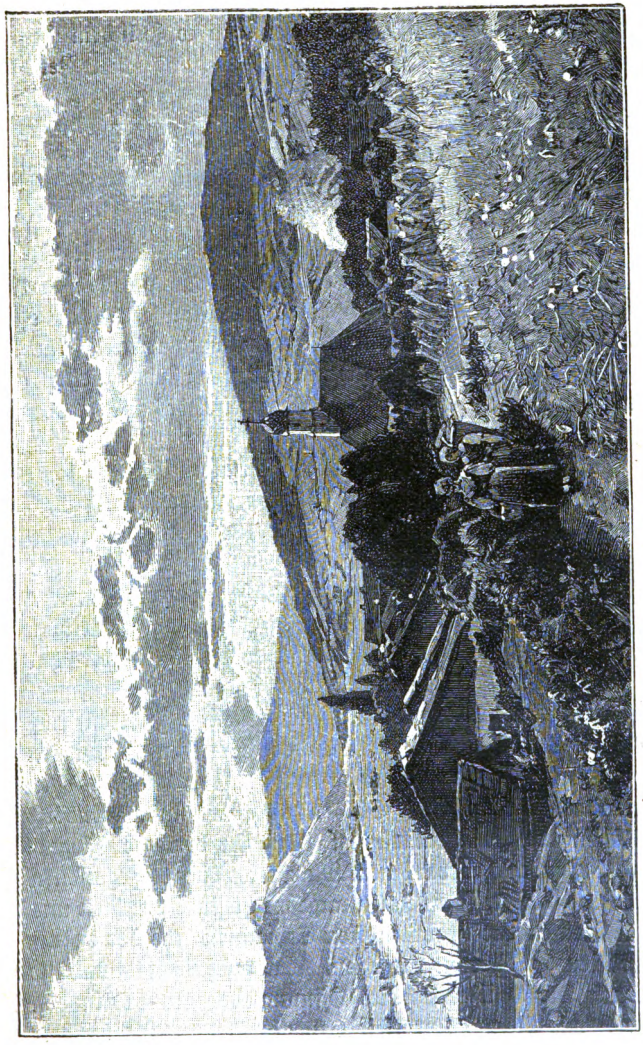
27 Schlachten nicht weniger als 360 Widerſacher mit eigener Hand erlegt habe.

Lieblich und maleriſch gelegen iſt der Marktflecken Riedenburg, der den Endpunkt unſerer Wanderung



Alte Brücke bei Neu-Essing.

durch das Altmühltal bilden ſoll. Er muß ſchon in alten Zeiten von beſonderer Bedeutung geweſen ſein, denn auf den ihn umgebenden Höhen liegen nicht weniger als drei befeſtigte Schlöſſer, die Burgen Rabenſtein, Trachenſtein und Roſenburg. Einzig das letzt-



Dorf Prunn.

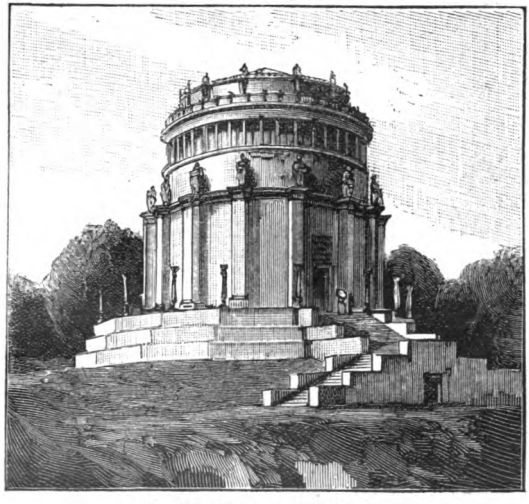
genannte befindet sich noch heute in wohnlichem Zustande, und es ist jetzt der Sitz des königlichen Rentamtes. Die beiden anderen Burgen sind längst in Trümmer gefallen, die Reste ihres cyklopischen Mauerwerks aber mögen wohl noch etlichen Jahrhunderten Trotz bieten, ehe auch ihre letzte Spur von der Erde verschwunden ist.

Der Tourist, der sich nur einen Tag für die Besichtigung von Kelheim und seine Umgebung aufgespart hat, muß sich hier nach beinahe fünfstündiger Wanderung zur Rückkehr wenden, denn noch wartet seiner am Ausgangspunkte seiner Wanderung eine Sehenswürdigkeit, die er sich klüglicherweise bis zuletzt vorbehalten hat.

Es ist die auf der Höhe vor der alten Römerkolonie Artobriga errichtete Befreiungshalle, zu der König Ludwig von Bayern am 19. Oktober 1842 den Grund gelegt hat und die am 18. Oktober 1863 eingeweiht wurde. Sie ist dem Andenken an die deutschen Befreiungskriege gewidmet und besteht in einer achtzehneckigen gewaltigen Rotunde, die einen Durchmesser von 55 Meter hat und in der Höhe von 66 Meter durch eine Kuppel abgeschlossen wird. 18 kolossale weibliche Figuren, auf deren Schilden die Namen der deutschen Provinzen prangen, umgeben draußen auf halber Höhe das in reinstem italienischen Stil erbaute Monumentalwerk. Die innere Halle umkränzen 34 schön bewegte Siegesgöttinnen aus carrarischem Marmor. Auf erzgegossenen Tafeln, die zwischen ihnen angebracht sind, leuchten uns die Namen der bedeutendsten Schlachten und der ruhmvollsten Feldherren entgegen. Magisch fällt das Licht durch die 9 Meter weite Öffnung der Kuppel in den reich mit Marmor verkleideten, erhaben und stimmungsvoll wirkenden Raum.

Max Haushofer ſagt ſehr ſchön und bezeichnend von dieſer Befreiungshalle:

„In ergreifender Majeſtät liegt ſie droben, kein gewöhnliches Bauwerk, ſondern ein rieſiger Gralstempel, von heiligem Wald umrauſcht, von vollendeter Schönheit durchgeiſtigt, an edler Größe von keinem Kunſtwerk der Welt übertroffen. Wer als letzter abendlicher



Die Befreiungshalle bei Kelheim.

Gaſt allein den ſpiegelnden Marmorboden der Halle betritt und hinaufblickt zu den blendendweißen Geſtalten der Siegesgöttinnen, die in ſchweigender Hoheit hier ſtehen, den durchſchauert es wie ein überirdiſcher Gruß und Hauch: ergriffen und erhoben verläßt er den wunderſamen Bau.

Wir können uns kaum trennen von dem Bilde, das uns umgibt. Tief zu unſeren Füßen, ſchon in abendlichen Schatten gehüllt, liegt das flutumfangene Kel-

heim. Zu unserer Linken kommt die Altmühl aus ihrem weltvergessenen grünen Tale. Zur Rechten drängt die mächtige Donau aus der abenteuerlichen Felsschlucht von Weltenburg hervor, überragt von blaugrauen, barocken Felsgebilden; gerade vor uns aber, von der sinkenden Sonne prachtvoll überstrahlt, wälzt sich die aus beiden Flüssen vereinte Wassermasse in dem weiten Tale, das von edelgeformten Felshöhen begrenzt ist, groß und ruhig hinab. Kein Schiff gleitet über ihren Spiegel hin. Aber unsere Gedanken schwimmen auf ihr hinab, weit, weit, auf ihrem langen Wege durch Österreich und weiter, bis ins endlose Meer."

Eingefangen.

Eine tragisch-komische Geschichte. Von A. Theinert.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ein sehr schick und sehr gelangweilt aussehender junger Herr wanderte mit einer stark provinzlerisch angehauchten Gesellschaft durch die Bildergalerien der Königlichen Akademie in London. Er wünschte die lieben Vettern und Basen vom Lande, die ihm da ganz unerwartet am Vormittage ins Haus geschneit waren, ins Pfefferland und sah sehnsüchtig der Trennungsstunde entgegen. Um fünf Uhr wollten die Verwandten wieder abreisen, und jetzt war's doch glücklich schon halb vier geworden.

Fred Karson zählte zu den geschätztesten Mitgliedern seines Klubs, er galt etwas in den Kreisen der Londoner Lebemänner, und ein bitteres Kraut war's für ihn, mit einem so wenig fashionablen Gefolge, wie sein derzeitiges, einen halben Tag herumflanieren zu müssen. Bisher war ihm glücklicherweise noch niemand aus seiner Bekanntschaft begegnet, und er hoffte schon, daß ihm eine solche Begegnung erspart bleiben würde, als ihm plötzlich jemand von hinten auf die Schulter klopfte.

„Hallo, Fred," rief der sichtlich sehr froh gestimmte Störenfried, ein eleganter junger Mann, „was sagst denn du dazu?"

Fred Karson wandte sich um. „Was ich sage? — Wozu sage? — Höre, Harry, ich habe weder Lust noch Laune, Rätsel zu lösen, ich bin engagiert; muß mich denen da noch eine Weile widmen."

Dabei deutete er auf die vor einem großen Gemälde in Bewunderung versunkenen Provinzler.

Harry streifte die ihm Fremden mit einem flüchtigen Blick, dann erklärte er schmunzelnd: „Du, ich habe mich verlobt!"

„Verlobt? — So, so. — Na, du machst ja recht nette Dummheiten. — Gefürchtet habe ich's freilich schon längst, du könntest mal 'reinfallen. — Hm. — Was sind denn die klingenden Reize der Erkorenen?"

„Du wirst mich auslachen, Fred, aber, wahrhaftig, sie ist das beste und liebenswürdigste —"

„Na, ja!" unterbrach Karson den Freund. „Nach ihren klingenden Reizen habe ich gefragt. Was bringt sie mit? Wie viele Nullen stehen nach der ersten Ziffer der bedeutungsvollen Zahl?"

„O, du scheußlicher Materialist du! — Ich will ja kein Geschäft machen, ich will Ellen nur ihrer selbst wegen."

„Ellen? — Ellen Murdock? — Warum hast du das nicht gleich gesagt? — Erwartest natürlich, daß ich gratuliere? — He? — Stehe noch zu sehr unter dem Eindruck der ersten Überraschung. — Jetzt aber darf ich wirklich meine Leute nicht länger warten lassen."

„Ja, ja, ich begreife, möchte mich aber doch gern mit dir aussprechen, altes Haus. Wo treffe ich dich heute abend?"

„Vor Mitternacht unbestimmt, nach Mitternacht in meiner Wohnung. — Adieu, Harry!“

— — — — — — — — — — — —

Nachdem er seinen Anhang endlich abgeschüttelt hatte, schlenderte Fred Karson in den Klub, später ging er ins Theater und ein Viertel nach zwölf Uhr saß er in Hausrock und Pantoffeln, dichte Rauchwolken aus einer Meerschaumpfeife paffend, im bequemsten Lehnstuhl seiner hübsch eingerichteten Junggesellenwohnung. Eine Weile verharrte er in stummem Sinnen, dann gab er den ihm im Kopfe herumgehenden Gedanken in längerem Selbstgespräch Ausdruck: „Ellen Murdock! — Also wirklich doch noch! — Du bist jetzt zweiunddreißig, verehrte Dame, und dein nie stark entwickelt gewesenes Talent zu lieben ist nach und nach gänzlich verpufft, tropfenweise versickert. Heute dürftest du etwa noch so viel feines Gefühl und Gemüt besitzen wie ein Salamander. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer hast du seit Jahren — hm, seit vielen Jahren schon auf eine gute Partie gefahndet, und diese Versuche, unter die Haube zu kommen, haben die Luft in verschiedenen sonst recht angenehmen Häusern, in denen du ein- und ausgehst, so schwül gemacht, daß man sich dort nicht mehr behaglich fühlen kann. Hübsch bist du mal gewesen, trägst heute noch Spuren davon zur Schau; auch arm bist du nicht, siebenhundert Pfund Jahresrente sind ja kein Pappenstiel, aber trotz alledem und alledem hat bisher noch keiner fest angebissen. Sie haben dich rechtzeitig durchschaut und den Rückzug angetreten. Hoffentlich sitzt auch bei dem guten Harry Stanton der Haken noch locker genug zum Abschütteln. — Freilich, freilich, die Leine wird straff gehalten werden! — Schade, jammerschade wär's um dich, Harry. Bist leider mit einer Anlage zur Sentimentalität be-

haftet, bist kein starker Charakter, aber doch ein famoser Kerl. Keiner meiner Freunde und Bekannten steht mir näher als du. — Herrgott im Himmel droben, wie konntest du auch eine solche Eselei machen!"

Das Selbstgespräch wurde durch den unterbrochen, dem es galt; die Tür ging auf, und Harry Stanton trat ins Zimmer.

„So, da bin ich."

Karson schaute auf die Uhr. „Merkwürdig pünktlich, mein Verehrtester," bemerkte er.

„Na und ob. Pünktlichkeit gehört zu den Tugenden, und seit Ellen mich haben mag, gebe ich mir Mühe, ein tugendhaftes Mitglied der Gesellschaft zu werden. Das alte Bummelleben muß ein Ende nehmen. — Du, Fred, ich kann dir gar nicht sagen, wie beglückt ich mich fühle."

Die letzte Behauptung kam etwas gemacht heraus.

„Ist dieses überschwengliche Glücksgefühl vielleicht schuld daran, daß deine Krawatte schief sitzt?"

„Ach was, laß die Neckereien, ich möchte ernstlich mit dir reden. — Selbstverständlich wirst du der Brautführer sein am Hochzeitstage."

„Selbstverständlich? — Warum selbstverständlich? — Immerhin will ich diese Würde und Bürde auf mich nehmen unter der Bedingung, daß du mir offen und ehrlich berichtest, wie die Verlobung zu stande gekommen ist."

Der glückliche Bräutigam machte ein verlegenes Gesicht. „Hm, was gibt's da viel zu berichten. Hat sich halt so gemacht — ganz von selbst."

„Wohl 'n bißchen animiert gewesen?"

„Nicht der Rede wert, wenn ich auch zugeben will, kurz vor dem entscheidenden Moment eine Flasche Portwein ausgestochen zu haben. — Im Sinne hatte es

mir ja schon lange gelegen, mich zu erklären. — Initiative ganz auf meiner Seite, Ellen ist mir keinen Schritt entgegengekommen. — Was hast du da zu grinsen? — Meinst du etwa, sie sei mir nachgelaufen?"

„Gott bewahre! — Ellen Murdock ist ja noch nie einem Manne nachgelaufen."

„Na, hör mal, Fred, das steck auf, auch von dir lasse ich mir solche Anspielungen nicht gefallen."

„Nur nicht so empfindlich, Bester!"

„Da soll einer nicht empfindlich werden! Nette Freunde! 'ne verwünscht cynische Bande seid ihr insgesamt; jeder hat irgend 'ne schnoddrige Bemerkung parat. — Und warum? — So weit ich's verstehe, nur weil Ellen ein paar Monate älter ist als ich. Was hat denn das auf sich? Warum sind eigentlich in der Regel Männer älter als ihre Frauen? Macht der Gewohnheit, hergebrachte Sitte, weiter nichts. — Ich nehm's mit gutem Vorbedacht auf mich, diesen dummen Schlendrian zu durchbrechen — und alle Welt lacht offen oder heimlich darüber! 's ist zum Tollwerden!"

„Wirklich abscheulich, altes Haus!" entgegnete Fred Karson sarkastisch. „Hier, nimm 'ne Herzstärkung. Was soll's sein, Wisky oder Brandy?"

„Danke, bin nicht aufgelegt zum Trinken — doch, was ich sagen wollte: Ellen meint, es liege kein Grund vor, lange zu warten, und" — mit erhobener Stimme — „ich bin ganz ihrer Ansicht. Wir haben den 10. August zum Hochzeitstag bestimmt. Nur noch sechs Wochen bis dahin. Wenn sie nur erst um wären! Kann's kaum erwarten."

„Und wo soll denn die Trauung stattfinden? Großer Aufzug — Sankt Georgskirche — he?"

„Nein, nein, gar nicht in der Stadt. Auf dem Gute von Ellens Eltern in Cambridgeshire. Du bist

ja, glaube ich, auch schon mal als Gast dort gewesen?"

„Ja, ich bin dort gewesen, zweimal sogar, aber nicht in den letzten Jahren." Fred Karson war nahe dran, beizufügen: „Ich habe nicht angebissen und bin nicht mehr eingeladen worden," aber er unterdrückte die Bemerkung.

„Noch eines, Fred," fuhr der andere fort, „wie macht man's am besten mit dem Ehekontrakt? Du verstehst ja was von der Juristerei; ich habe keinen Schimmer."

„Das überlaß du nur gänzlich deinem Anwalt, der soll sich mit deinen Verwandten darüber beraten und mit dem Anwalt der Murdocks. Je weniger du da persönlich eingreifst, um so besser ist's. Könntest bei deiner altbekannten Gutmütigkeit zu kurz kommen."

„Aber es handelt sich ja gar nicht um mich. Ellens Interesse will ich gesichert wissen."

„Du bist ein Narr. In sechs Monaten wirst du anders reden. — Willst du schon gehen? Na, nichts für ungut, daß ich offen meine Meinung geäußert habe. — Die Brautführerschaft übernehme ich also; dabei bleibt's. Halte mich auf dem Laufenden, mündlich oder schriftlich, wenn wir uns in den nächsten Wochen nicht sehen sollten. Du wirst ja kein großes Verlangen verspüren, auch nur einen kleinen Bruchteil dieser wonnigen Verlobungszeit einem Freunde zu widmen, der sich nicht zu der Höhe deiner Verzückung aufschwingen kann. — Gute Nacht! Träume von der Dame deines Herzens." —

„Armer Kerl!" murmelte Fred Karson, nachdem die Tür hinter Harry Stanton ins Schloß gefallen war. „Armer Kerl, du bist gründlich geleimt!" Er zündete eine frisch gestopfte Pfeife an, rauchte sie nachdenklich

zu Ende, drehte das Gas im Wohnzimmer ab und ging zu Bett.

2.

Im Hause der Eltern Ellen Murdocks wurde der Polterabend gefeiert. In ihrer Freude, die Tochter endlich an den Mann zu bringen, hatten die Gastgeber ein großartiges Fest veranstaltet. Alles war in der heitersten Laune, die Braut schwebte im siebenten Himmel.

Nur einer aus der zahlreichen Gesellschaft machte ein saures Gesicht, und dieser eine war gerade derjenige, von dem man's am wenigsten hätte erwarten sollen — der Bräutigam.

„Hör mal, alter Junge," sagte Fred Karson, den in einem Winkel des Ballsaales stehenden Freund unterfassend, „wo fehlt's? Hast du Verdauungsbeschwerden? — Komm mit ans Büfett und nimm 'ne kräftigende Dosis Medizin."

Harry Stanton folgte mechanisch und leerte ein großes Glas schwedischen Punsch auf einen Zug.

„Schauderhaft heiß da drinn," bemerkte Karson. „Hast zu viel getanzt, Harry. Führe deine nächste Dame in den Garten und schnappe frische Luft. — So, da geht's schon wieder los, die Musik intoniert einen Walzer. Komm."

„Laß mich, Fred, ich bleibe hier," erklärte der Bräutigam.

„Unsinn! Vergiß dich nicht. Du bist heute eine Persönlichkeit von Bedeutung und hast kein Recht auf Exklusivität. — Mit wem bist du für diesen Walzer engagiert? — Zeig mal die Tanzkarte. — Was E. M.? — Deine Braut darfst du doch nicht warten lassen. Was denkst du denn eigentlich. — Nimm dich zusammen."

Schwer aufseufzend schlich Harry Stanton in den

Ballsaal zurück, und die Feierlichkeit nahm ihren Fortgang.

— — — — — — — — — — — —

Harry Stanton und sein Freund waren mit etlichen anderen Polterabendgästen bei Hudsons, einer den Murdocks benachbarten und mit ihnen befreundeten Gutsbesitzersfamilie, einquartiert und mit dieser nach Schluß des Balles durch die wundervolle Mondscheinsommernacht heimwärts geschlendert. Die Entfernung war nicht groß, kaum eine Viertelstunde zu gehen.

In dem ihm bei Hudsons eingeräumten Zimmer war gegen vier Uhr Morgens Karson damit beschäftigt, seine Nachttoilette zu machen, wobei er den auf einem Diwan lang hingestreckten Freund zum stummen Zuschauer hatte.

„Aus dir werde ich nicht klug," brach Karson das seit fünf Minuten herrschende Schweigen. „Du behauptest, es fehle dir nichts, abgesehen von 'nem bißchen Kopfweh, und doch hast du drüben bei Murdocks dreingeschaut, wie wenn du morgen, will sagen heute, gehenkt werden solltest, anstatt ans Ziel deiner Sehnsucht zu gelangen. Mach, daß du auf deine Bude kommst, leg dich ins Nest und laß mich ein Gleiches tun. Wir haben einen anstrengenden Tag vor uns."

„Fred!"

„Was?"

„Ich mag nicht heiraten."

Ein leises, langgezogenes Pfeifen war Karsons einzige, aber sehr beredte Erwiderung auf diese erstaunliche Eröffnung.

„Mir graut vor dem entscheidenden Schritt."

„Etwas spät, mein Lieber."

„Ja — leider. Leider zu spät zur Umkehr."

„Armer Kerl!"

„Für mich beginnt mit heute ein schauerliches Dasein, Fred. Sie hat mich's merken lassen, jetzt schon. Wenn ich nicht ein Idiot gewesen wäre, hätte ich mir sagen müssen, daß die mir vorangegangenen Werber um Ellens Gunst ihre guten Gründe gehabt haben werden, vor der letzten Schranke haltzumachen. Ich Esel habe sie übersprungen, habe meinen Kopf in die Schlinge gesteckt, und die ist jetzt zugezogen, fest zugezogen."

„Aber zum Henker auch," polterte Karson heraus, „warum hast du nicht mit ihr gezankt, Streit angefangen und abgebrochen? An Anlaß dazu wird's doch wohl nicht gefehlt haben?"

„Ich hab's versucht, Fred, hab' mir die größte Mühe gegeben — aber umsonst. Sie hat's gemerkt, jedesmal, und sofort andere Saiten aufgezogen, hat die Demütige gespielt und mich umschmeichelt wie 'ne Katze."

„Warum bist du nicht durchgebrannt?"

„Durchgebrannt?" Harry Stanton fuhr in die Höhe und starrte den Freund an. „Durchgebrannt? Ich sage dir ja, ich habe keine Gelegenheit gehabt."

„Dann nimm sie jetzt; kneife aus, ehe es zu spät ist. Die holde Braut schläft ein paar tausend Schritte weg fest und ruhig im Bewußtsein des errungenen Sieges, und Schildwachen stehen keine vor der Haustür hier. Packe das Notwendigste in einen Handkoffer, marschiere damit nach der Bahnstation und dampfe ab nach irgend einem entlegenen Erdenwinkel, wo dich niemand kennt."

„Herrgott, das ist 'ne Idee!"

„Aber lange zaudern darfst du nicht. Jetzt oder nie. In 'ner Stunde oder so werden die Domestiken im Hause schon mobil werden."

Stanton sprang auf die Füße. „Komm mit hinüber in mein Zimmer, Fred," rief er. „Ich will mich umziehen und fort."

„Ich habe große Lust, dich zu begleiten."

„Aber, du, das geht wahrhaftig nicht. Du mußt dableiben und meinen Rückzug decken, mußt diplomatisieren. Dich können sie ja nicht verantwortlich machen."

„So, meinst du? — Verwünscht heikle Mission das für mich. Du bist der Löwe des Tages, und ich bin, sozusagen, dein Wärter. Werden nicht schlecht über mich herfallen, wenn sie dahinter kommen, daß ich dich nicht sicher gehütet habe. — Na, na, halt den Schnabel; nur keine Dankesergüsse! — Bist du mit Tabak und Streichhölzern versehen? — Gut! — Doch jetzt verschwinde. — Leb wohl und glückliche Reise! — Depeschiere an mich nach London, King's Croß Station, postlagernd."

3.

Als Karson nach dem geglückten Verschwinden des Freundes wieder in sein Zimmer kam, steckte er sich eine Zigarre an und warf sich aufs Sofa. Das Fenster lag nach Osten und wurde eben von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen. Der Tag brach an; Harry Stanton hatte sich gerade noch rechtzeitig aus dem Staube gemacht.

„Ich hätte doch mit sollen," murmelte Karson vor sich hin. „Den Bräutigam wird man um acht Uhr oder spätestens um halb neun vermissen, und dann gibt's natürlich einen Mordsradau. Alles wird sich nach einem Prügeljungen umsehen: die verratene Braut und ihre Sippe; die guten Hudsons, fürchtend, in einen Skandal verwickelt zu werden; die Brautjungfern, die ihr Toiletten nicht zeigen können; der Küster, dem sein

Trinkgeld entgeht — kurz jeder und jede, die an dem Trauungsakte interessiert sind, werden einen Sündenbock suchen. Und wer wird's sein müssen? — Kein anderer als ich. — Daß Harry aus eigenem Antrieb verduftet sein sollte, wird niemand glauben wollen, man wird sich zuraunen, ich, dessen Ansichten über die Ehe ja ziemlich allgemein bekannt sind, hätte ihn dazu angestiftet."

Er stand auf und ging im Zimmer hin und her.

„Wäre wirklich am vernünftigsten," fuhr er fort, „auch ich würde diesem gastlichen Hause mit französischem Abschied den Rücken kehren."

Eine Weile schwankte er, dann zuckte ein maliziöses Lächeln um seine Lippen.

„Ach was," rief er, „ich riskier's, ich bleibe; der weiteren Entwicklung dieser Tragikomödie will ich doch beiwohnen."

Er zog sich aus, stieg ins Bett und war in wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Gegen acht Uhr wurde er von dem frisches Wasser bringenden Diener geweckt. Der Mann machte sich dann noch allerlei im Zimmer zu schaffen, und Karson merkte ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

„Was ist los, Trimmer?" fragte er.

„O, nichts Besonderes, Mister Karson. Ich wollte nur melden, daß Mister Stanton schon auf und nicht mehr in seinem Zimmer ist. Wird wohl 'nen Spaziergang machen."

Dem Diener dünkte das offenbar sehr spaßhaft, er grinste übers ganze Gesicht.

Auch Karson lachte. „Ja, wißt Ihr, Trimmer, mein Freund ist halt noch nicht ans Heiraten gewöhnt. Sie sollen alle etwas nervös sein, die's zum ersten

Male versuchen. — Sind Eure Herrschaft und die anderen Gäste schon mobil?"

„Die meisten sind's, Mister Karson."

„Na, ich möchte noch eine Weile duseln. Weckt mich wieder in 'ner halben Stunde. — Nicht später! Verstanden?"

Der Diener entfernte sich, aber noch ehe die halbe Stunde um war, trat nicht er, sondern der Hausherr, ein jovialer älterer Landjunker, ins Zimmer.

„Was, noch im Bett, Sie Faulpelz?" rief er. „Stanton ist schon längst auf den Beinen. Wo steckt er nur, habe gemeint, er sei bei Ihnen."

„Keine Ahnung. Hier ist er nicht gewesen. Es wird ihm keine Ruhe gelassen haben; die Sehnsucht hat ihn zu Murdocks getrieben. Dort schwärmt er jetzt vielleicht unter dem bewußten Fenster à la Ritter Toggenburg, bis die Liebliche sich zeigt. Letztes Aufflackern der Romantik vor dem Verlöschen."

„Ha, ha, ha, Sie unverbesserlicher Spötter Sie!" lachte der alte Herr. „Aber jetzt machen Sie, daß Sie aus dem Neste kommen, und sehen Sie sich nach Ihrem Freunde um."

Fünf Minuten später erschien der Diener wieder. „Mister Stanton ist nirgends zu finden," berichtete er. „In seinem Zimmer liegt alles durcheinander. Hab' gar nicht drauf geachtet, als ich vor 'ner halben Stunde dort war, den Herrn zu wecken."

Fred Karson sprang aus dem Bett. „Unbegreiflich!" rief er im Tone höchsten Erstaunens. „Doch er muß ja jeden Augenblick auftauchen. 's ist hohe Zeit, daß er sich zur Trauung zurechtmacht."

Im Verlaufe der nächsten zehn Minuten wurde Karson noch etliche Male beim Ankleiden von Besuchern gestört, die nach Harry Stanton sich erkundigen wollten.

„Was weiß ich!“ schnauzte er die Frager an. „Gibt einen unbezahlbaren Jux,“ lachte er innerlich, als er die Treppe zum Frühstückszimmer hinunterstieg.

Die dort Versammelten schwatzten aufgeregt durcheinander, alle das Thema erörternd: „Wo ist der Bräutigam?“

„Irgend etwas muß geschehen,“ erklärte Mister Hudson. „Bei Murdocks ist er nicht gewesen, ich habe 'rüber geschickt und unauffällig beim Dienstpersonal nachfragen lassen. Die Gesellschaft dort rüstet sich zum Kirchgang und wird um halb zehn aufbrechen. Wenn wir mit Stanton nicht zur Stelle sind, wenn sie ankommen, was soll dann werden? Wir müssen sie benachrichtigen, sie müssen warten bis auf weiteren Bericht, und den müssen Sie überbringen, Karson.“

„Ich? Hm, diese Mission möchte ich doch lieber einem anderen überlassen. Schicken Sie 'nen Diener mit 'nem Billett.“

„Unsinn!“ rief der Hausherr ärgerlich. „Unsinn! — Sie, der Brautführer, sind der richtige Mann dafür. — Zum Henker, ich würde mich keinen Augenblick besinnen, wenn ich dächte, es wäre meine Pflicht. Aber meine Pflicht ist's nicht, es ist die Ihrige. Freilich keine angenehme, aber man kann ja Sie nicht verantwortlich machen oder — hm, man wird's wenigstens nicht zeigen.“

„Ja, glauben Sie etwa, ich wüßte, wo Stanton hingekommen ist?“ brauste Karson auf, den Beleidigten spielend.

„Bewahre! Gewiß nicht!“ lenkte der alte Herr ein. „Machen Sie doch kein so wütendes Gesicht. — Ich bin zu sehr erregt, ich weiß kaum, was ich rede. Herrgott, ich gäbe hundert Pfund, wenn das in meinem Hause nicht passiert wäre. — Aber jetzt gehen Sie, bitte. Vielleicht taucht Stanton auf, noch während Sie unterwegs sind, dann schicke ich Ihnen sofort einen Boten nach.“

Karson beeilte sich nicht besonders auf dem Gange nach dem Nachbargute, und als er dort anlangte, ließ er Ellens Bruder nach einem entlegenen Zimmer rufen und machte ihn unter vier Augen mit der fatalen Sachlage bekannt.

Die Unterredung der beiden jungen Männer wurde jäh durch Ellen Murdock unterbrochen. Sie hatte natürlich an der Tür gehorcht und stürmte jetzt ins Zimmer wie eine entfesselte Furie.

„Eine Infamie!“ schrie sie. „Eine abgekartete Sache, ein Komplott — und Sie! — Sie! — Sie! sind der Urheber!“

Karson retirierte vorsichtig hinter einen hochlehnigen Sessel, denn er erwartete jeden Augenblick tätlich angegriffen zu werden. „Beruhigen Sie sich, Miß Murdock,“ versuchte er zu beschwichtigen; „wir wissen ja gar nicht, was passiert ist; hoffentlich kein Unglück. Stanton kann jeden Augenblick erscheinen und den Zwischenfall erklären.“

„Ruhig soll ich bleiben! O! O! O! — —“

Sie fand keine Worte mehr; mit einem krampfhaften Ruck riß sie sich den Brautschleier vom Kopf und mit diesem, in ihrer Aufregung, eine Partie aufgesteckter Flechten; dann sank sie, hysterisch schluchzend, in einen Sessel, und Fred Karson fand es an der Zeit, sich unsichtbar zu machen. Drei Stunden später saß er in einem Abteil erster Klasse und dampfte London zu.

4.

In London fand Karson die erwartete Nachricht, und ein kurzer Depeschenwechsel zwischen den Freunden erreichte es, daß sie, der eine von Norden, der andere von Süden her kommend, am dritten Tage nach dem Hochzeitsfiasko im Bahnhofe des Eisenbahnknotenpunktes

Cambridge zusammentrafen. Sie begrüßten sich mit einem verständnisinnigen Lächeln.

„So, da wären wir. Und was denkst du weiter zu tun?“ fragte Karson.

„Ich rutsche nach dem Kontinent hinüber und treibe mich in Paris oder an der Riviera herum, bis die Geschichte verpufft ist. — Komm mit.“

„Geht nicht; ich muß nordwärts, nach Oban. Von dort segle ich in Hathfields Jacht nach Kanada. Hab's ihm versprochen.“

„Mich hat er auch dazu eingeladen vor ein paar Wochen.“

„Weiß ich, und du hast abgelehnt in der Meinung, um diese Zeit — anderweitig engagiert zu sein. — Würde dir eigentlich gehören, du wärest's, zur Strafe dafür, daß du nicht eher zur Vernunft gekommen bist. — Na, mach nur kein so klägliches Gesicht. Der Schuh drückt ja nicht mehr. — Habe da gestern an Hathfield telegraphiert, habe ihm mitgeteilt, du hättest dich eines Besseren besonnen und seiest gewillt, uns zu begleiten. Heute ist Donnerstag, und die Jacht läuft vor nächstem Montag nicht aus; kannst dir also noch bequem nach Oban nachschicken lassen, was du brauchst. Den kommenden Winter über bleiben wir drüben — Jagd- und Eissport. — Könnte sich gar nicht günstiger treffen für dich.“

„Bist doch ein guter Kerl, Fred!“

„Natürlich bin ich das! — Heda,“ — er rief einen Bahnhofportier — „tragen Sie die beiden Koffer nach dem zweiten Bahnsteig!“

Ein von Norden kommender Zug fuhr in die Bahnhofhalle, als die beiden jungen Männer damit beschäftigt waren, in ihrem Coupé sich einzurichten. Karson saß bereits in einer Ecke, und Stanton reichte ihm das Handgepäck zu.

Da schrak er plötzlich zusammen und ließ eine Plaidrolle fallen. Eine Stimme hatte ihn beim Namen gerufen, eine weibliche, nur zu wohl bekannte Stimme: „Harry! O Harry!“

„Einsteigen — einsteigen!“ mahnte der Schaffner, aber Stanton stand da wie gelähmt. Ehe Karson ihn zu sich hineinlotsen konnte, setzte der Zug sich in Bewegung, und Harry Stanton blieb auf dem Bahnhofe von Cambridge zurück mit — Ellen Murdock.

Das Verhängnis hatte ihn ereilt im letzten Augenblick, der Zufall hatte es gewollt, daß die verlassene Braut gerade in dem Zuge südwärts reiste, der mit dem nordwärts fahrenden in Cambridge kreuzt. Dort hatte die junge Dame den flatterhaften Bräutigam erspäht und gestellt. Der Freund war ohnmächtig gewesen, ihn ein zweites Mal aus der Schlinge zu befreien.

* * *

An Bord der in dem kleinen Hafen von Oban liegenden Jacht „Luna“ war alles zum Auslaufen fertig; man wartete nur noch auf Harry Stanton, der am Tage nach dem Cambridge-Intermezzo sein rechtzeitiges Eintreffen für Montag telegraphisch angekündigt hatte. Doch der Montagmorgen verging und der halbe Nachmittag, aber kein Harry Stanton tauchte auf.

Da lief endlich um vier Uhr eine Depesche ein. Karson öffnete das an ihn adressierte gelbe Kuvert und überflog rasch den kurzen Inhalt. „Armer Kerl!“ seufzte er, das Papier dem neben ihm stehenden Hathfield reichend.

Die Depesche lautete: „Sie hat mich heute morgen geheiratet. Lebt wohl! Harry.“

Die Finger als Verräter.

Skizze aus dem kriminalistischen Erkennungsdienst.

Von H. Wolffram.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1898 wurde der Leiter einer Teepflanzung im Distrikt Julpaipuri von Britisch-Indien mit durchschnittener Kehle tot in seinem Bette gefunden. Er war ohne Zweifel das Opfer eines Verbrechens geworden, denn die eiserne Kiste, in der er seine Wertpapiere und sein Bargeld verwahrte, war erbrochen und ihres Inhalts teilweise beraubt. Der Verdacht der Täterschaft lenkte sich unter anderem auf einen früheren Diener des Ermordeten, einen Inder Kangali Charan, für dessen Schuld man übrigens keine anderen Anhaltspunkte hatte als den Umstand, daß er schon vor einiger Zeit wegen eines an seinem Herrn begangenen Diebstahls bestraft worden war. Der Mann hatte damals den Bezirk verlassen, und weder vor noch nach dem Mord hatte ihn irgend jemand in Julpaipuri gesehen.

Unter den in der Geldkiste befindlichen Gegenständen, die der Mörder als wertlos zurückgelassen hatte, befand sich auch ein Kalender, auf dessen blauem Umschlage

der die Erhebungen leitende Kriminalbeamte zwei ihm verdächtig erscheinende bräunliche Flecken bemerkte. Er untersuchte dieselben mit einem Vergrößerungsglase und stellte fest, daß es sich um Fingerabdrücke handle und zwar, wie die chemische Analyse bestätigte, um die Abdrücke von mit Menschenblut besudelten Fingern. Sie waren ohne Zweifel entstanden, als der Mörder nach vollbrachter Tat den Inhalt der Kiste durchwühlte.

Eine photographische Aufnahme der Abdrücke wurde an das Zentralpolizeibureau von Bengalen gesandt, und schon eine Viertelstunde nach ihrem Eingang war die Schuld des Kangali Charan sonnenklar erwiesen. Denn wie von jedem anderen Häftling waren auch von ihm, als er wegen des früher begangenen Diebstahls ins Gefängnis kam, Abdrücke seiner Fingerspitzen genommen und bei dem Erkennungsbureau der Zentralbehörde eingeliefert worden. Die Vergleichung der betreffenden Karte mit der eingesandten Photographie ergab, daß die blutigen Abdrücke von dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand herrührten. Er wurde als der Mörder des Teepflanzers verhaftet, unter Anklage gestellt und verurteilt, obwohl seine Tat keinen Zeugen gehabt hatte, und andere Beweise seiner Schuld sich nicht beibringen ließen.

Nun wird sicherlich mancher unserer Leser kopfschüttelnd fragen, wie es möglich sei, daß auf Grund eines so unsicheren Beweismittels, wie es ein Fingerabdruck zu sein scheint, über ein Menschenschicksal entschieden werde, denn die Finger der Menschen sehen einander ja so ähnlich, daß man die Gefahr einer Verwechslung für überaus naheliegend halten muß. Allein es gibt überhaupt kein sichereres Erkennungszeichen als dies, wie durch die gründlichsten wissenschaftlichen Untersuchungen unzweifelhaft festgestellt worden ist.

Wenn der Leser die Innenfläche seiner Hand und die Unterseite seiner Finger betrachtet, so wird er die Wahrnehmung machen, daß diese Hautpartien von einer Unzahl feiner Linien oder Rinnen durchzogen sind, die in den mannigfachsten Krümmungen und Windungen verlaufen und sich namentlich an den Fingerspitzen zu oft ganz regelmäßigen zeichnerischen Mustern gestalten. Diese Linien finden sich in der Hand des Neugeborenen wie in der des steinalten Greises, ohne daß man für ihre Entstehung oder ihren Zweck bis jetzt eine recht stichhaltige Erklärung zu geben vermocht hätte.

Die Engländer Francis Galton und William Herschel waren es, die sie zuerst zu einem Gegenstand eingehender Studien machten und zwar speziell unter dem Gesichtspunkte ihrer Verschiedenheit bei den einzelnen Individuen.

Sie beschränkten sich dabei vornehmlich auf die Untersuchung der von den feinen Rinnen auf den Innenseiten des dritten Fingergliedes, also an den Fingerspitzen, gebildeten Figuren, und Galton, dessen Name in erster Linie mit der Entwicklung dieser eigenartigen Wissenschaft verknüpft ist, gelangte zu einer Aufstellung von vier in zahllosen Varianten immer wiederkehrenden Grundformen der Zeichnung. Er unterschied zwischen Bogenlinien (Fig. 1, 2 und 3), Ösen oder Schleifen (Fig. 4), Schneckenlinien (Fig. 5, 6 und 7) und zusammengesetzten Formen, wie sie in den drei letztbezeichneten Figuren ebenfalls zum Ausdruck kommen. Für diese letzte Klasse stellte er mit großem Scharfsinn eine Anzahl von typischen Unterabteilungen fest, deren Erklärung hier zu weit führen würde, die aber in der Tat eine mühelose Unterbringung aller vorkommenden Formen, auch der scheinbar kompliziertesten, gestatten.

Läßt man nun verſchiedene Perſonen ihre mit Druckerſchwärze oder mit einem anderen Farbſtoff beſtrichenen Fingerſpitzen auf ein weißes Papierblatt abdrücken, ſo werden die dadurch ſichtbar gewordenen

Fig. 1.

Fig. 2

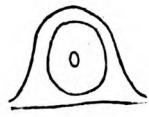


Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

(Vergrößert.) Fig. 7.

Aus „Finger Prints" von Francis Galton, F. R. S.

Zeichnungen auf den erſten Blick einander recht ähnlich erſcheinen, aber man braucht nur ein ſchwaches Vergrößerungsglas zu Hilfe zu nehmen, um ſofort zu erkennen, daß die Verſchiedenheit doch eine recht beträchtliche iſt. Galton hat auf Grund ſeiner Unterſuchungen

ausgerechnet, daß die Wahrſcheinlichkeit, bei zwei verſchiedenen Individuen auf dieſelbe Zeichnung der Fingerlinien zu treffen, gleich 1:64,000,000,000 iſt, das heißt alſo ſo gut wie ganz ausgeſchloſſen erſcheint.

Einen praktiſchen Wert für den kriminaliſtiſchen Erkennungsdienſt aber erhielt dies Unterſuchungsreſultat erſt durch die weitere Feſtſtellung, daß die Zeichnung bei jedem Menſchen während der ganzen Dauer ſeines Lebens unveränderlich bleibt, daß alſo der Fingerabdruck

Fig. 8. (Vergrößert.) Fig 9.

Aus „Finger Prints“ von Francis Galton, F. R. S.

eines achtzigjährigen Greiſes noch genau dieſelben charakteriſtiſchen Merkmale aufweiſt, wie ſie ein in ſeinem zehnten oder dreißigſten oder fünfzigſten Lebensjahr genommener Abdruck gezeigt hat.

Verſtümmelungen und vollſtändige oder teilweiſe Zerſtörungen der Oberhaut können natürlich das Bild verändern; aber wenn der Krankheitsprozeß nicht ein zu weitgreifender war, bleiben die typiſchen Merkmale auch dann oft in einer für die Erkennung ausreichenden Weiſe erhalten, wie ſich dies aus Fig. 8, wo ein Geſchwür, und aus Fig. 9, wo ein Schnitt merkliche

Spuren auf dem Gliede zurückgelassen hat, recht gut erkennen läßt. Nicht einmal der alles vernichtende Tod erweist sich hier in jedem Fall als ein Zerstörer; denn wir können an den Fingern vieler ägyptischer Mumien noch heute, Jahrtausende nach ihrer Einbalsamierung, mit voller Deutlichkeit den Verlauf dieser Linien verfolgen.

Der Gedanke, von solcher Erkenntnis für die Erkennung von Verbrechern Gebrauch zu machen, lag nicht fern, denn die Feststellung der Personalien bei gewohnheitsmäßigen Übeltätern bildet oft eine der schwierigsten Aufgaben des Kriminalisten. Rückfällige Verbrecher haben ja naturgemäß stets das größte Interesse daran, die Behörde über ihre wahre Persönlichkeit zu täuschen, zumal wenn sie noch einige an anderen Orten begangene ungesühnte Vergehen auf dem Kerbholz haben. Steckbriefe mit ihrer allgemein gehaltenen Beschreibung leisten da, wenn nicht besonders markante Kennzeichen aufgeführt werden können, nur sehr mangelhafte Dienste, und wer da weiß, wie leicht es einem halbwegs geschickten Menschen ist, sein Aussehen zu verändern, der wird ohne weiteres begreifen, daß auch die in dickleibigen, wenig übersichtlichen Verbrecheralbums gesammelten Photographien bestrafter und verdächtiger Individuen nur äußerst selten zu bestimmter Feststellung von Personen führen, die sich einen falschen Namen beizulegen für gut finden.

Der Franzose Alphonse Bertillon war es, der durch sein geniales anthropometrisches System der Kriminalistik hier ganz neue Hilfsmittel an die Hand gab. Wir haben auf seine Methode der Körpermessung schon früher hingewiesen und wollen deshalb hier nur das Wesentliche anführen. Ausgehend von der Tatsache, daß gewisse Maße und Verhältnisse am ausgewachsenen

menschlichen Körper keine Veränderung mehr erfahren, schlug Bertillon vor, bei jedem in die Hände der Justiz geratenen Übeltäter diese Maße festzustellen und sie auf einer Erkennungskarte zu verzeichnen, die für die Zwecke einer etwaigen Wiedererkennung aufzubewahren sei. Elf Messungen sind es, die nach Bertillons Methode an dem Inhaftierten vorgenommen werden, um seine absolut zuverlässige Personalbeschreibung durch unveränderliche, beweiskräftige Zahlen festzulegen. Als die wichtigsten dieser Maße mögen hier aufgeführt sein: die Länge und Breite des Kopfes, die Länge des linken Mittelfingers, des linken Fußes und des Unterarmes. Diese Teile des Knochengerüstes unterliegen beim erwachsenen Menschen erfahrungsgemäß keiner Veränderung mehr, und es kommt niemals vor, daß sie in ihrer Gesamtheit bei zwei verschiedenen Individuen vollkommen übereinstimmen. Im Verein mit verschiedenen anderen Kennzeichen, wie der Farbe der Augen u. s. w., ergeben ihre Maße deshalb ein geradezu untrügliches Signalement, vorausgesetzt, daß sie mit guten Apparaten und mit peinlicher Genauigkeit genommen worden sind.

Seinen eigentlichen Wert freilich erhält das Bertillonsche System erst durch die überaus scharfsinnige Art, in der sein Erfinder die Registrierung des auf jeder größeren Polizeizentrale bald nach vielen Zehntausenden zählenden Erkennungskarten bewirken läßt. Handelt es sich darum, zu ermitteln, ob eine verhaftete Persönlichkeit schon früher mit den Gesetzen in Konflikt geraten und demzufolge bereits gemessen worden ist, so wird auf Grund der genommenen Kopfmaße zunächst die Hauptabteilung festgestellt, in der ihre Karte zu suchen ist. Hat man es hier vielleicht noch mit hunderttausend Karten zu tun, so verringert sich ihre Zahl

sehr rasch mit jedem weiteren zur Vergleichung herangezogenen Maße, denn diese hunderttausend Karten von Individuen mit denselben Kopfverhältnissen sind wieder je nach der Länge des Mittelfingers, des Fußes, des Vorderarmes u. s. w. in zahlreiche Unterabteilungen gesondert, so daß ein geübter Beamter stets innerhalb weniger Minuten das Fach herausgefunden hat, in welchem, sofern sie überhaupt vorhanden ist, unter vielleicht drei bis zehn anderen die gesuchte Karte enthalten sein muß. Die Verblüffung der Verbrecher, denen dann trotz aller Verstellungskünste ihr wahrer Name entgegengehalten werden kann, ist oft eine ganz außerordentliche, und das Bertillonsche System, das heute schon in sehr vielen Ländern eingeführt ist, feiert beständig die erstaunlichsten Triumphe.

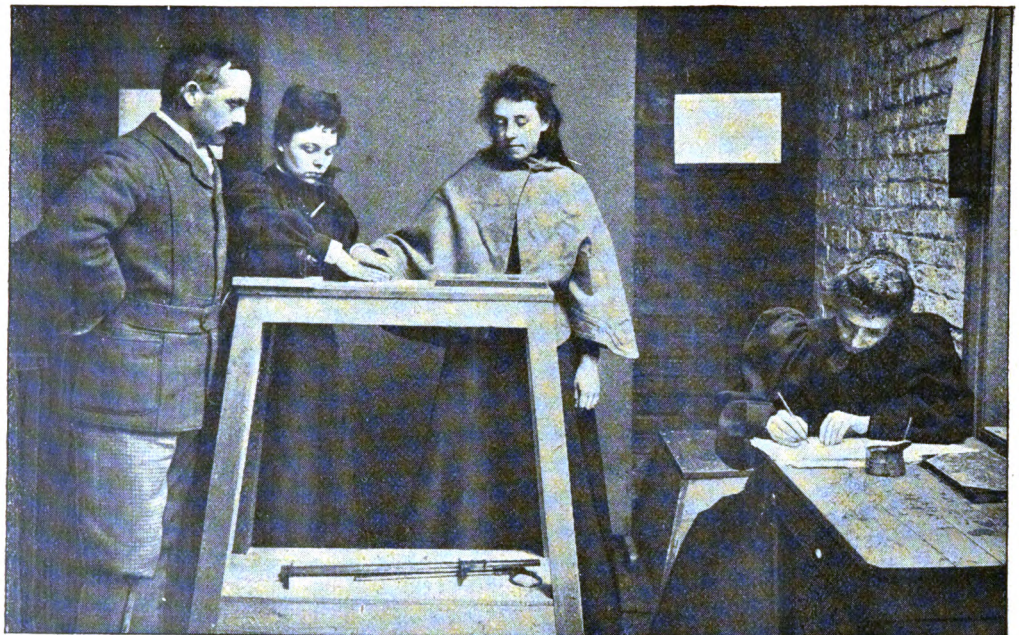
Nur eines einzigen Falles, der wegen der Art des in Betracht kommenden Verbrechens besonderes Aufsehen erregte, sei hier zur Illustration des Gesagten Erwähnung getan. Auf den Schah von Persien wurde gelegentlich seines Aufenthalts in Paris im Jahre 1899 ein erfolgloses Attentat verübt, dessen auf der Stelle verhafteter Urheber sich einen falschen Namen beilegte und jede Auskunft über sein Vorleben verweigerte. Der Pariser Polizei war seine Person völlig unbekannt; aber fünf Minuten, nachdem er im Bertillonschen Bureau gemessen worden war, konnte man ihm sagen, daß er François Salson heiße, im Jahre 1894 wegen anarchistischer Umtriebe und später unter dem Verdacht eines anderen Mordversuchs in Untersuchung gewesen sei. Ein weiterer Vorzug der Bertillonschen Methode ist eben der, daß die Erkennungskarten beliebig vervielfältigt und, sofern es sich, wie bei manchen Anarchisten, Scheckfälschern, Taschendieben u. s. w, um gewissermaßen internationale Verbrecher handelt, leicht

Messung eines Gefangenen nach Bertillons Methode.
Nach einer Photographie von W. A. Grove, Brompton, Rd. S. W

auch an die Behörden anderer Städte und Länder versandt werden können, wie es in dem Falle Salson geschehen war.

Aber wie alles Menschenwerk hat auch Bertillons geniale Erkennungsmethode ihre Mängel. Abgesehen davon, daß die Gefahr kleiner Irrtümer, die einem Verdächtigen leicht verhängnisvoll werden können, nicht ganz auszuschließen ist, erfordert die Vornahme der Messungen, die, um zuverlässig zu sein, natürlich bis auf den Bruchteil eines Millimeters genau sein müssen, äußerst subtil gearbeitete Apparate und ein vorzüglich geschultes Personal. Sie wird also immer nur an wenigen Zentralstellen bewirkt werden können, und da man selbstverständlich nicht jeden irgendwo verhafteten Gesetzesübertreter an eine solche Zentralstelle befördern kann, werden immer noch sehr viele gemeinschädliche Individuen der für sie so unbequemen Kontrolle entgehen.

Diese — seinen gewaltigen Vorzügen gegenüber allerdings geringfügigen — Mängel des Bertillonschen Systems veranlaßten Francis Galton zu dem Versuch, den einfachen Fingerabdruck an seine Stelle zu setzen. Daß dies Verfahren den Vorteil einer unendlich viel größeren Einfachheit hat, leuchtet ein. Man braucht dazu weder kostspielige Instrumente noch besonders geschulte Beamte. Ein wenig Druckerschwärze, Farbe oder Tinte und ein Stück weißen Papiers ist alles, dessen man bedarf; jeder Schutzmann oder Landgendarm kann die einfache Manipulation bewirken, ohne daß die Zuverlässigkeit des gewonnenen Resultats unter seiner etwaigen Ungeschicklichkeit zu leiden hätte. Die Abdrücke selbst können auf photographischem Wege beliebig vervielfältigt und nach den verschiedensten Orten versandt werden, um vielleicht nach Jahren oder Jahr-



Herstellung der Fingerabdrücke einer Verbrecherin.
Nach einer Photographie von W. A. Grove, Brompton, Rd. S. W.

zehnten in einem anderen Erdteil zur Wiedererkennung des Verbrechers zu dienen.

Die Schwierigkeiten dieses Galtonschen Systems liegen also weder in seiner Kompliziertheit noch in seinem Mangel an Zuverlässigkeit, sondern vielmehr darin, daß die Wiederauffindung einer bestimmten Erkennungskarte nicht ganz so mühelos ist wie bei der Bertillonschen Methode mit ihrer genauen Einteilung und Registrierung. Immerhin läßt sich mit Hilfe einer Scheidung nach den oben erwähnten typischen Grundformen auch hier eine Einteilung vornehmen, die das Auffinden der richtigen Karte ziemlich sicher und ohne allzu großen Arbeitsaufwand ermöglicht. Beweis dafür sind die Erfahrungen, die man neuerdings in England und namentlich in Britisch-Indien mit der praktischen Durchführung von Galtons System gemacht hat. Mr. E. R. Henry, der Generalinspektor der Polizei von Bengalen, gibt ihm vor der Bertillonschen anthropometrischen Methode, deren er sich früher bediente, seiner größeren Einfachheit halber entschieden den Vorzug, und er ist ein berufener Beurteiler schon deshalb, weil die Hindu als wahre Virtuosen gelten können in der Kunst, sich in unbequemen Fällen der Feststellung ihrer Persönlichkeit zu entziehen.

Auch an Gegnern freilich hat es Mr. Galton nicht gefehlt. Man hat gegen die Zweckmäßigkeit seines Verfahrens den Einwand erhoben, daß ein Verbrecher die Wiedererkennung auf Grund früher genommener Fingerabdrücke leicht durch mechanische Veränderungen oder Zerstörungen der betreffenden Hautpartien vereiteln könne. Aber man darf nicht vergessen, daß erstens solche Prozedur immer eine schmerzhafte sein würde, und daß zweitens durch die zurückbleibenden Narben ein neues, für das betreffende Individuum vielleicht

noch verhängnisvolleres Erkennungszeichen geschaffen werden würde.

Einleuchtender erscheint auf den ersten Blick das Bedenken, daß solche Veränderungen ohne absichtliches Zutun des Betreffenden durch die Einwirkung schwerer körperlicher Arbeit entstehen oder daß durch solche Einwirkung die „Lesbarkeit" der Fingerlinien überhaupt verwischt werden könnte. Die Versuche, die man mit hundert hart arbeitenden Häftlingen in dem Gefängnis zu Pentonville vorgenommen hat, sprechen indessen entschieden gegen diese Vermutung. Man nahm Fingerabdrücke von Werkzupfern, Heizern, Bäckern, Schneidern u. s. w., und mit alleiniger Ausnahme von zwei Fällen, in denen wirkliche Verstümmelungen vorlagen, waren die Linienmuster vollkommen klar und in all ihren Feinheiten deutlich erkennbar.

Auch in dem Schema der Bertillonschen Erkennungskarten ist übrigens ein Raum für die Aufnahme von Fingerabdrücken vorgesehen. Aber sie sollen hier nur als Ergänzung der aufgezeichneten Merkmale, nicht als eigentlicher Ausgangspunkt für die Vergleichung dienen, und bei der Registrierung der Karten ist auf sie keine Rücksicht genommen.

Welche von beiden Methoden für die allgemeine Anwendung den Vorzug verdient, kann wohl erst auf Grund längerer Erfahrungen entschieden werden, als bis jetzt vorliegen. Jedenfalls aber haben sich sowohl Bertillon wie Galton außerordentliche Verdienste in jenem schwierigen und niemals endenden Kampfe erworben, den die bürgerliche Gesellschaft gegen den Feind ihrer Wohlfahrt und Ordnung zu führen gezwungen ist.

Die Welteisenbahn.

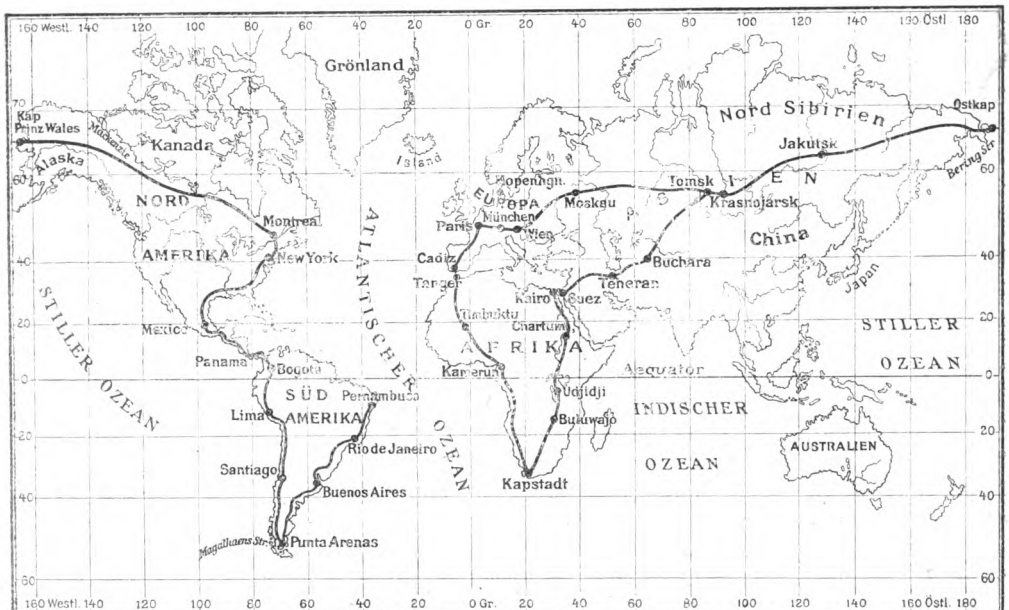
Ein Zukunftsbild von D. B. Warren.

Mit einer Karte. (Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1940 war auch die Nordſüdlinie der Welteiſenbahn, welche von der Südſpitze Südamerikas bis nach Kanada in die Nähe des Mackenzieſtromes führte und hier Anſchluß an die große Weſtoſtlinie nach Sibirien fand, fertiggeſtellt worden.

Der Verkehr hatte die Völker immer inniger verbunden. Zuerſt ſchlang der Weltpoſtverein ein gemeinſames Band der Kultur um die geſamten Völker des Erdballs. Die Einführung des Schnellbahnverkehrs und der große, weltumſpannende Gedanke der Weltbahn trugen noch mehr dazu bei, alle Völker der Welt einander zu nähern. Wer hätte es im Anfange des zwanzigſten Jahrhunderts geahnt, daß der Perſonenverkehr zu Waſſer durch die neuen Verkehrslinien faſt gänzlich aufgehoben werden würde, wer hätte es vorausgeſehen, daß die großen Ozeandampfer faſt nur noch für den Tranſport von Gütern Verwendung finden würden!

Aber es gab im Jahre 1940 tatſächlich keinen Punkt,



Die voraussichtlichen künftigen Hauptlinien der Welteisenbahn.

den man nicht zu Lande und zwar mit der Schnellbahn in unglaublich kurzer Zeit erreichen konnte.

Der Ausgangspunkt der Westostlinie der Weltbahn befand sich in Cadix in Spanien. Von dort ging die Bahn durch Spanien, Frankreich, Süddeutschland, Österreich-Ungarn nach Moskau. Hier folgte sie der Linie der ehemaligen Sibirischen Bahn bis nach Krasnojarsk, bog dann nach Nordosten aus und erreichte, über Jakutsk, Nordsibirien durchquerend, die Beringstraße am Ostkap. Durch einen unterseeischen Tunnel zwischen dem Ostkap und dem Kap Prinz Wales erreichte die Bahn den großen nordamerikanischen Kontinent. Sie ging nun östlich bis zum Mackenziestrom und dann nach Süden durch Kanada, die Vereinigten Staaten, Mexiko, über den Isthmus von Panama, wo der bereits fertig gestellte Schiffahrtskanal mit einer einfachen Bogenbrücke übersetzt wurde. Dann führte die Strecke längs der pazifischen Küste durch den südamerikanischen Kontinent nach Punta Arenas an der Magellansstraße, und eine Seitenlinie ging von hier nach Nordost über Buenos-Aires und Rio de Janeiro bis nach Pernambuco.

Von Tomsk aus führte weiter eine Zweigbahn durch Sibirien, die Bucharei, Persien und Arabien bis zur Landenge von Suez, übersetzte hier den Kanal und ging bis Kairo. Von Kairo bis Kapstadt führte die Linie, welche Cecil Rhodes geplant und wegen deren er persönlich mit dem deutschen Kaiser im Jahre 1900 verhandelt hatte. Von Kapstadt ging nach Nordwest eine andere Linie bis Tanger, die sich durch einen unterseeischen Tunnel bis nach Spanien fortpflanzte und so Anschluß an die Westostlinie der Weltbahn fand.

Um also von Kapstadt nach Buenos-Aires zu kommen, brauchte man nicht mehr eine wochenlange Fahrt über den Ozean. Man fuhr über Kairo, Suez, Tomsk

durch Sibirien bis Alaska und dann auf der amerikanischen Kontinentalbahn von Norden herunter bis nach Punta Arenas und auf der Seitenlinie bis Buenos-Aires zurück. Eine solche Fahrt zählte nur nach Tagen. Auf kleine Umwege von Hunderten, ja von Tausenden von Kilometern kam es nicht an. Was war ein Umweg von 4000 Kilometer? Er wurde in wenig mehr als sechs Stunden überwunden. Die ganze Fahrt von Cadix quer durch Europa und Asien bis zum Kap Prinz Wales dauerte 112 Stunden, die Fahrt von Kanada bis Punta Arenas 68 Stunden.

Es legte aber fast niemand diese Fahrten ohne Unterbrechung zurück. Was dem menschlichen Körper bei diesen Schnellfahrten zugemutet wurde, war viel, und um sich nicht Gesundheitsschädigungen auszusetzen, stieg man unterwegs aus, um stunden- oder nächtelang die Fahrt zu unterbrechen. Trotz dieser Unterbrechungen zur Einnahme von Mahlzeiten und für den Schlaf kam man doch noch mit außerordentlicher Geschwindigkeit vorwärts.

Allerdings das System, das auf den Strecken der elektrischen Weltbahn verwendet wurde, unterschied sich ganz bedeutend von dem ursprünglichen System der Schnellbahnen, die im Jahre 1903 ihre ersten großen Erfolge mit einer Geschwindigkeit von 210 Kilometer in der Stunde errungen hatten. Man hatte nämlich das Adhäsionssystem verlassen und war zur elektrischen Schwebebahn übergegangen. Die Vorteile dieses Systems liegen auf der Hand. Bei der Schwebebahn läuft der Wagen nur auf einer Schiene, bei der Adhäsionsbahn auf zwei Schienen; bei der Schwebebahn ist also nur die Hälfte des Reibungswiderstandes zu überwinden. Die Räder befinden sich über dem Dache des Wagens und hängen so sicher an der Laufschiene,

daß ein Entgleisen des Wagens und ein Herabstürzen vollkommen ausgeschlossen ist. Das bewies ja schon der Betrieb der im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts in Barmen-Elberfeld errichteten Schwebebahn.

Dadurch aber, daß man den Schnellverkehr auf die Schwebebahn verlegte, erreichte man noch einen anderen großen Vorteil: man wurde nämlich die schweren Massen los, die bei dem Adhäsionssystem mitgeschleppt werden mußten. Solange man den Eisenbahnverkehr mit zwei Schienen, die in derselben horizontalen Ebene lagen, betrieb, mußten die Wagen außerordentlich schwer sein, um nicht bei der Schnelligkeit der Fahrt aus dem Geleise geschleudert zu werden. Zur Beförderung dieser schweren Massen waren sehr starke elektrische Ströme notwendig, deren Spannung um so größer sein mußte, je schneller die Beförderung zu geschehen hatte. Bei der Schwebebahn konnte man nun die großen Massen aufgeben, ja sich mit den leichtesten Bauten begnügen. Es genügte eben für den Wagen ein rechteckiger fester Eisenrahmen, der an den Rädern hängt, die auf der Leitschiene entlang gleiten.

Die Wagen der neuen elektrischen Schnellschwebebahn oder, wenn man will: Schwebeschnellbahn sind schmal. Man denke sich einen der alten D-Wagen der Länge nach in drei Teile geteilt. Der Wagen hat nur einen Korridor an der Seite und daneben eine Reihe Sitze, für jeden Fahrgast einen bequemen gepolsterten Sessel, der auf den leisesten Druck des Körpers nachgibt und sich in die bequemsten Stellungen bringen läßt. Diese schmalen Wagen sind vorn zugespitzt, um die Luft besser durchschneiden zu können. Sie finden natürlich viel weniger Widerstand in der Luft als die alten plumpen, breiten und schweren Wagen, mit denen man noch die Probefahrten beim Schnellbahnverkehr

unternommen hatte. Die Seitenwände der flachen Wagen sind aus dünnem Eisenblech, zum Teil aus Aluminiumbronze hergestellt. Als Holz ist sehr leichtes, aber festes Bambusholz verwendet worden. Ein solcher Wagen ist im Vergleich zu den alten Probewagen der Versuchsstrecke geradezu federleicht.

Diese Leichtigkeit brachte allerdings einen Nachteil mit sich: bei schneller Fahrt begannen diese Wagen wie die Perpendikel hin und her zu schwanken, so daß die Insassen meist seekrank wurden. Aber auch diesen Übelstand hat man dadurch beseitigt, daß man niemals einen Wagen allein, sondern immer mindestens drei Wagen hintereinander laufen ließ, die durch ein geniales System von Kuppelungen so miteinander verbunden waren, daß die seitlichen Schwankungen der Wagen sich gegenseitig aufhoben.

Die Schwebeschnellbahn war zweigleisig, und beide Laufschienen konnte man dicht nebeneinander auf eisernen Stützen oder Trägern anbringen. Die Träger waren so hoch, daß der gewöhnliche Verkehr von Wagen, Lokomotiven oder Schiffen bequem unterhalb der dahinsausenden Wagen stattfinden konnte. Die Träger schmiegten sich gewissermaßen dem Terrain an und konnten ohne Rücksicht auf Steigung und Gefälle des Weges gesetzt werden, da mit Hilfe der Elektrizität die größten Steigungen zu überwinden waren.

Ein großer Vorteil bei der Erbauung des Gestänges für die Schnellbahn war die Benützung des neu erfundenen Kappametalls, einer Legierung, welche die Leichtigkeit des Aluminiums mit der Festigkeit des Stahls wenigstens zum Teil vereinigte. Das Metall hat außerdem den Vorteil, nicht zu rosten und elastisch zu sein, so daß selbst bei starker Inanspruchnahme und plötzlichen Stößen Brüche nicht eintreten. Außerdem

ist dieses Kappametall beinahe unempfindlich gegen Kälte und Hitze, so daß weder ein starkes Zusammenziehen noch eine beträchtliche Ausdehnung stattfindet. —

Und nun wollen wir einen der Flachwagen der elektrischen Schwebeschnellbahn, der sogenannten Weltbahn, besteigen und einmal eine Strecke von einigen tausend Kilometern mitfahren. Wir wählen dazu den Weg von Osten, von Jakutsk bis nach Wien, weil wir dabei eine große Überraschung erleben. Wir brauchen nämlich für diese Fahrt nur zwei Stunden. Allerdings, es sind nur scheinbar zwei Stunden Zeit. Wir fahren nämlich von Jakutsk um acht Uhr früh ab und sind um zehn Uhr Vormittags, also zwei Stunden später, in Wien. In Wirklichkeit sind wir freilich zehn Stunden gefahren; aber der Zeitunterschied zwischen Jakutsk und Wien beträgt acht Stunden. Die Sonne geht in Jakutsk acht Stunden früher auf als in Wien. Wir erleben also bei dieser Fahrt einen Tag von 32 Stunden. Fahren wir umgekehrt von Wien nach Jakutsk, dann kommt uns die Fahrt sehr lang vor. Wenn wir um acht Uhr früh von Wien nach Jakutsk abfahren, müßten wir eigentlich bei zehnstündiger Fahrt Nachmittags um sechs Uhr eintreffen. Es ist aber in Jakutsk, wenn wir dort ankommen, schon Nachts zwei Uhr, weil eben die Uhr in Wien acht Stunden nachgeht.

Ähnliche originelle Zeitverschiebungen wird man erleben, wenn erst die afrikanische Linie der Weltbahn vollständig ausgebaut ist. Unter dem Äquator dauert der Tag immer nur zwölf Stunden, von sechs Uhr früh bis sechs Uhr Abends, und fast ohne Dämmerung tritt die Nacht ein. Je weiter wir aber nach Norden kommen, um so länger dauert im Hochsommer der Tag. In Kopenhagen ist es um zehn Uhr Abends im Hochsommer noch ganz hell. Man würde also bei einer Fahrt von

Südafrika über Tanger, Cadix und durch Spanien, Frankreich und Deutschland bis Kopenhagen, sobald überall der Schnellverkehr durchgeführt ist, stundenlang die Sonne fast an derselben Stelle stehen sehen wie einst Josua, als er in der Schlacht befahl: Sonne stehe stille zu Gibeon, und Mond im Tale Ajalon!

Besteigen wir den Wagen in Jakutsk und nehmen wir auf einem der bequemen Polstersessel Platz, die mit Armlehnen und hohen Rückenlehnen versehen sind. Der Wagen ist hell und luftig. Durchsichtige Fenster hat er nicht. Unterhalb der Decke befindet sich in einem eisernen Rahmen eine dicke, matte Glasscheibe, die eine grünrötliche Färbung hat. Gewöhnliche Fenster hätten keinen Zweck. Bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 800 Kilometer in der Stunde verschwindet die Gegend, durch die man fährt, vollkommen, und man sieht nichts als eine graue Wand, in der es eigentümlich zuckt und kreiselt. Dieser Anblick nimmt die Sehnerven übermäßig in Anspruch, erzeugt Kopfschmerzen und bei schwächlichen Personen sogar Ohnmachtsanfälle. Man hat daher die mattierte Scheibe angebracht. Das Innere des Wagens ist hell genug, um lesen zu können. Einrichtungen wie Speisewagen, Schlafwagen sind nicht nötig; man kann schon eine Fahrt von fünf bis sechs Stunden aushalten, um dann auszusteigen, eine Mahlzeit zu nehmen, auszuruhen und mit dem nächsten Zuge weiterzufahren. Für die Nacht oder überhaupt, wenn man müde ist, macht man auf einer Station halt, um gehörig auszuschlafen.

Die Türen sind verschlossen und können während der Fahrt von den Passagieren nicht geöffnet werden. Die Abfahrtssignale ertönen, und wir merken, wie sich der Zug in Bewegung setzt. Je rascher die Räder über dem Dach des Wagens auf der Laufschiene dahingleiten,

desto heller und höher wird der leise singende Ton, den sie erzeugen. An diesem Tone erkennen die Wageninsassen deutlich die Geschwindigkeit des Zuges. Wird der Ton tiefer, so laufen die Wagen langsamer, und kurz bevor der Zug zum Stillstehen kommt, geht der Ton in das gewöhnliche dumpfe Rollen der Räder über, wie man es auch bei den früheren Eisenbahnwagen gewöhnt war.

Sobald der Zug die höchste Geschwindigkeit erreicht hat, sieht man hinter den getönten matten Scheiben unter dem Dache des Wagens etwas vorbeigleiten, das wie helle Rauchwolken aussieht. Man wird unwillkürlich an den veralteten ehemaligen Dampfbetrieb erinnert. Diese Rauchwolken aber, die man zu sehen glaubt, sind nichts als die Spiegelung der Luftwellen; höchstwahrscheinlich sind aber auch Lichtätherwellen darunter gemischt. Wären die Scheiben nicht mattiert und hätten sie nicht die durch die Erfahrung ausgeklügelte grünrötliche Färbung, so würde durch die Spiegelung der vorübergleitenden Luftwellen und Lichtätherwellen eine arge Belästigung für die Augen der Wageninsassen entstehen. So ist das Licht im Wagen während der schnellsten Fahrt ein gleichmäßiges, gedämpftes, und nur wenn man nach den Scheiben sieht, bemerkt man die Erscheinung der vorübergleitenden Wolken.

Die Sicherheit, mit der wir dahinfahren, ist eine fast unbegrenzte. Durch die Erfindung der selbsttätigen Stromunterbrechung ist nämlich ein Zusammenstoß auf der Schwebebahn im Weltverkehr unmöglich. Vor und hinter dem Zuge ist der Strom unterbrochen. Jeder nachfolgende Zug kann an den vor ihm auf der Strecke befindlichen nur bis auf die Nähe von 10 Kilometer heran; dann versagt der Strom, und der Zug bleibt stehen. Der Führer, der sich im vordersten der schmalen

Wagen befindet und ruhig auf seinem Sessel sitzt, hat nur wenige Hebel zu bedienen und braucht der Strecke gar keine Aufmerksamkeit zu widmen. Bei der Geschwindigkeit, mit der sich die Fahrt vollzieht, würde ja auch die angespannteste Aufmerksamkeit des Führers nichts nützen.

Die Ausschaltung des Stromes, wenn der Zug auf einer Station halten soll, erfolgt automatisch von dieser Station aus. 100 bis 150 Kilometer bevor man die Station erreicht, hört der Strom auf, und die Wagen rollen nur noch vermöge des Beharrungsvermögens weiter, ihren Lauf fortwährend verlangsamend, bis sie endlich stehen bleiben. Die Bremsvorrichtung, die der Führer im ersten Flachwagen hat, ist nur von geringer Kraft und dient dazu, den Zug an einer ganz bestimmten Stelle zum Halten zu bringen.

Der Zug hält ungefähr alle zwei Stunden. Auf wenig bevölkerten Strecken, wie zum Beispiel in Ostsibirien, fährt man allerdings drei bis vier Stunden, ohne anzuhalten. Der Aufenthalt des Zuges auf der Station dauert zehn bis fünfzehn Minuten, so daß man Zeit hat, den Wagen zu verlassen, ein wenig auf und ab zu gehen, Erfrischungen zu sich zu nehmen, sich mit Reiselektüre zu versehen und sich eventuell mit irgend einem Orte der Welt telegraphisch in Verbindung zu setzen. Dient ja doch das Gestänge der Schnellschwebebahn gleichzeitig als Telegraphenleitung.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Koffer des Toten. — In früheren Zeiten galt in Frankreich ein eigentümliches Heimfallsgeſetz, das ſogenannte „droit d'aubaine“. Starb ein Ausländer innerhalb der Grenzen des franzöſiſchen Staates, dann erbte deſſen Hinterlaſſenſchaft oder den baren Erlös daraus der König von Frankreich. Erſt die große Revolution, als ſie das Königtum ſtürzte und ſo manches andere, beſeitigte auch dieſes alte Geſetz.

Zur Zeit als König Ludwig XVI. regierte, im September des Jahres 1778, ſtarb plötzlich an einem Schlaganfall in dem Gaſthauſe zur Poſt in Chalons ein ältlicher Schweizer. Aus ſeinem Paſſe erſah man ſeinen vollen Namen und ſeinen Heimatsort, worauf amtlich der Todesfall dorthin gemeldet wurde mit dem Bemerken, daß die hinterlaſſenen Habſeligkeiten des Toten, in deſſen Börſe nur der geringe Geldbetrag von 48 Livres gefunden worden ſei, verkauft werden würden zur Deckung der Begräbniskoſten und ſonſtiger Gebühren. Falls ein Überſchuß ſich ergebe, würde derſelbe nach dem in Frankreich geltenden Recht dem Könige zufallen und in deſſen Privatkaſſe fließen.

Aus der Schweiz wurde nach einiger Zeit amtlich geantwortet, der Verſtorbene ſei ein Handelsmann von etwas dunkler Art und faſt immer auf Reiſen geweſen. Angehörige oder ſonſt berechtigte Erben habe er nicht hinterlaſſen. Gegen

die gesetzmäßige Verfügung über dessen in Frankreich befindliche Habseligkeiten finde man nichts einzuwenden und betrachte damit die Sache als erledigt.

Auf einer öffentlichen Auktion in Chalons wurde nach einigen Wochen mit vielen anderen Sachen auch der geringfügige Nachlaß des Schweizers versteigert: einige Kleidungs- und Wäschestücke, eine silberne alte Uhr nebst silberner Kette, sowie noch mehrere andere wenig wertvolle Kleinigkeiten und dann sein solider hölzerner Reisekoffer, der mit Seehundsfell überzogen und mit starken eisernen Bändern beschlagen war. Für diesen Koffer bot eine junge Putzmacherin, die gerade einen solchen Koffer gut brauchen konnte, 9 Livres und erhielt dafür den Zuschlag.

Als Claudine Brunet nachher in ihrer Wohnung den Koffer genauer untersuchte, entdeckte sie zufällig, daß die Wandungen desselben doppelt waren und enge Zwischenräume enthielten. Sie fand darin zu ihrer freudigsten Überraschung 160 kostbare goldene Damenuhren zwischen Watteeinlagen verpackt, und jede in einem Kartonetui befindlich. Diese Uhren — aus Genfer und Neuenburger Werkstätten, wie die Fabrikmarken auf den Deckelinnenseiten auswiesen — waren jedenfalls, um den hohen Zoll zu ersparen, von dem Verstorbenen heimlich nach Frankreich eingeschmuggelt worden.

Fräulein Claudine hatte zunächst nichts Eiligeres zu tun, als sich selbst mit der schönsten von diesen vielen Damenuhren zu schmücken, denn bis dahin hatte sie noch kein solches nützliches Kleinod ihr eigen genannt. Die übrigen Uhren wollte sie verkaufen und sich mit dem Erlös eine schöne Mitgift und dadurch hoffentlich endlich auch einen netten Bräutigam verschaffen.

Sie machte deshalb auch gar kein Hehl aus ihrem Glück, und nach etlichen Stunden wußte schon die ganze Stadt davon. Dies hatte zur Folge, daß der königliche Kommissär, welcher amtlich mit der Nachlaßangelegenheit des verstorbenen Schweizers zu tun hatte, in aller Eile bei ihr erschien und den Schmuggelkoffer nebst den Schmuggeluhren — so-

wohl die 159 wie auch die eine, die allerschönste, womit sie sich bereits geschmückt hatte — beschlagnahmte.

Fräulein Claudine, darüber höchlichst entrüstet, protestierte energisch gegen dies Verfahren, denn der Koffer sei ihr rechtmäßiges, wohlerworbenes Eigentum, und also auch der Schatz, den sie darin gefunden. Aber ihr Protest wurde nicht beachtet. Da schrieb sie eigenhändig eine höchst originelle Bitt- und Beschwerdeschrift, in welcher sie unbefangen die Angelegenheit ausführlich auseinandersetzte, und diese Schrift sandte sie direkt an den König selbst.

Mit anderen Bittschriften geriet die ihrige zunächst in die Hände von vier Kabinettsräten, die mit der Prüfung solcher Eingaben betraut waren, und die vier Herren gerieten nach reiflichem Nachdenken über Claudine Brunets Angelegenheit auf vier verschiedene Meinungen. Der eine war der Ansicht, daß die Käuferin des Schmuggelkoffers kein Recht an den Uhrenschatz habe. Der zweite Rat behauptete das Gegenteil, indem er auf ähnliche Vorfälle hinwies. Der dritte war dafür, daß der König den Uhrenschatz, die Finderin aber eine angemessene kleine Belohnung erhalte. Der vierte urteilte ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß er eine großmütigere Gesinnung offenbarte, indem er meinte, die Finderin habe gerechten Anspruch auf eine recht ansehnliche Belohnung, etwa auf die Hälfte oder doch mindestens ein Drittel des Wertes.

Da keine Einigkeit darüber zu erzielen war, wurde beschlossen, die Angelegenheit dem Hauptinteressenten, nämlich dem Könige selbst, vorzulegen. Das geschah. Der damals vierundzwanzigjährige Ludwig las die vier verschiedenen Gutachten und dann, dadurch neugierig geworden, noch aufmerksamer die originelle und naive Bittschrift der Putzmacherin, deren stilistische Leistung ihm so wohl gefiel und ihn so sehr erheiterte, daß er sie, zu deren großer Belustigung, seiner Gemahlin auch vorlas.

„Das ist ja eine höchst energische Putzmacherin!“ rief lachend Marie Antoinette.

„Gefällt sie dir?“ fragte heiter gestimmt ihr Gemahl.

„Sehr gut! Ich finde wirklich, daß sie gar nicht so unrecht hat. Ihr ist die Glücksgöttin Fortuna hold gewesen, deren gute Absicht du eigentlich nicht zerstören solltest."

Ludwig XVI. dachte einen Augenblick über diese weisen Worte seiner Gemahlin nach, und er konnte nicht umhin, ihnen Beifall zu zollen. „Die Sache ist in der Tat etwas unklar," sagte er. „Vier meiner Räte, lauter tüchtige Juristen, haben darüber vier verschiedene Meinungen, und das droit d'aubaine ist auf meiner Seite."

„Ja, aber dann hätte die arme Claudine Brunet in Chalons keine Mitgift, und sie bekäme vielleicht keinen passenden Bräutigam!"

„Meiner Treu, das ist ausschlaggebend. Ich verzichte also auf den Uhrenschatz, will ihr denselben überlassen, eben weil etwas Zweifelhaftes und Unklares in dem Sachverhalt ist. Auf solche Art wird mein Gewissen nicht durch eine möglicherweise ungerechte Handlung belastet. Ich vermag ja die paar tausend Livres sehr wohl zu entbehren, die für das energische und kluge junge Mädchen in Chalons von Wichtigkeit sind."

„Bravo!" rief die Königin zufrieden und vergnügt in die Hände klatschend. Dann gab sie ihrem jungen Gatten einen herzlichen Belohnungskuß.

Es wurde also die Angelegenheit zu Claudine Brunets Gunsten entschieden. Sie feierte einen schönen Triumph über den Kommissär und lachte über dessen etwas verdrossene Miene, als er ihr den Koffer nebst den Uhren wieder ausliefern mußte.

Aber nun meldete sich hinterher die Zollbehörde und verlangte nachträgliche Verzollung der Uhren.

Mit aller Entschiedenheit wies die junge Dame dieses Begehren zurück. „Keinen Sou bezahle ich!" rief sie. „Ich habe keine Uhren eingeschmuggelt. Warum hat man an der Grenze nicht besser aufgepaßt? Die ganze Schmuggelgeschichte geht mich gar nichts an!"

Die Zollbehörde berichtete an die ihr vorgesetzte Oberbehörde, welche die Angelegenheit reiflich erwog und schließ-

lich zu der Einsicht gelangte, daß gegen die junge Dame nichts auszurichten sei.

Die sämtlichen Uhren — mit Ausnahme der einen ausgewählten, die sie für sich selbst behielt — verkaufte sie für reichlich 13,000 Livres. Auf solche Weise erlangte sie eine schöne Mitgift.

Es fehlte ihr also nur noch der Bräutigam. Aber auch den bekam sie bald, nämlich einen jungen strebsamen Rechtsanwalt, der in der ganzen Angelegenheit ihr Berater gewesen war.

Nachkommen von ihnen leben heute noch in Chalons, und bei ihnen steht der alte Schmuggelkoffer auf dem besten Ehrenplatz in der Rumpelkammer auf dem Hausboden, während die Uhr der energischen Urgroßmutter noch immer von der Hausfrau getragen wird. J. O. Hansen.

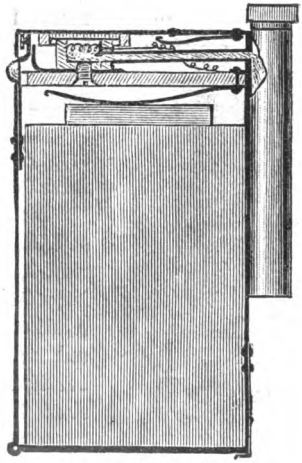
Neue Erfindungen: I. Elektrisches Taschenfeuerzeug. — Ein unter allen Verhältnissen, das heißt auch bei Regen und Wind, mit Sicherheit funktionierendes Feuerzeug dürfte namentlich Jägern, Touristen, Rauchern, wie allen Personen, welche sich infolge ihres Berufes viel im Freien bewegen, ohne Zweifel sehr willkommen sein.

Bei dem nachstehend abgebildeten neuen elektrischen Taschenfeuerzeuge wird ein kleines Trockenelement in ökonomischer Weise bei jedesmaliger Entzündung einer kleinen Benzinlampe nur für einen Moment benutzt, so daß die vorhandene Energie für lange Zeit genügt. Der Momentkontakt, welcher den Stromschluß durch eine kleine, zur Zündung dienende Platinspirale bewirkt, ist in äußerst praktischer Weise mit dem Druckknöpfchen zur Auslösung des oberen Sprungdeckels des Apparates vereinigt. Ein einziger Druck genügt infolgedessen, um den Deckel aufspringen zu lassen und die kleine Benzinlampe zu entzünden, während der Stromkreis des Elementes nach Loslassen des Druckknöpfchens sofort wieder unterbrochen ist.

Ein großer Vorteil des Feuerzeuges liegt ferner darin, daß dessen Benzinbehälter beim Nichtgebrauch stets hermetisch verschlossen, und daher ein Verdunsten des Benzinvorrates

auch bei längerer Aufbewahrung ausgeschlossen ist. Der Benzinbehälter ist des bequemeren Nachfüllens halber seitlich angeordnet, und der Docht mündet in einem flachen Schälchen aus Asbest, Gips oder einem anderen die Wärme schlecht leitenden Material, das beim Nichtgebrauch durch eine unter dem Sprungdeckel vorgesehene Dichtungsscheibe luftdicht verschlossen wird.

In diesem kleinen Schälchen sammeln sich, auch schon bei niedriger Temperatur, stets genügend Benzindämpfe, um die Zündung sofort beim Erglühen der in dem Schälchen untergebrachten kleinen Platinspirale erfolgen zu lassen, wobei das Material der Schale jede unnötige Wärmeabgabe an die Metallteile des Feuerzeuges verhindert. Während des Brennens der Lampe befindet sich die Platinspirale in der unteren kälteren Zone der Flamme, so daß die Hitze diese nicht beschädigen kann. Die Erneuerung des Elementes geschieht von unten, in derselben Weise wie bei den bekannten Taschenlampen. Das Patentbureau B. Reichhold & Co., Berlin NW. 6, Luisenstraße 24, steht Interessenten mit Auskünften gern zu Diensten. P. R.



Elektrisches Taschenfeuerzeug.

II. Wasserstandsschutzvorrichtung mit Spiegel. — Die vielen Unglücksfälle, von denen die Kesselheizer schon durch das Zerspringen der Wasserstandsgläser betroffen worden sind, haben Veranlassung zur Herstellung der umstehend abgebildeten Schutzvorrichtung gegeben, an welcher das Wasserstandsglas durch einen Metallmantel gegen den

Stand des Heizers vollſtändig verdeckt iſt, das Glas dagegen dem Heizer durch einen ſeitlich angebrachten Spiegel deutlich ſichtbar gemacht wird. Durch dieſen Mantel iſt das Umherſpringen von Glasſplittern, ſowie das Spritzen und Ausſtrömen von Waſſer und Dampf nach dem Stande des Heizers ausgeſchloſſen.

Wie aus der Abbildung erſichtlich, iſt der Apparat ſehr einfach konſtruiert. Der das Glas umhüllende Mantel iſt aus ſtarkem Eiſen- oder Meſſingblech hergeſtellt, daher unzerſtörbar; die Innenſeite desſelben iſt weiß lackiert, gibt alſo einen guten Reflex in dem Spiegel; die Markierungsſtriche für den höchſten und niedrigſten Waſſerſtand kann man mit roter Farbe ſehr leicht ſelbſt anbringen.

Waſſerſtandsſchutzvorrichtung mit Spiegel.

Die aus Gußeiſen oder Rotguß hergeſtellten ſtarken Backen ſind ſo eingerichtet, daß ſie auf jeder Mutter leicht feſtgeklemmt werden können und feſtſitzen. Dieſe Backen ſind für oben und unten ganz gleich konſtruiert, jeder Apparat kann alſo für den rechten oder linken Waſſerſtand verwendet werden. Der Spiegel iſt beweglich und kann beliebig ſo eingeſtellt werden, daß der Heizer den Waſſerſtand gut vor Augen hat.

Infolge der einfachen und ſoliden Konſtruktion ſind Beſchädigungen an den Apparaten kaum möglich, nur der Spiegel iſt ſelbſtverſtändlich zerbrechlich, kann aber leicht mit geringen Koſten erſetzt werden. Die Apparate werden durch die Firma Georg Landmann in Zwickau (Sachſen) hergeſtellt und koſten von Eiſen und Eiſenblech lackiert 12 Mark, von Rotguß und Meſſingblech poliert 18 Mark. P.

Ein toller Streich. — Der Unternehmer, welcher das wichtige Werk vollbrachte, die große Brücke über den Nia-

gara zu bauen, berichtete über das folgende tollkühne Wagnis eines seiner Angestellten: „Wir waren mit unserer Arbeit so weit gediehen, daß die beiden vorspringenden Trägerenden einander auf etwa zehn Meter nahe gekommen waren. Auf meinen Inspektionsgängen belauschte ich mehr als einmal, wie die Leute, die auf den entgegengesetzten Seiten arbeiteten, sich lebhaft mit der Frage beschäftigten, welche von den Seiten die Ehre haben würde, den ersten Mann hinüberzuschicken, und wer wohl der Glückliche sein dürfte.

Jetzt wurde eine vorläufige Verbindung dadurch hergestellt, daß eine lange Planke von einem Trägerende aus über das andere geschoben wurde. Da dieses dünne Brett an jedem Ende nicht mehr als etwa 70 Zentimeter auf der stützenden Unterlage ruhte, so mußte voraussichtlich der Wagehals, welcher die Planke überschreiten würde, ein Kind des Todes sein. Es wurde daher der bestimmte Befehl erlassen, daß bei Strafe sofortiger Entlassung niemand sich erkühnen solle, diese schwankende Interimsbrücke zu beschreiten.

Als wir an jenem Tage Mittagspause machten, drang auf einmal ein betäubendes Geschrei an mein Ohr, und als ich aufsprang, bemerkte ich, daß alle Arbeiter entweder schon an der im Bau begriffenen Brücke standen oder dorthin eilten. Ich stürmte gleichfalls dahin, gejagt von der Vorstellung, daß irgend ein schreckliches Unglück geschehen sein müsse.

Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich auf der schwachen Verbindungsplanke einen Mann einherschreiten sah, ruhig und kaltblütig, der ohne zu zittern und zu erbleichen sogar noch hinunterblickte in den schäumenden, brausenden und zischenden Strudel zu seinen Füßen. Es war ein schlanker, magerer, behender Mensch, aber doch ein ausgewachsener Mann, und ich wußte, wie wenig Tragkraft die 50 Fuß lange Bohle da oben hatte, die nur so wenig über ihre Auflagepunkte hinausragte.

In meinem Schrecken schrie ich ihm zu, auf der Stelle zurückzukommen. Allein die Höhe der Brücke war viel zu

beträchtlich, als daß meine Stimme hätte hinaufreichen können, noch dazu das Getöse des Falles jedes andere Geräusch weit übertönte.

Der wahnwitzige Mensch schritt unbekümmert vorwärts, bis er die Mitte der Planke erreicht hatte. Sie bog sich unter seinem Gewicht so weit herab, daß mir's war, als sähe ich den lichten Himmel zwischen den Trägerenden und dem auf ihnen ruhenden Brette schimmern. Freilich mußte das eine Sinnestäuschung sein, denn sonst wäre ja die Planke mitsamt dem Manne in die Tiefe hinabgesaust.

Der Mensch war aber noch nicht zufrieden mit seiner Heldentat. Er bückte sich, faßte mit den Händen die beiden Ränder der tief hinabgebogenen Planke, warf die Füße in die Höhe und stand auf dem Kopf — angesichts eines brodelnden Abgrundes, bei dessen bloßem Anblick die meisten Leute vom Schwindel ergriffen wurden. Und jetzt fuchtelte er mit den Beinen in der Luft umher, schlug die Hacken aneinander und schrie den Zuschauenden irgend etwas zu, das ich nicht verstand. Dann brachte er die Füße wieder herunter, sprang auf, ergriff seinen Hut, den er neben sich gelegt hatte, winkte damit seinen bewundernden Kollegen einen Gruß zu und marschierte die Planke entlang bis an das entgegengesetzte Ende. Er erreichte auch glücklich den Trägerbalken und rutschte dann ganz behende an einem der Stützpfeiler nach unten.

Als er den festen Boden unter den Füßen hatte, sah er sich stolz um und ließ sich das Beifallgeschrei seiner Kameraden lächelnd gefallen. Natürlich wurde er sofort entlassen. Allein das machte ihm wenig aus. Vorläufig war er unleugbar der Held des Tages, wurde von den Leuten fast auf den Händen getragen, überall freigehalten und fand bald auch bei einem Ingenieur, der gerade einen kaltblütigen, den Tod verachtenden Mann brauchen konnte, gute Stellung." D. C.

Ameisenjagende Spinnen. — So blutdürstig und räuberisch die Spinnen im allgemeinen sind, so gibt es doch nur wenige Arten, welche sich an Ameisen wagen. Meistens

werden dieselben von ihnen gemieden, und wenn sie einmal von ihrer Gewohnheit abgehen und die kleinen, mutigen Ameisen angreifen, so tragen letztere meist den Sieg davon.

Eine kleine Spinnenart aber, welche in ihrer Lebensweise genau beobachtet wurde, lebt fast nur von Ameisen und bemächtigt sich ihrer auf eine höchst sinnreiche Weise. Diese Spinne lebt vorzugsweise in Gärten unter Rosenbüschen, Lebensbäumen und dergleichen und baut sich dort ein aus kleinen Erdkrümchen bestehendes tütenförmiges Nest, das in einem Netz aus Spinnfäden, die nach den benachbarten Zweigen laufen, aufgehängt ist.

Ein Naturforscher beobachtete sie beim Nestbau und sah, wie sie sich an einem Faden herabließ, mit dem Vorderbein geschickt ein Erdstückchen losbrach, mit dem Hinterbein einige Fäden darüber warf und es in die Höhe zog. Am Häuschen angekommen, heftete sie das Erdstückchen an den unteren Rand desselben an. Von der nach unten gerichteten Öffnung des Nestes führen eine Anzahl von straff gespannten Fäden nach dem Erdboden. Dieselben sind stark klebrig und außerdem nur wenig in die Augen fallend.

Kommt nun eine Ameise daher, so gerät sie leicht mit einem dieser Fangfäden in Berührung und zwar, wie leicht begreiflich, zuerst mit einem ihrer langen Fühler. Dieser haftet dann ungemein fest am Faden. Infolge ihrer cholerischen Natur benimmt sich die Ameise sofort sehr ungebärdig und reißt den Faden von seiner Anhaftungsstelle am Boden los. Nun rennt sie umher, soweit es die Länge des eben unerschütterlich festhaftenden Fadens und die Elastizität des etwas nachgebenden Netzes gestattet. Spannt sie letzteres zu stark und hält sie sich einmal nicht ganz fest am Boden, so schnellt das Nest zurück und reißt sie vom Boden bis zu einem näheren Punkte fort, so daß sie nun in der Luft schwebt. Auf diese Weise meldet die Ameise selbst, wie durch einen Klingelzug, daß sie gefangen sei.

Und die Spinne? Sie kommt alsbald aus ihrem Häuschen hervor und findet rasch den Faden, an welchem die Beute gewaltsam zerrt. Den Vorderkörper nach unten,

prüft sie nun, indem sie mit ihren Vorderbeinen den Faden anzieht, den Widerstand der Ameise und haspelt dann den Faden und die Beute an sich heran, wie der Maurer einen Eimer an einem Seil auf das Gerüst zieht. Indem sie sich sorgfältig hütet, ihrem Opfer zu nahe zu kommen, bewirft sie dasselbe aus ihren Spinndrüsen mit Fäden und legt auf diese Weise seine Widerstandskraft nach und nach lahm. Sobald sie von der gefesselten Feindin nichts mehr zu fürchten hat, gleitet sie nahe an dieselbe heran und versetzt ihr den tödlichen Biß, worauf sie sich wieder entfernt, um das Ende des Todeskampfes ihrer Beute abzuwarten. Die Spinne kennt genau den Augenblick, wo es mit diesem zu Ende ist, und sie sich der Beute bemächtigen kann, um sie in Ruhe zu verzehren. C. T.

Kronenschicksale. — Schon mehrfach ist es in der Geschichte der Völker vorgekommen, daß Kronen gestohlen worden sind. So ereignete sich dieser Fall in der englischen Geschichte unter der Regierung Karls II. Ein Oberst, namens Blood, überfiel den Kronbewahrer Lord Devil eines Nachts mit vier Gefährten, um ihn zur Herausgabe des wertvollen Schatzes zu zwingen. Der alte Mann wurde auf die Erde geworfen, geknebelt, und ohne das Hinzukommen seines Sohnes wäre der verbrecherische Anschlag sicherlich gelungen. Blood lief mit der bereits gefundenen Krone davon, wurde aber verfolgt uud eingeholt und nach kurzem Kampf, bei welchem die Krone aus seinen Händen rollte und in den Schmutz fiel, ins Gefängnis gebracht. Merkwürdigerweise wurde keiner der Verbrecher bestraft, Blood gelangte sogar später bei dem König zu besonderer Gunst.

Auch die holländische Krone wurde im Jahre 1829 durch kühne Einbrecher gestohlen. Über zwei Jahre blieb der kostbare Gegenstand, der einen Wert von über zwei Millionen Mark hatte, in den Händen der Diebe, die ihn nicht zu veräußern wagten. Schließlich zerbrachen sie die Krone, und nach und nach kaufte man die einzelnen Stücke zurück, die teils in den Vereinigten Staaten, teils in Belgien entdeckt wurden.

Doch Kronen sind nicht nur gestohlen, sondern auch versetzt worden, und ganz besonders häufig war das in der englischen Geschichte der Fall. So nahm bereits Richard II. im Jahre 1386 hierzu seine Zuflucht, um den leeren Staatsschatz wieder zu füllen. Die Krone mußte indessen nur einen geringen Wert haben, oder die Londoner Kaufleute wollten ein ganz besonders gutes Geschäft machen, denn der König erhielt dafür nur 40,000 Mark. Einen weit höheren Preis erzielte Eduard III., der das Symbol der Herrschaft für die verhältnismäßig recht hübsche Summe von 270,000 Mark an den Bischof von Wincheſter verpfändete. Auch Heinrich III., in seinem Kampf gegen die Barone, und Heinrich V., während seines Krieges gegen Frankreich, nahmen Geld auf die Krone auf.

Die Gräfin v. Castellane, die Tochter des verstorbenen vielfachen Millionärs Jay Gould, machte wohl einen einzig dastehenden Einkauf, als sie von dem Prinzen del Drago, dem Großneffen der Exkönigin Isabella, die königliche Krone von Spanien erstand, welche die entthronte Monarchin mit in die Verbannung genommen hatte. L—n.

Der Kältepol der Erde. — Der höchste Kältegrad, den die wissenschaftliche Beobachtung des Wetters in der bewohnten Welt festgestellt hat, beziffert sich auf —88,8 Grad Fahrenheit, was 71,4 Grad Reaumur gleichkommt. Diese ganz außerordentliche Kälte herrschte im Januar 1886 in dem nördlichsten Distrikt der Provinz Jakutsk, welche der nördlichste Teil des Generalgouvernements Irkutsk im nordöstlichen Teil von Sibirien bildet. Die Provinz grenzt nördlich an das Eismeer und dehnt sich zwischen 51° 40′ bis 75° nördlicher Breite und 105 bis 171° östlicher Länge aus. Das 72,125 Quadratmeilen umfassende Gebiet ist nur von etwa 300,000 Menschen bewohnt. Es umfaßt die ödesten, kältesten und unwirtlichsten Striche Sibiriens. Die Hauptstadt Jakutsk, am linken Ufer der Lena gelegen, die hier 10 Kilometer Breite hat, ist die kälteste größere Stadt der Welt. Die mittlere Temperatur beträgt hier —11,2 Grad, während sie in Ustjansk (70° 55′ nörd-

Am Kältepol der Erde.

licher Breite) — 16,25 Grad beträgt. Daß das Thermometer hier im Winter auf 40 Grad Reaumur Kälte sinkt, ist nichts Seltenes.

Als Kältepol der Erde aber gilt Werchojansk, wohin uns unsere nebenstehende Abbildung führt. Der Ort hat etwa 400 Einwohner, und die mittlere Jahrestemperatur beträgt hier — 16,7 Grad Reaumur. B. H.

Italienische Schildbürger. — Wie fast alle Länder, so hat auch Italien sein Schilda, ja es gibt sogar eine ganze Anzahl Dörfer und Städte, von welchen ähnliche lustige Anekdoten und Späße erzählt werden wie von unseren Schildbürgern.

Zwei toskanische Orte, Massignano und Montefiore, lebten im 16. Jahrhundert in beständiger Feindschaft. Die von Montefiore waren Schlauberger, die von Massignano Tölpel, Erztölpel aber die Herren Gemeinderäte von Massignano. Die Montefioriner schickten nun eines Tages eine Mittelsperson an die Stadtväter von Massignano. Die hatten gerade wieder eine große Dummheit begangen und freuten sich, als der Gesandte anhub: „Teure Freunde, ihr habt nicht genug Einsicht; die Gemeinderäte von Montefiore haben sich jetzt Einsicht gekauft."

„Was?" fragten die von Massignano neugierig. „Ei, sagt uns doch, wo man Einsicht kaufen kann, damit wir hingehen und so köstliches Gut erwerben."

„Geht nach Rom, dort ist sie zu haben; der Senat verkauft solche auf dem Kapitol."

Ohne Zeit zu verlieren, wählten die guten Leute drei Abgeordnete, die mußten mit einem Empfehlungsbrief des Ratgebers nach Rom, und dort erhielten sie von einverstandenen Spaßvögeln um gutes Geld einen großen Topf voll „Einsicht". Der Topf war mit einem Deckel wohl verschlossen, in Pergament verpackt und mit großen Siegeln versehen, welche erst die Stadtväter daheim öffnen sollten.

Die Deputation kam glückstrahlend heim. Die Väter der Stadt versammeln sich; das Volk läuft zusammen. Die Einsicht ist angekommen! Der Topf wird geöffnet. Beim

Abheben des Deckels duftet es wie Honig. Der Bürgermeister taucht bescheiden den Finger hinein, beriecht ihn, beleckt ihn und sagt, zu dem Nachbar gewendet, mit schmunzelndem Gesicht: „Gevatter, es ist Honig!“ Der taucht seinen Finger ebenfalls hinein, beschaut ihn, lächelt und bestätigt ganz herzhaft: „Es ist wahrhaftig Honig, Gevatter!“ Der dritte, der recht viel Einsicht zu sich nehmen wollte, fährt mit der ganzen Hand fast bis auf den Grund und ... „Es ist — doch kein Honig, Gevatter!“ seufzte er mit leiser Stimme, denn er traf jetzt auf einen ganz anderen, wenig wohlriechenden Stoff.

Und dieses Wort: „Es ist doch kein Honig, Gevatter!“ ist bis auf den heutigen Tag geblieben, man neckt die Bewohner von Massignano noch immer damit, auch als Sprichwort gebraucht man's, wenn man andeuten will, daß ein Dummkopf etwas Falsches für bare Münze genommen hat. —

Einst hatten die Bewohner von Massignano dem Könige ein Geschenk zu überbringen. Man schlug als solches die großen Pinienzapfen vor, die beim Orte besonders schön wuchsen, meinte aber schließlich, daß man diese besser selbst brauchen könnte. Und so wählte man Feigen. Der König, verwundert über das ärmliche Geschenk, fragte: „Warum bringt ihr mir Feigen?“

„Majestät, wir wußten nichts damit anzufangen, wir hätten sie nur den Schweinen verfüttern müssen.“

„So behandelt ihr mich also gleich eurem Vieh? Wartet!“ Und er befahl seinen Knechten, die Feigen den Bauern eine nach der anderen ins Gesicht zu werfen.

Die Bauern ließen sich's ruhig gefallen, und als sie weggingen, sagten sie schmunzelnd: „Welches Glück, daß wir keine Pinienzapfen gebracht haben!“ C. T.

Das Getreidehospital. — Den amerikanischen Farmern erwachsen jährlich ungeheuerliche Schäden durch das Verderben von Getreide, indem solches von Schimmelpilzen befallen wird oder durch Nässe derartig leidet, daß es für den Verkauf nicht mehr geeignet ist; so wird allein der Verlust durch Schimmelpilze für den nordamerikanischen Ge-

treidehandel auf jährlich achtzig Millionen Mark geschätzt. Aber auch die Nässe ruiniert manchen Farmer, denn oft geht ihm durch langanhaltenden Regen seine gesamte Getreideernte, nachdem er gemäht hat, verloren, weil er auf seiner weiten Farm keine Scheunen hat, in denen er das Getreide unterbringen kann. Er muß es in großen Schobern auf freiem Felde lagern lassen, bevor er es ausdreschen kann, und das Getreide wird daher oft derartig naß, daß es zu faulen beginnt und nicht mehr als marktfähig betrachtet werden kann, wenn es an der Küste verfrachtet werden soll. Der Schimmelpilz aber verwandelt die Getreidekörner, insbesondere den Roggen, in mehligen Staub. In der Dreschmaschine werden nun die vom Schimmelpilz befallenen Körner zerschlagen, und der herausdringende Staub setzt sich an die gesunden Körner an. Diese werden dadurch unansehnlich und minderwertig für den Handel.

Die Nässe also und der Schimmelpilz haben den Farmern in den letzten Jahren derartig geschadet, daß sich das Staatssekretariat für Landwirtschaft in Washington veranlaßt sah, besondere Kommissionen zur Untersuchung dieser Übel zu entsenden und durch Flugschriften und Wanderredner die Farmer darüber aufzuklären, wie sie dem Schaden, der ihnen alljährlich durch Erkrankung des Getreides geschah, begegnen sollten.

Alle diese theoretischen Maßregeln haben indes nichts geholfen, und es ist das Verdienst der Engländer, einen praktischen Gedanken verwirklicht zu haben, indem sie am Oberen See, welcher mit seiner nördlichen Hälfte in Kanada, mit seiner südlichen größeren Hälfte im Bundesgebiete der Vereinigten Staaten liegt, in dem Städtchen Port Arthur ein Getreidehospital errichteten. Dieses besteht jetzt seit zwei Jahren und hat den kanadischen und bundesstaatlichen Farmern Millionen von Mark gerettet, die vollständig verloren gewesen wären, wenn die Einrichtungen des Getreidehospitals nicht existiert hätten.

Dieses Getreidehospital ist nach Art eines der großen Elevatoren gebaut, die man nicht nur in Amerika, sondern

jetzt auch in Europa und in deutschen Häfen findet. Diese Elevatoren sind riesenhohe, fast fensterlose Gebäude, die im Innern in senkrechte Kasten eingeteilt sind. Das angekommene Getreide, das in dem Elevator gelagert werden soll, wird aus den Eisenbahnwagen oder aus dem Schiff mit Hilfe von sogenannten Paternosterwerken bis unter das Dach des Elevators gebracht. Hier fällt das Getreide auf sogenannte endlose Transportbänder, welche sich über Rollen fortbewegen und es in einen der senkrechten, schachtartigen Kasten führen, wo es gelagert wird. Der Kasten hat unten einige Fuß über dem Boden des Elevators einen trichterförmigen Ansatz. Will man das Getreide umlagern, so läßt man es aus dem trichterförmigen Ansatz des Schachtkastens auf ein endloses Transportband rutschen, von dem es nach einer beliebigen anderen Stelle des Elevators befördert wird. Das alles vollzieht sich ohne Menschenkräfte lediglich mit Hilfe von Maschinen; die wenigen Angestellten haben nur die Aufgabe, die Maschinen zu überwachen.

Der Elevator nun, der als Getreidehospital eingerichtet ist, steht nicht am Ufer, sondern auf einem Pfahlrost im Wasser des Sees. Man hat das Riesengebäude deshalb in das Wasser gebaut, damit die Schiffe von allen Seiten herankommen können, wenn sie Ladung bringen oder Ladung holen. Aus dem Inneren des Landes führen Eisenbahnanschlüsse auf Brücken bis unmittelbar an das Getreidehospital heran.

Betritt man das Innere dieses Getreidehospitals, so erschrickt man unwillkürlich, wenn man die Arbeiter sieht, denn sie tragen vor dem Munde große Respiratoren aus weichem Gummi, die an der Vorderseite mit Luftlöchern versehen sind. Hinter diesen Luftlöchern liegen mit desinfizierenden Flüssigkeiten getränkte Schwämme, durch welche die Luft, die der Arbeiter einatmet, gereinigt wird, bevor sie in seinen Mund und in seine Lunge kommt. Die Augen sind mit einer Brille bewaffnet, ähnlich derjenigen, welche die Automobilfahrer tragen; sie liegt dicht an und schützt

die Augen vollständig. Es ist durchaus notwendig, daß die Arbeiter auf diese Weise geschützt werden, weil der Staub, der sich bei der Reinigung des Getreides entwickelt, nicht nur sehr lästig, sondern auch gesundheitsschädlich ist. Besonders würden die Sporenpilze, die sich von dem erkrankten Getreide bei der Reinigung ablösen, schwere Lungenkrankheiten hervorrufen, wenn sie in größeren Mengen eingeatmet würden.

Das erkrankte Getreide, das zur Reinigung nach dem Hospital kommt, wird erst einem Inspektor, der von der kanadischen Regierung angestellt ist, zur Prüfung vorgelegt. Ist dasselbe derartig von Schimmelpilz befallen, daß die Körner vollständig oder zum größten Teil in ihrem Inneren mit Staub gefüllt sind, so wird es als „unheilbar" zurückgewiesen, und gewöhnlich wird es sofort auf Kosten des Absenders verbrannt. Ist das Getreide aber noch zu retten, so wird es zunächst gewogen und dann nach einer sogenannten Revolvermaschine gebracht. Diese besteht aus feinen Drahtsieben und Bürsten, die sich, von Dampfkraft getrieben, mit großer Geschwindigkeit umdrehen. Zwischen diese Drahtsiebe und die Bürsten kommt das Getreide, und nach mehrfacher Umdrehung in der Trommel fällt es wieder auf ein Transportband, welches die nunmehr gereinigten Körner wegschafft. Die Körner sind jetzt nicht nur vollständig rein und von jedem Schmutz befreit, sondern sie sind derartig poliert worden, daß sie ganz blank aussehen. Nun hat das Getreide eine Gebläsemaschine zu passieren, welche etwaige Spreu oder zu leichte Körner fortbläst. Nachdem es so zweimal gereinigt ist, wird es wieder gewogen, um festzustellen, wie viel Abgang der Schmutz darstellte. Man hat sich durch die Praxis davon überzeugt, daß das so gereinigte und von dem Staub der Sporenpilze befreite Getreide vollkommen gesund ist und sich jahrelang unverändert und tadellos in Qualität auf dem Lager hält.

Durch Nässe verdorbenes Getreide teilt man nach dem Wassergehalt in drei Klassen. Mit „klebrig" bezeichnet man

solche Körner, welche nicht mehr als 4½ Prozent Wasser enthalten; „dämpfig" heißen die Körner, welche 7½ Prozent enthalten, und „naß" die, welche 11 bis 15 Prozent Wasser aufgenommen haben. Zum Trocknen dieser nassen Körner hat man eine besondere Maschine erfunden. Aus dem Kasten des Elevators, in dem das Getreide sich befindet, rutscht dasselbe auf ein Transportband und wird von diesem in einen Behälter geführt, der durch dünne, sehr engmaschige Drahtgeflechte in eine große Zahl von Abteilungen geteilt ist, welche nur eine Breite von etwa 18 Zentimeter haben. Sind sämtliche Abteilungen des riesigen Kastens gefüllt, so werden die Türen und Deckel geschlossen, und man läßt jetzt allmählich trockene heiße Luft, die durch verschiedene Apparate ging, um sie gänzlich wasserfrei zu machen, durch die Körner hindurchstreichen. Ganz allmählich zieht sich die warme Luft durch die Körner hindurch. Dann verstärkt man den Druck und die Temperatur, damit die Körner bis zu einem gewissen Grade erhitzt werden. Natürlich richtet sich die Stärke des Luftstroms nach den Prozenten des Wassergehaltes. Aber selbst das Getreide, das bis 15 Prozent Wasser enthält, wird von dem heißen Luftstrom vollkommen getrocknet, wenn es zwei bis drei Stunden in dem Kasten gelegen hat. Hat man sich durch Herausnehmen von Proben davon überzeugt, daß die Körner vollkommen trocken sind, dann leitet man einen kalten Luftstrom durch die Fächer des Kastens, der nach ein bis zwei Stunden die Körner vollständig abgekühlt hat. Durch Proben überzeugt man sich dann, daß die Körner wirklich kein überflüssiges Wasser mehr enthalten und daß sie vor allem keine Neigung zur Fäulnis zeigen. Dann führt man die Körner an der Gebläsemaschine vorbei, um sie zu reinigen, und stürzt sie, nachdem man sie wieder gewogen hat, in die großen Lagerschächte, wo sie verbleiben, bis sie verfrachtet werden. Der Kasten, in dem das Trocknen mit heißer Luft vor sich geht, ist so groß, daß in einer Stunde etwa 3000 Hektoliter getrocknet werden können.

Seit seinem Bestehen hat das Hospital jährlich viele

Millionen Bushels Getreide, das krank und unverwendbar war, wieder gesund und marktfähig gemacht. Dieses Getreidehospital steht jedermann, sei er Händler oder Farmer, zur Verfügung, und die Kosten sind verhältnismäßig gering. Sie stehen jedenfalls in gar keinem Verhältnis zu dem Vorteil, der den Benützern des Hospitals dadurch erwächst, daß unverwendbares Getreide wieder seinen vollen Marktwert erhält. A. D. K.

Die sämtlichen Eisenbahnstationen Europas hat, wie der französische Arzt Dr. A. Guillon berichtet, ein sehr reicher, weitgereister Herr L. auswendig gelernt. Schon in seiner frühesten Jugend zeichnete dieser sich durch ein ungewöhnliches Gedächtnis aus, ohne jedoch sonst nach irgend einer Richtung besondere geistige Beanlagung zu verraten. Nachdem er Naturwissenschaft studiert und die Prüfungen bestanden hatte, ging er auf Reisen und besuchte wiederholt die Schweiz, Italien, Spanien, Großbritannien, Belgien, Holland, Algier und Tunis, nicht etwa, um in diesen Ländern Naturschönheiten und Kunstschätze zu genießen, die Sitten und sozialen Einrichtungen der Bewohner zu studieren, sondern einzig und allein zu dem Zweck, sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit der Eisenbahnkursbücher zu überzeugen. Er kennt und verfolgt nämlich kein anderes Lebensziel, als alle Eisenbahnstationen Europas auswendig zu lernen. Tag für Tag, jahraus, jahrein, widmet er viele Stunden dieser sonderbaren Beschäftigung — mit einem Erfolge, der ans Wunderbare grenzt. Professor Pitres und Dr. Guillon haben ihn mit seiner Zustimmung einer Prüfung unterworfen, die er glänzend bestand. Es gibt keine Eisenbahnstation in Europa, die er nicht dem Namen nach kennt. Man nennt ihm irgend eine Linie, und mit nie versagender Sicherheit reiht er die einzelnen Stationen aneinander. Die beiden französischen Ärzte wollten ihren Ohren nicht trauen, als er ihnen auf jede Frage, ob sie nun eine Haupt- oder Nebenlinie in Frankreich, England, Rußland, Deutschland und Schweden betraf, aus dem Gedächtnis die genaueste, stets zutreffende Antwort gab. Freilich glaubten sie mehr als

einmal, ihn auf einem Irrtum ertappt zu haben, aber er wies ihnen jedesmal nach, daß sein Gedächtnis zuverlässiger sei als die Eisenbahnkarten oder Kursbücher, mit deren Hilfe sie ihn auf die Probe stellten. C. T.

Ein Menschenfreund. — In einer der belebtesten Straßen der Stadt Liverpool in England sprach kürzlich ein gutgekleideter Herr einige Männer, die anscheinend arbeitslos an einer Straßenecke standen, an. „Wie lange seid ihr außer Arbeit?" fragte er.

Einige antworteten, zwei Wochen, andere sagten drei und einige behaupteten, schon längere Zeit arbeitslos und ohne jeden Verdienst zu sein.

„Da wird's wohl nicht viel Leckerbissen zu Hause geben," meinte der Fremde, „und ein ordentliches warmes Mahl möchte euch schmecken, nicht wahr?"

Es hatten sich inzwischen etwa acht Männer zusammengefunden, und alle stimmten eifrig zu.

„Nun, so kommt mit, alle, die ihr rechtschaffen hungrig seid," sagte der Fremde, führte sie in ein nahegelegenes Restaurant und bestellte für alle ein ausreichendes, schmackhaftes Essen, das alsbald aufgetischt wurde.

„Es ist mir eine wahre Herzerquickung, die braven Leute mit solchem Appetit essen zu sehen," meinte der Herr zum Besitzer des Restaurants, als die Arbeiter einzuhauen begannen.

„Ein erhebender Anblick!" stimmte der Wirt zu.

„So etwas erbaut mich mehr als eine gute Predigt," fuhr der Fremde fort.

„Eine gute Tat trägt immer gute Frucht," erwiderte salbungsvoll der Wirt.

„Sie haben recht, Herr Wirt, ich kann heute wirklich ein gutes Werk tun. Warten Sie einen Augenblick!"

Er eilte hinaus und kehrte nach wenigen Minuten mit weiteren drei Arbeitern, zwei Kutschern, einer alten Frau und zwei Zeitungsjungen zurück. Auch diesen wurde reichlich aufgetischt, und alles speiste mit einem Eifer, als ob es einen Preis zu gewinnen gelte.

„Da schauen Sie," lachte der Fremde strahlenden Gesichts, „das ist ein Anblick! Ach, wenn ich doch alle Armen Liverpools einmal so speisen könnte!"

„Sie sind ein guter Mensch, ein wahrer Menschenfreund," antwortete der Wirt ebenso strahlend, denn er überschlug schon im Geiste, wie viel mehr er diesem offenbar Verrückten über den gewöhnlichen Preis abknöpfen könne.

„Wie viele Leute sind jetzt da? — Zehn, zwölf, vierzehn, sechzehn! — Es fehlen also nur noch vier an einer runden Zahl. Warten Sie, ich hole sie noch!" rief begeistert der Fremde und eilte wiederum hinaus — und soll heute noch wiederkommen!

Der Wirt, der, da der „Menschenfreund" nicht wiederkehrte, die ganze inzwischen gesättigte Gesellschaft verhaften ließ, wurde mit seiner Klage abgewiesen, da keiner der Gespeisten den Fremden mit dem guten Herzen je vorher gesehen hatte. W. St.

Sittenbilder aus Korea. — So nahe benachbart Japan und Korea sind, so ist der Stand der Kultur in letzterem doch weit hinter dem Japans zurückgeblieben. Das Kulturleben in Korea hat immer in starker Abhängigkeit von dem Chinas gestanden; so hat es auch früh die Buchdruckerkunst übernommen und ausgebildet, ohne doch eine eigene nationale Literatur zu besitzen. Die Koreaner sind ein mongolisches Mischvolk; sie erhielten ihre Nationalität und Sprache von den im zweiten Jahrhundert v. Chr. von Norden her kommenden Kaoli, die sich die ganze Halbinsel unterwarfen.

Das Volk zerfällt in drei Klassen: die Adeligen und Beamten, die Freien, die Leibeigenen. Nur der Adel trägt farbige Gewänder, die der Beamten sind denen der chinesischen Mandarinen nachgeahmt; das übrige Volk darf nur weiße oder ungefärbte Stoffe tragen. Korea hat keine Münze, und so beschränkt sich der Handel auf Tauschhandel; ein Versuch der Japaner, Gold- und Silbergeld einzuführen, zu dessen Prägung sogar in der Hauptstadt Söul eine Münze errichtet wurde, blieb ohne Erfolg. Die Beamten

beziehen daher keinen Gehalt, ſondern erhalten ihre Einkünfte aus den Naturallieferungen des Volkes, was beſtändig zu Bedrückungen und Erpreſſungen führt.

Die alte Landesreligion, der Buddhismus, hat viel von ihrer Reinheit verloren, der im Lande herrſchende Aberglaube hat ſie verdorben, und ihre Autorität hat darunter

Geisselung der Schienbeine eines koreanischen Uerbrechers.

leiden müſſen, daß das jetzige Herrſcherhaus die Lehre des Konfutſe annahm. Träger Sklavenſinn herrſcht im Volke vor, an deſſen Degeneration das im Lande übliche frühe Heiraten nicht wenig Schuld haben mag. Knaben und Mädchen von vierzehn Jahren ſchließen ſchon Ehen. Bei der Verlobung wird die Braut mit verklebten Augenlidern dem Bräutigam zugeführt. In den erſten Wochen der Ehe

iſt es den Frauen verboten, zu ſprechen. Vielweiberei iſt üblich, doch kann nur eine Frau die rechtmäßige Gattin ſein. Unverheiratet zu bleiben iſt Schande für ein Mädchen, und ſtirbt ein ſolches vor der Hochzeit, ſo wird die Leiche außerhalb des Familienfriedhofs auf der Landſtraße begraben; man glaubt, daß der über das Grab hin und her

Die koreaniſche Schaufel.

gehende Straßenverkehr den ſonſt zur Unruhe verdammten Geiſt der Verſtorbenen zur Ruhe bringen werde.

Die Juſtiz der Koreaner verwendet ſehr grauſame Strafen. Unſer erſtes Bild ſtellt eine Geißelung dar, die an den nackten Schienbeinen des Verurteilten vollzogen wird. Der Gefangene iſt auf einen Stuhl gebunden. In dieſer Verfaſſung wurde er mittels einer Stange an den Knieen

auf den Gefängnishof getragen. Die Haut auf dem Schienbein ist bekanntlich ganz besonders empfindlich.

Die Hauptbeschäftigung der Koreaner ist der Ackerbau; Handel und Industrie sind meist in den Händen von Ausländern, von Japanern, Russen, Amerikanern und anderen. Ein merkwürdig umständliches Verfahren ist in Gebrauch, wenn beim Feld- und Gartenbau ein einfaches Loch in den Boden gegraben wird. Da, wo der Stiel an der mit Eisen beschlagenen hölzernen Schaufel sitzt, wird er mit starken Stricken aus Stroh umwunden. Während ein Arbeiter die Schaufel in den Boden stößt, halten zwei andere die Enden der Stricke, und wenn der erstere die ausgestochene Erde aushebt, helfen ihm die beiden anderen durch Ziehen, wie unser Bild auf S. 227 das darstellt. J. P.

Das Brummeisen. — In früheren Zeiten gab es ein kleines, unscheinbares Instrument unter dem Namen „Brummeisen", welches meist auf dem Lande zur Unterhaltung gern gespielt wurde. Dasselbe bestand aus zwei kleinen bogenförmigen, an einem Ende miteinander verbundenen Stückchen Eisen, zwischen welchen eine leichte, leicht schwingende Stahlzunge, vorn mit einem Häkchen versehen, lag. Dieses einfache Werkzeug, zwischen die Zähne eines Menschen genommen — daher auch „Maultrommel" genannt — war fähig, die Musik der Sphären hervorzubringen, und hat einem Manne, der es zu spielen verstand, einen europäischen Ruf verschafft.

In einer stillen Sommernacht des Jahres 1783 machte ein Offizier mit der Wachmannschaft die Runde in den Breslauer Festungswerken, als er plötzlich eine höchst liebliche Musik vernahm. Da ihm deren Ursprung unbegreiflich erschien, ließ er die Truppe halten, um das Rätsel zu untersuchen; aber die Musik verstummte fast zu gleicher Zeit. Ein Grenadier, der in einiger Entfernung auf Posten stand, wurde befragt, und er gestand, daß er es gewesen sei, der sich in der Einsamkeit mit einem Instrument, das in seiner salzburgischen Heimat gebräuchlich, die Zeit vertrieben habe.

Der Offizier machte Meldung von dem Vorfall, und der

Grenadier mußte seine Kunst erst vor dem Hauptmann, dann vor dem Obersten zeigen und erntete deren Beifall; ja die Meisterschaft, mit welcher er sein einfaches Instrument behandelte, wurde sogar in den höchsten Kreisen bekannt, und als Friedrich der Große 1785 zum letzten Male nach Schlesien kam, wurde der Grenadier Koch in das Tafelzelt des musikliebenden Kronprinzen und späteren Königs Friedrich Wilhelm II. befohlen, um diesem die Langeweile der Lagerzeit zu kürzen. Diese Probe seines Talentes führte auch wenige Jahre darauf seine Befreiung vom Militärdienste herbei; denn bald nach dem Regierungsantritt des Kronprinzen ward Friedrich Koch nach Berlin berufen, um sich daselbst vor dem königlichen Hofe hören zu lassen. Auch hier feierte die eigentümliche Behandlung seines Instrumentes einen vollständigen Triumph, und die Prinzessin Friederike, die spätere Herzogin von York, welche durch diese Musik zu Tränen gerührt worden war, gab dem Künstler Gelegenheit, sich für seine Kunst weiter auszubilden.

Von den Erfolgen, welche Koch auf seinen musikalischen Wanderungen errang, kann sich die Gegenwart keinen Begriff machen, da es Virtuosen auf dem betreffenden Instrument nicht mehr gibt. Aber aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen und zwar von Männern wie Goethe, Jean Paul, Klopstock u. s. w. können wir uns ein Bild von den zauberähnlichen Wirkungen jener musikalischen Vorträge machen. Koch bedurfte dazu Stille und Dunkelheit; jene, weil er sich in der Anwendung des Pianissimo auszeichnete, diese, weil sie die Phantasie der Hörer steigerte, und um die Bewegung seiner Hände zu verbergen. Er hatte es nämlich so weit gebracht, daß er mit drei und vier Maultrommeln, die in ebensovielen einander verwandten Tonarten gestimmt waren, abwechseln konnte.

Der regierende Herzog von Braunschweig hatte Koch einmal spielen gehört und beschloß, durch ihn der Herzogin an ihrer Geburtstagsfeier eine Überraschung zu bereiten. Bei der glänzenden Abendtafel erbat sich der Herzog die

Erlaubnis, für kurze Zeit die Lichter auslöschen zu lassen. Als nun alle erwartungsvoll, ob vielleicht eine Art von Feuerwerk, ein Transparent oder dergleichen sichtbar werden würde, dasaßen, hörte man in der Ferne eine Kirchenuhr zwölf schlagen. Bald darauf erklang ebenfalls aus weitester Ferne der Choral: „Nun lasset uns den Leib begraben," immer näher kam die Musik — es war den bangen Zuhörern, als zöge vor ihrem Blick ein Zug von Mönchen vorüber, die einen Sarg trugen — dann verhallten die Töne allmählich wieder in der Ferne; tiefe Stille. Die Lichter der Tafel wurden wieder angezündet, und man erwachte wie aus einem Traume. „Was war das?" erscholl es von allen Lippen. Alle rieten auf ein künstliches Uhrwerk, das der Herzog irgendwo im Saale habe anbringen lassen. Man bestürmte ihn mit Fragen. Endlich versprach er, der Gesellschaft das Uhrwerk zu zeigen. Auf einen Wink öffnete sich die Tür, und herein trat ein stattlicher Mann mit ehrfurchtsvoller Verbeugung. Er hatte sich vorher unbemerkt im Saale befunden. Mit besonderem Wohlbehagen pflegte Koch noch in alten Tagen das Staunen der Gäste und den Dank der überraschten Herzogin zu schildern. C. T.

Ein Heringsteich. — Vor der Küste Norwegens liegt die Inselgruppe der Lofoten. Eine dieser Inseln hat einen tiefen, schmalen Einschnitt, den „Borgefjord". Es ist ein langer, aber enger, flußähnlicher Wasserraum von 240 Fuß Tiefe, der natürlich Seewasser enthält. Er steht mit dem Meere in Verbindung und zwar durch einen kurzen, noch engeren Kanal, der nur durch kleine Boote befahren werden kann. Nun aber befindet sich auf der Insel ein ziemlich ausgedehnter Landsee, der mit dem Borgefjord durch einen kurzen Graben zusammenhängt. Dieser Graben ist knapp 3 Fuß tief, der See dagegen reichlich 360 Fuß. Durch den Graben strömt in den Süßwassersee zu jeder Tageszeit eine gewisse Menge Salzwasser aus dem Fjord hinein und verleiht dem Wasser einen schwachen Salzgehalt, so schwach, daß es für den menschlichen Gaumen seine Schmackhaftig-

keit nicht einbüßt, sondern von den umwohnenden Insulanern anstandslos zum Trinken und Kochen gebraucht wird.

In diesem überaus schwach salzigen Süßwasser hat sich nun zum Erstaunen aller Sachverständigen eine blühende Heringskolonie angesiedelt; man hat es hier im vollen Sinne des Wortes mit einem Heringsteich zu tun. Und das Wunderbare ist, daß in diesem ihnen doch ganz ungewohnten und sonst ganz unzuträglichen Element nicht nur Heringe gedeihen, die zufällig mit dem durch den Graben eindringenden Meerwasser hineingeführt worden sind, sondern daß sie in dem See laichen und sich geradezu erstaunlich vermehren. Es ist nichts Vereinzeltes, daß die Umwohner an einem Tage in gemeinsamem Fischzuge dreißig Tonnen Heringe aus dem See herausholen, ohne daß sein Reichtum sich zu vermindern scheint.

Das außerordentliche Anwachsen der Fischmenge wird dadurch erklärt, daß die natürlichen Feinde des Herings, die im offenen Meere ungezählten Millionen von ihnen den Garaus machen, in diesem abgeschlossenen Wasserbecken nicht vorhanden sind. Es beherbergt außer ihnen weiter keine Fische als Forellen. Bei der ungewöhnlichen Rogenmenge der Heringsweibchen muß sich also ihr Geschlecht ins Ungemessene vermehren. Das Abzapfen von dreißig Tonnen Heringen ein paarmal im Jahre reißt daher noch keine empfindliche Lücke und kommt der armen Bevölkerung dieser dürftig ausgestatteten Eilande als ein warm bewillkommnetes Geschenk zu gute. Cl. D.

Kafferchirurgie. — Ein englischer Arzt, welcher den Krieg in Südafrika mitgemacht hat, spricht sich über die Kafferchirurgie aus und führt ein Beispiel an, das er persönlich beobachtete. Ein Kaffer war von einer Kugel getroffen worden, die zwischen der sechsten und siebenten Rippe auf der rechten Seite eingedrungen und auf der linken Hinterseite unter den falschen Rippen wieder ausgefahren war, nachdem sie die Leber durchschlagen und wahrscheinlich auch den ersten Lendenwirbel getroffen hatte. Der Kaffer lief erst noch eine ganze Strecke, dann fiel er zu Boden,

wurde von seinen Freunden aufgelesen und in einem Karren fünf Kilometer weit transportiert, worauf er in die Behandlung eines Arztes seines Stammes kam. Dieser brachte sofort seine Spezialkenntnis der Wundbehandlung zur Anwendung. Er nahm ein Kuhhorn, das durch Abschlagen der Spitze in eine Röhre verwandelt worden war. Das dünnere Ende des Hornes wurde in eine der Öffnungen der Wunde eingesetzt, und der „Arzt" blies und pustete dann mit aller Kraft durch das andere Ende des Hornes, um die etwaigen Verunreinigungen aus der entgegengesetzten Öffnung der Wunde hinauszutreiben. Nachdem dies zur Befriedigung des Operateurs geschehen war, nahm er Kuhmist und bereitete daraus zwei Umschläge, die auf die beiden Wundöffnungen gelegt wurden. Nun war die Operation beendet. Vier Tage später wurde der Kranke von dem englischen Arzte besucht. Das Allgemeinbefinden des Verwundeten war gut, die Lebergegend etwas schmerzhaft, aber die Temperatur normal. Der englische Arzt entfernte den Verband seines Kollegen vom Kaffernstamm und legte einen antiseptischen Verband an. Zwei Tage später fing die Wunde an zu eitern, was selbstverständlich der falschen Behandlung des europäischen Arztes zugeschrieben wurde. Immerhin war der Verletzte vier Tage später so weit, daß er sich wieder von seinem Lager erheben konnte. Ob nun die Chirurgie des Kaffern oder des Europäers den Sieg davongetragen hat, mag selbst dem englischen Arzte zweifelhaft gewesen sein, der jedoch von den Kaffern als ein Kurpfuscher ersten Ranges betrachtet wurde.

Die Widerstandsfähigkeit der Naturvölker gegen Körperverletzungen ist schon oft durch wunderbare Beispiele erwiesen worden, dieser Fall darf aber wohl als besonders merkwürdig betrachtet werden. C. T.

Das Wachgespenst. — In Königsberg kamen in einer kalten Winternacht des Jahres 1842 zwei Studenten in weinseliger Laune an der Hauptwache im Schlosse vorbei, und einer derselben, der gewaltig schwankte, fühlte sich bewogen, sich an das Schilderhaus zu lehnen.

Der ehrliche ostpreußische Musketier schien nicht gesonnen, mit dem Betrunkenen viele Umstände zu machen; aber dessen Begleiter, der nüchterner und gesetzter erschien, gab dem Soldaten so viele beruhigende Worte, daß dieser sich nachsichtiger zu bezeigen anfing und nur darauf bestand, der Nüchterne solle den Betrunkenen fortschaffen. Das geschah auch. Die beiden Studenten zogen ab und zwar die steile, gepflasterte Straße nach dem Pregelflusse hinunter.

Einige Minuten später aber gellt der Ruf: „Rrrr—aus!" durch die stille Nacht, Offiziere und Wachmannschaften stürzen hinaus — draußen steht die Schildwache wie angewurzelt, mit starren Augen, das Gewehr gefällt. Das Blut erstarrt allen fast in den Adern, denn die Trommel, die sonst ruhig auf ihrem Bocke neben dem Schilderhause zu liegen pflegt, springt mit dumpfem Rasseln, als schlage sie zum Totenmarsche, auf dem Boden herum, dann läuft sie die Straße hinab, die zum Pregel führt. Sie verschwindet in der Dunkelheit der Nacht, aber noch tönt ihr dumpfes Tönen fort. Der Tambour, der mit ganzem Herzen an dem Heiligtum seiner Ehre hängt, ermannt sich zuerst. Wie rasend stürzt er in den dunklen Bereich des Gespensterlebens hinein, der Trommel nach. Auf Befehl des Offiziers folgt ihm eine Patrouille, das Gewehr im Arm, im Laufschritt. Die Jagd zieht durch die dunkle Straße und ruht nicht eher, bis die lebendig gewordene Trommel auf eine vorstehende Straßenecke stößt und freiwillig haltmacht.

Da liegt sie nun schweigend, der Zauber ist gebrochen, denn der Tambour, als er seinen Liebling wieder fest im Arme hält, findet, daß ein dünner Bindfaden sich mit ihm verknüpft hat, und der Posten, noch immer starr vor Schrecken, fängt an zu begreifen, daß er von den Studenten überlistet ward, die vorher denselben Weg wie die Trommel genommen haben.

Man lachte in ganz Königsberg tüchtig über diesen nächtlichen Spuk, konnte aber die Täter nicht ermitteln. Erst viele Jahre später, als sie selbst die Geschichte er-

zählten, erfuhr man ihre Namen. Es waren ein Herr L. und v. T. Der eine wurde später Appellationsgerichtsdirektor, der andere starb als kommandierender General. C. T.

Ein verhängnisvoller Windstoß. — Im Jahre 1878 lebte in der Stadt Medford im nordamerikanischen Staate Massachusetts ein französischer Gelehrter namens Leopold Trouvelot. Er beschäftigte sich mit dem Studium der Insekten Amerikas und ließ sich eines Tages zu Studienzwecken und zum Vergleich mit amerikanischen Schmetterlingseiern aus Europa von einem Freunde Eier des sogenannten Schwammspinners schicken, da diese Schmetterlingsart damals in Massachusetts noch nicht bekannt war.

Der Schwammspinner ist ein schlimmer Schädling; er ist fast noch gefährlicher als die sogenannte „Nonne", welche bei uns in Deutschland schon ganze Wälder verwüstet hat. Der Schwammspinner ist namentlich deshalb so gefährlich, weil er nicht nur, wie die „Nonne", Fichten und Kiefern, sondern alle Bäume anfällt, und weil sich selbst unter den schwierigsten Bedingungen aus diesen Eiern Raupen entwickeln.

Der europäische Freund Trouvelots hatte ein ganzes Nest von Schwammspinnereiern, die man in faustgroßen, sack- oder traubenartigen Ansammlungen findet, in Watte gepackt und in einer Schachtel an den französischen Gelehrten gesandt. Gleich nach der Ankunft hatte Trouvelot das Paket ausgepackt und die Watte mit den Schmetterlingseiern auf seinen Schreibtisch gelegt, neben dem sich das offene Fenster befand. Als Trouvelot nach einiger Zeit das Zimmer verließ, entstand ein sehr heftiger Luftzug, und der Windstoß wehte die Watte mit den Eiern zum Fenster hinaus in den Garten. Als Trouvelot wieder in sein Zimmer zurückkehrte, dachte er nicht gleich an die Schmetterlingseier, da er etwas anderes zu tun hatte, und erst gegen Abend bemerkte er den Verlust und suchte nun eifrig im Zimmer danach. Er fand sie aber nicht und entdeckte erst einige Tage später die Watte im Garten; jedoch enthielt dieselbe nur noch einen geringen Teil der Schmetter-

lingseier. Diese genügten dem Gelehrten, um seine Versuche zu machen, und er nahm an, daß die anderen zu Grunde gegangen seien.

Ein Jahr später bemerkte Trouvelot in seinem Garten Raupen des Schwammspinners, was ihm deshalb auffiel, weil, wie bereits erwähnt, diese Schmetterlingsart in Massachusetts bisher noch nicht vorgekommen war. Im nächsten Jahre hatten sich die Raupen bereits derartig vermehrt, daß Trouvelot selbst bange wurde, und er sich veranlaßt sah, der Staatsregierung von Massachusetts von dem Vorhandensein der Raupen Mitteilung zu machen. Da man aber nicht wußte, welch ein böser Schädling der Schwammspinner ist, lachte man über die Anzeige des närrischen Gelehrten und gab ihr weiter keine Folge. Kurze Zeit darauf kehrte Trouvelot nach Paris zurück, und man hörte in Massachusetts, speziell in Medford, nichts weiter von ihm.

Zehn Jahre lang hatten die Schwammspinner Zeit, sich zu vermehren, ehe man etwas Besonderes merkte. Die Raupenplage zeigte sich zwar in dem Garten des Hauses, das Trouvelot bewohnt hatte, schließlich waren auch die Nachbargärten in der Myrtenstraße, in der das Haus stand, verseucht, allein im allgemeinen spürte man noch nichts von dem unheimlichen Gast. Im Jahre 1889 aber drohten die plötzlich massenhaft auftretenden Raupen die ganze Ernte zu vernichten, ja, die Bevölkerung dachte daran, die Stadt zu verlassen. Straßen und Trottoire waren schlüpfrig von den zertretenen Raupen; von den Bäumen und Dächern fielen sie den Leuten auf die Köpfe. Die Raupen krochen in die Wohnungen, drangen in jede Ecke ein und gestatteten den Einwohnern kaum noch, ihre Betten zu benützen. In den warmen Sommernächten verbreitete sich dabei ein fürchterlicher Geruch, man mußte im Juni in Medford schließlich alle Geschäfte einstellen, und die Bewohnerschaft widmete sich ausschließlich der Raupenjagd. Mit Wasser, mit Petroleum, mit giftigen Gasen und Feuer ging man den Schädlingen zu Leibe, ohne irgend einen sichtbaren Erfolg zu erreichen. Die Regierung

von Massachusetts wendete sich an das Staatssekretariat für Landwirtschaft in Washington, und hier stellten die Gelehrten fest, daß die Raupen die des Schwammspinners, eines der gefährlichsten Wald- und Bäumeverwüsters Europas, seien. Nunmehr bekam die Regierung von Massachusetts Angst und bewilligte 100,000 Mark für die Vertilgung der Eier, Raupen und Schmetterlinge. Es begann ein regelrechter Krieg gegen den Schwammspinner. Gegen hundert Mann zogen als bezahlte Raupenjäger der Regierung in Medford und der Umgegend umher, und ihre Aufgabe war es, die Wälder, Obstgärten und einzelstehenden Bäume nach Raupen, Eiern und Puppen abzusuchen.

Der Sommer 1890 kam, und es zeigte sich, daß die Raupenplage nicht nur nicht abgenommen, sondern sich noch gesteigert hatte. Jetzt war nicht nur die Stadt Medford, sondern die ganze Umgegend von der Raupenplage befallen. Die Regierung setzte 200,000 Mark zur Vertilgung der Schädlinge aus. Die gesamte verseuchte Gegend wurde in Distrikte eingeteilt, jeder Distrikt erhielt einen Inspektor, dem eine Anzahl von Raupenjägern zugeteilt wurde, und mit dem größten Eifer widmete man sich der Vertilgung der Tiere. Große Hoffnungen setzte man auf Schmetterlingsfallen, die irgend ein kluger Yankee erfunden hatte. Aber obgleich man in diesen Fallen die Schmetterlinge zu Zehntausenden fing, nahmen sie doch nicht ab, und die Raupenplage nahm kein Ende.

Der Winter zum Jahre 1891 war sehr streng, und man war überzeugt, daß die Kälte auch den Eiern und Puppen der Schwammspinner den Garaus machen würde. Man hatte eben noch keine Ahnung von der Zähigkeit und Lebensfähigkeit des Schädlings. Im Jahre 1891 erwies es sich, daß das Terrain, das von der Raupenplage befallen war, sich verdreifacht hatte. Durch Wagen, durch Ladungen von Heu und Stroh, welche unter Bäumen dahin fuhren, auf denen die Raupen saßen, wurden die Tierchen meilenweit hin verschleppt. Endlich entschloß sich am Ende des Jahres 1891 die Regierung des Staates Massachusetts,

die Summe von 800,000 Mark aufzuwenden, um der Plage ein Ende zu machen. Man sperrte die Gegenden, welche von den Raupen befallen waren, zum Teil vom Verkehr ab. Tiere, Wagen und Frachtladungen, die aus der Raupengegend kamen, wurden auf das sorgfältigste untersucht und desinfiziert. Und doch wären alle Bemühungen vergeblich gewesen, wenn man nicht im vergasten Petroleum endlich ein Mittel gefunden hätte, um den Raupen und Schmetterlingen energisch zu Leibe zu gehen. Zehn Jahre noch, bis zum Jahre 1901, hat es gedauert, bis der Staat vollständig von den Raupen befreit war, und mehr als eine Million Mark hat allein dem Staate Massachusetts der Windstoß gekostet, der die Raupeneier von dem Arbeitstische des Gelehrten Trouvelot in Medford in den Garten schleuderte. A. O. K.

Eine seltsame Bratpfanne. — Unter den vielen interessanten Gegenständen, welche im Clunymuseum zu Paris aufbewahrt werden, befindet sich auch die Kupferplatte mit eingegrabener Inschrift, welche einst am Sarge Ludwigs XIV. befestigt war und von demselben abgerissen wurde, als man im Jahre 1793 das Erbbegräbnis der bourbonischen Könige zu St. Denis plünderte.

Die erwähnte Platte zeigt die vereinigten Wappen von Frankreich und Navarra, umgeben von der Halskette des St. Ludwigs- und dem Bande des Heiligen-Geist-Ordens und gestützt von zwei Engeln als Wappenhalter, darunter die Worte: „Hier ruht der edle und mächtige Fürst, König Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra", und in der unteren Hälfte drei symmetrisch gestellte Löcher, mit denen es folgende kuriose Bewandtnis hat.

Herr du Sommerand, der Gründer und langjährige Direktor des Clunymuseums, besuchte nämlich einmal eine gewöhnliche Kneipe von St. Denis, welche sich eines lokalen Rufes wegen eines gewissen Volksgerichts erfreute, und während er wartete, bis man ihm das Essen bereitete, bemerkte er an der Wand eine kupferne Bratpfanne von etwas ungewöhnlicher Form. Er nahm sie in die Hand, um

sie genauer zu betrachten, und bemerkte unter einer dichten Ruß- und Kohlenschichte eingravierte Buchstaben. Ohne etwas merken zu lassen, kaufte er der verwunderten Wirtin die Bratpfanne ab, ließ sie reinigen und erkannte, daß er die Sargplatte Ludwigs XIV. vor sich habe. Die drei Beine wurden entfernt, die pfannenförmige Vertiefung wieder gerade gestreckt, aber die Löcher, in welche die Beine eingelötet gewesen waren, sind bis zum heutigen Tage geblieben. C. T.

Hundezucht in der Mandschurei. — Die mandschurische Hunderasse weist ein dichtes, seidenglänzendes Haar auf. In diesem eigenartigen Hundepelze steckt einzig und allein der Wert, der die Bewohner der Mandschurei dazu bewogen hat, Hundezucht zu treiben. Etwa 400 bis 500 Hunde werden auf einer solchen Hundekolonie großgezogen, und wenn sie acht bis neun Monate alt geworden sind, werden alle, mit Ausnahme der zur Zucht bestimmten besten Tiere, getötet und ihnen das Fell über die Ohren gezogen, was gewöhnlich um die Mitte des Winters geschieht, wo der Pelz am dichtesten und längsten ist. Das unvergleichlich schöne, seidige Haar dieses mandschurischen Hundes erreicht oft eine Länge von 6 bis 7 Zoll. Es sind dort daher im allgemeinen nicht, wie in Rußland, die Schafe, welche das Material zur Bekleidung des Menschen liefern; jedem Mandschuren, ob arm oder reich, ist sein Hundepelz ebenso unentbehrlich wie dem Russen sein Lammpelz. E. K.

Toilettensorgen. — Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die letzte Romanow (1741—1762), war der Schrecken ihrer sämtlichen Hofdamen, denn sie konnte es durchaus nicht vertragen, wenn eine von ihnen auch nur ähnlich so wie sie gekleidet oder frisiert erschien.

Trotz des strengen Verbotes, das die Herrscherin in Bezug darauf gegeben, vermochte man beim besten Willen ihrem Befehl umsoweniger immer nachzukommen, als sie an 20,000 Kostüme aller Art und Färbung besessen haben soll, folglich ein zufälliges Zusammentreffen der Toilettenwahl des gleichen Tages sehr leicht möglich, ja kaum gänzlich zu vermeiden war.

Bei Gelegenheit eines Hofballes hatte eine jugendliche Schöne ihr Haar mit einer Rose geschmückt. Doch — o weh! — auch die Zarin trug zum Unglück gerade an diesem Abend eine ebensolche Blume auf dem stolzen Haupte.

Sofort mußte die ahnungslose Frevlerin ihr Knie vor der Kaiserin beugen, die sich eine Schere bringen ließ und nicht nur allerhöchsteigenhändig die Rose, die ihr ein Dorn im Auge war, sondern zugleich fast die Hälfte des Haares, in welchem sie befestigt war, abschnitt.

Nach dieser öffentlichen Exekution verabreichte die erzürnte Herrscherin ihrer unfreiwilligen Toilettenrivalin vor allen Anwesenden noch ein paar schallende Ohrfeigen und wendete sich alsdann wieder dem unterbrochenen Tanzvergnügen zu. K. R.

Kostbarer Tee. — Der Tee ist jetzt auch bei uns in Deutschland ein sehr beliebtes Getränk geworden, und für einen verhältnismäßig billigen Preis bekommt man schon ein ganz wohlschmeckendes Gewächs. Der Preis, der im Durchschnitt in Deutschland für guten Tee bezahlt wird, beträgt etwa 6 Mark für ein Pfund, und dieser Tee sagt unserem Geschmack auch am besten zu. Die sogenannten „besseren" Teesorten würden, ganz abgesehen von den enormen Preisen, die dafür verlangt werden, wohl nie unseren Beifall finden, denn ein ganz eigentümlich scharfes, stechendes Aroma haftet ihnen an, und nur sehr schwer gewöhnt man sich daran. Ist man aber einmal daran gewöhnt, so hält es ebenso schwer, sich wieder zu billigerem, milderem Tee zurückzufinden.

Die höchsten Preise für Tee werden in England, wo ja auch am meisten Tee getrunken wird, gezahlt. Für die englische Königsfamilie wird auf Ceylon ein besonderer Tee gebaut, der etwa 160 Mark das Pfund kostet. Dem Durchschnittsgeschmack sagt aber dies Getränk absolut nicht zu, denn, wie Leute, die davon getrunken haben, behaupten, hat er einen Nachgeschmack wie von stark geräucherten Heringen. Dennoch gibt es Teetrinker in England, die gern jede Summe für ein solches Getränk bezahlen. Zum Bei-

spiel ist stets rege Nachfrage in London nach einer Teesorte, die auf der „Gallebodde-Pflanzung" auf Ceylon wächst, und für die noch kürzlich ein Preis von 87 Mark das Pfund im Großverkauf und 110 Mark das Pfund im Kleinverkauf erzielt wurde.

Den höchsten Preis von 510 Mark für ein Pfund Tee, der ebenfalls auf Ceylon gewachsen war, erzielte vor kurzem eine Firma in London. Aber selbst dieser unerhört hohe Preis bildete kein Hindernis für den Weiterverkauf, denn innerhalb zwei Tagen war die ganze Sendung von zwanzig Kisten vergriffen. W. St.

Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. — Während einer seiner Vortragsreisen durch die Vereinigten Staaten fehlten dem bekannten englischen Dichter Charles Dickens von seiner Wäsche, die er einer Waschfrau zum Waschen übergeben hatte, sechs neue Hemden. Auf seine Frage, wo die Hemden geblieben wären, antwortete die Frau weinend, das sei ihr ganz unerklärlich; gewaschen habe sie sie, aber seitdem seien sie spurlos verschwunden. Sie müßten gestohlen worden sein. In seiner Gutherzigkeit meinte Dickens, daß Vorfälle dieser Art ja alltäglich vorkämen, aber in Zukunft möchte sie doch besser acht auf seine Sachen geben.

Einige Tage darauf brachte ihm die Waschfrau ihre Rechnung, aber wie erstaunte der Dichter, als er darauf auch die Wäsche für die sechs gestohlenen Hemden mit aufgerechnet fand.

„Ja, liebe Frau," sagte er, „was heißt denn das? Erst bringen Sie mich durch Ihre Unachtsamkeit um meine Hemden und dann rechnen Sie mir auch noch die Wäsche dafür an!"

„Ganz recht, Herr," erwiderte die Frau, „aber sie sind ja erst gestohlen worden, nachdem ich sie gewaschen hatte. Sie werden doch eine arme Frau nicht um ihr sauer verdientes Geld bringen wollen?"

Lächelnd bezahlte Dickens die Rechnung. W. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Ball-Seiden

reizende Neuheiten in weiß, schwarz und farbig in allen Preislagen. Versandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,** **Vanillin-Zucker,** **Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker

Bielefeld.

S. J. Arnheim = Berlin N. 20

Hofkunstschlosser Sr. Majestät des Kaisers und Königs
K. u. K. Oesterreichisch-Ungarischer Hoflieferant

Aelteste und grösste Fabrik für Geldschrank- und Tresor-Bau

Spezialität: „Stahlkammern • Safes • Geldschränke"

Lieferant der Reichsbank, Königl. Seehandlung, Deutschen Bank, Disconto-Gesellschaft, Dresdner Bank, Bank für Handel und Industrie, Berliner Handelsgesellschaft und der grössten Finanz-Institute Deutschlands, Russlands, Italiens, Oesterreich-Ungarns, Schwedens, Norwegens etc.

Begründet 1833.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Universal-Bibliothek für die Jugend.

Eine Auswahl der besten und bekanntesten Jugendschriften in neuen Ausgaben **zu sehr billigen Preisen von 20 Pf. an bis höchstens 1 Mark 20 Pf.**

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. in beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Es sind 400 Nummern erschienen.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse in jeder Buchhandlung gratis.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer, billiger Lieferungs-Ausgabe.

In dem unterzeichneten Verlag beginnt soeben in **neuer, billiger Lieferungs-Ausgabe** zu erscheinen:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen

von **Dr. C. E. Bock,** weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und sechs Farbtafeln.

Neu bearbeitet von Medizinalrat **Dr. W. Camerer.**

Vollständig in 20 Lieferungen zu 30 Pfennig.

Alle vierzehn Tage eine Lieferung im Umfang von 3 bis 4 Druckbogen.

Die gewaltigen Fortschritte der gerade gegenwärtig in so rascher Entwicklung begriffenen Natur- und medizinischen Wissenschaften haben es notwendig gemacht, Bocks Buch einer vollständigen Umarbeitung zu unterziehen, welche in mustergültiger Weise von dem Herausgeber, Medizinalrat Dr. Camerer, ausgeführt worden ist. Außerdem wurde die neue Auflage mit zahlreichen neuen, teils farbigen Tafeln und Figuren versehen, so daß das Werk in seinem ganzen Inhalt durchaus **auf der Höhe der Zeit steht.** Um das altbewährte Buch in immer weitere Volkskreise dringen zu lassen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, **eine neue, billige Lieferungs-Ausgabe** zu veranstalten. Die siebzehnte Auflage erscheint in

20 Lieferungen zu 30 Pfennig.

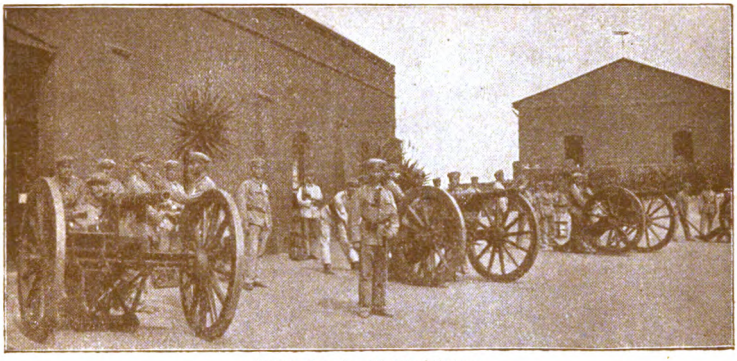
Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf Bocks Buch entgegen und senden die erste Lieferung zur Ansicht. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an

die Verlagshandlung:

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Windhoek. Artilleriekaserne.

Das überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild. Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet von **Hauptmann a. D. Hutter, Dr. R. Büttner, Prof. Dr. Karl Dove, Direktor A. Seidel, Direktor C. v. Beck, H. Seidel, Dr. Reinecke, Kapitänleutnant Deimling.** Mit 6 farbigen Karten, 21 ganzseitigen Tafeln und 237 Textabbildungen nach photographischen Aufnahmen. Elegant gebunden 10 Mark.

„Das überseeische Deutschland" ist das neueste vollständige Werk über die deutschen Kolonien. Es beansprucht das Interesse weitester Kreise unseres Volkes, in welchem die Beziehungen zu den überseeischen Besitzungen stetig wachsen und enger sich gestalten. Für Behörden, Kolonialgesellschaften und -vereine, Bibliotheken und Gelehrte, Militärs, die Exportindustrie, den Handelsstand, die Presse, die Missionsgesellschaften, für unsere wackern Kulturpioniere und deren Angehörige ist „Das überseeische Deutschland" von hervorragender Bedeutung. Ihnen allen wird es als auf der Höhe der Zeit stehendes

Deutsch-Südwest-Afrika. Junge Löwen.

authentisches Nachschlagewerk

gute Dienste leisten, den Gebildeten aller Stände will es in anziehender Weise die interessante Kenntnis des Kulturstandes unserer Kolonien vermitteln. — Die einzelnen Abschnitte sind von hervorragenden Kennern von Land und Leuten verfaßt. „Das überseeische Deutschland" enthält die Abschnitte: **Kamerun. Togo. Deutsch-Südwest-Afrika. Deutsch-Ost-Afrika. Neu-Guinea. Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean. Samoa. Kiautschou.**

258 vorzüglich ausgeführte Abbildungen erläutern den Text — ein reiches und fesselndes Bildermaterial, das seine Entstehung nicht künstlerischer Phantasie verdankt, sondern nach der Wirklichkeit aufgenommen ist, wie die beigedruckten Proben erkennen lassen. Die Karten enthalten die neuesten Ermittelungen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 866 E
WILSON
ANNEX